

„DER WIND IST RAUER ...“



**Kinder und Jugendliche in komplexen Problemsituationen
Eine Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe
in Sachsen**

- Schlussbericht -

Der mit dem Sächsischen Landesjugendamt verabredete Arbeitstitel für das hier dokumentierte Projekt lautete:

„Kompetenzen und Fragestellungen von Fachkräften der Jugendhilfe im Umgang mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen sowie Drogen konsumierenden jungen Menschen“

Universität Leipzig

Erziehungswissenschaftliche Fakultät

Institut für Erwachsenen-, Sozial- und Wirtschaftspädagogik

- Sozialpädagogik -

Karl Heine Straße 22b

04229 Leipzig

Projektleitung:

Prof. Dr. Christian von Wolffersdorff

ProjektmitarbeiterInnen:

M.A. EW Diana Hein

M.A. EW Kati Neudert

Sebastian Rahtjen

Vorwort

Die vorliegende Expertise wurde vom Sächsischen Landesjugendamt initiiert und als Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Sozialpädagogik der Universität Leipzig zwischen Juli 2006 und Februar 2007 erarbeitet. Ihr Thema ist der Umgang mit Jugendlichen in „komplexen Problemsituationen“, wie sie in den unterschiedlichsten Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe zum pädagogischen Alltag gehören. Denn regelmäßig sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Einrichtungen der Jugendhilfe mit Kindern und Jugendlichen konfrontiert, die aufgrund schwieriger familiärer Lebensbedingungen und schulischer Probleme, aber auch wegen intensiven Drogengebrauchs und nicht zuletzt aufgrund von psychiatrisch klärungsbedürftigen Verhaltensauffälligkeiten besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zugleich ist zu registrieren, dass es in der Kinder- und Jugendhilfe offenbar ein wachsendes Bedürfnis gibt, sich mit den pädagogischen Fragen auseinanderzusetzen, die der Umgang mit dieser Klientel aufwirft. Die Diskussionen über *schwierige Jugendliche*, die in letzter Zeit aus verschiedenen aktuellen Anlässen nicht nur im Bereich der Straffälligenhilfe, sondern auch in der Jugendhilfe, der Jugendpsychiatrie und der Schule geführt wurden, sind dafür ein deutliches Indiz.

Der Bericht enthält die Ergebnisse aus 30 explorativen Interviews mit Fachkräften der Jugendhilfe aus den Leistungsfeldern gem. §11 und §13 SGB VIII, §§27 ff SGB VIII sowie aus dem Bereich der Jugendgerichtshilfe. Die Gespräche wurden zu annähernd gleichen Teilen mit Vertretern öffentlicher und freier Träger der Jugendhilfe durchgeführt und stützten sich auf einen halbstandardisierten Leitfaden. Ziel der Erhebung war es vor allem, in Erfahrung zu bringen, welche Probleme und Fragestellungen die von uns interviewten Fachkräfte im Blick auf die genannte Zielgruppe als wichtig erachten und welche Kompetenzen sie für ihre Betreuung für notwendig halten. Eine weitere Zielsetzung des Projekts bestand darin, auf der Grundlage der Interviews zu Aussagen über bestehenden Unterstützungsbedarf und zu Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Fort- und Weiterbildung sowie die Fachberatung sozialpädagogischer Fachkräfte zu gelangen.

Um die Lesbarkeit des nachfolgenden Berichts nicht unnötig zu strapazieren, beschränken wir uns an mehreren Stellen auf die männliche Form, beziehen uns dabei aber selbstverständlich auf beide Geschlechter. Wir danken allen, die uns bei der Durchführung dieses Projekts unterstützt haben – vor allem unseren Interviewpartnern. Durch ihre große

Kooperationsbereitschaft haben sie es uns ermöglicht, das intensive Pensum an Reisen und Gesprächsterminen, das für die Umsetzung des Projektauftrags erforderlich war, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu bewältigen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 1

Teil I: Fragestellung und Aufbau der Untersuchung _____ 5

1. Jugendliche in komplexen Problemsituationen:

Zum fachlichen Hintergrund der Studie _____ 5

2. Zum Aufbau der Expertise _____ 9

3. Zielstellung der Untersuchung _____ 10

4. Aufbau der Untersuchung _____ 12

4.1 Chronologie der Untersuchung _____ 12

4.2 Forschungsdesign _____ 14

4.2.1 Erhebungsverfahren _____ 14

4.2.2 Erhebungsinstrument _____ 14

4.2.3 Interviewleitfaden _____ 15

4.2.4 Auswahl der Stichprobe _____ 18

4.2.5 Statistischer Überblick _____ 21

4.2.6 Auswertungsverfahren _____ 24

4.2.7 Zur Kritik der Forschungssituation _____ 24

Teil II: Darstellung der Ergebnisse _____ 26

5. Analyse der Fragestellungen _____ 26

5.1 Wahrnehmung der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen _____ 26

5.2 Arbeitsweisen und Kompetenzen im Tätigkeitsfeld der Jugendhilfe _____ 38

5.2.1 Arbeitsweisen _____ 38

5.2.1.1 Leitbilder, Ansätze und Handlungsstrategien _____ 38

5.2.1.2 „Eltern spielen immer die zentrale Rolle“ – Aussagen über Elternarbeit _____ 50

5.2.2 Kompetenzen _____ 54

5.2.2.1 Persönliche Kompetenzen _____ 55

5.2.2.2 Fachliche Kompetenzen _____ 61

5.2.2.3 Kompetenzerwerb _____ 67

5.2.3 Problemwahrnehmungen _____ 69

5.2.4 Resümee _____ 84

5.3 Unterstützung bei der Zusammenarbeit verschiedener Hilfesysteme _____ 85

5.3.1 Kooperationspartner _____ 85

5.3.2 Die Qualität von Kooperationsbeziehungen _____ 88

5.3.3 Voraussetzungen für gelingende Kooperation _____ 100

5.3.4 Unterstützungsbedarf für eine optimale Zusammenarbeit verschiedener Professionen _____ 102

5.3.5	Kooperationskoordinatoren	106
5.3.6	Voraussetzungen für professionelle Kooperation und interdisziplinäres Fallmanagement	109
5.3.7	Resümee	112
5.4	Unterstützung durch Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten	114
5.4.1	Situationsanalyse	115
5.4.2	Erwartungen	119
5.4.3	Resümee	125
5.5	Unterstützung durch Angebote der Fachberatung	126
5.5.1	Nutzungsmöglichkeiten und ihre Beurteilung	126
5.5.2	Erwartungen an die Fachberatung	131
5.5.3	Resümee	132
5.6	Wie wird Unterstützungsbedarf geäußert?	133
5.6.1	Unterstützungsbedarf auf der Grundlage der Erfahrungen im Handlungsfeld	133
5.6.2	Allgemein formulierter Unterstützungsbedarf	140
6.	Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	143
7.	Fragen und Probleme der Fachkräfte – ein abschließender Überblick	149
	Literaturverzeichnis	153
	Verzeichnis der Abbildungen	156
	Tabellenverzeichnis	156
	Anhang	I-VI

Teil I: Fragestellung und Aufbau der Untersuchung

1. Jugendliche in komplexen Problemsituationen: Zum fachlichen Hintergrund der Studie

Dieser Bericht fragt nach den Wahrnehmungen und Beobachtungen, die Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe in Bezug auf junge Menschen in „komplexen Problemsituationen“ machen. Wie sich anhand aktueller Fachdiskussionen leicht zeigen lässt, ist die damit angesprochene Klientel sozial und psychisch mehrfach belasteter junger Menschen während der letzten Jahre nicht nur im Bereich der erzieherischen Hilfen, sondern auch in der Schule, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie und von Seiten der Justiz verstärkt thematisiert worden. Insofern beinhaltet die auch in diesem Bericht verwendete Umschreibung „komplexer Hilfebedarf“ eine Aufforderung an die Adresse aller hier genannten pädagogischen Hilfesysteme. Wenn ihre Verpflichtung zu wechselseitiger Kooperation mehr sein soll als unverbindliche Programmatik, dann müssen sie alle sich mehr als bisher darauf einlassen, dass es zwischen ihren pädagogischen und politischen Zuständigkeiten einen Überschneidungsbereich gibt, der nach gemeinsamer Planung verlangt. Zugleich ist damit in sehr grundsätzlicher Weise das Problem der Kooperation unterschiedlicher pädagogischer Handlungsfelder angesprochen, das im Zuge neuer gesetzlicher Regelungen zur Kinder- und Jugendhilfe, aber auch als Folge krisenhafter gesellschaftlicher Entwicklungen an Bedeutung zugenommen hat. Zu nennen sind hier

- die Kooperationsbeziehungen der Jugendhilfe zur Justiz und zur Polizei bei Fragen von Kriminalitätsbekämpfung und Prävention,
- die Zusammenarbeit mit der Arbeitsverwaltung im Interesse einer verbesserten beruflichen Integration junger Menschen (Stichwort Jugendberufshilfe; arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit),
- der Versuch, das Verhältnis von Jugendhilfe und Schule nach Jahrzehnten wechselseitiger Distanz auf eine neue Grundlage zu stellen
- und nicht zuletzt die Aufgabe, ein neues Arbeitsbündnis mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie zu entwickeln – mit der sie zwar schon seit langem kooperiert (vgl. die Regelungen zu §35a SGB VIII sowie die Anforderungen an eine multidisziplinäre Hilfeplanung gemäß §36 SGB VIII), aber noch immer manche „Grenzstreitigkeit“ auszufechten hat.

Wie die Diskussion zur strukturellen Entwicklung der Kinder- und Jugendhilfe in den beiden letzten Jahrzehnten zeigte, hat sich das Bewusstsein über die Notwendigkeit erweiterter Kooperationsbeziehungen nicht kontinuierlich, sondern in kleinen Schritten und gegen manche Widerstände herausgebildet. In der oben aufgeführten Liste kommt der Kooperation zwischen Jugendhilfe und KJPP neben dem Kooperationsfeld Jugendhilfe und Schule zweifellos eine besondere Aktualität zu. Auch in dem soeben vorgelegten Abschlussbericht des Meissener Modellprojekts zur interdisziplinären Hilfeplanung wird dies deutlich, wenn dort der „Verpflichtung zur Kooperation“ eine kritische Betrachtung gewidmet wird (SMS 2007, S.11f). Vor allem der Widerspruch, dass bestehende Kooperationsverpflichtungen von allen Beteiligten zwar stets gefordert, in der Praxis aber oftmals verfehlt werden, wird in dem Bericht mit dankenswerter Offenheit angesprochen. In der folgenden Passage wird nach den dafür maßgeblichen Gründen gefragt, zugleich aber auch nach Mitteln und Wegen gesucht, wie aus allgemeiner Kooperationsrhetorik mehr als bisher verbindliches gemeinsames Handeln werden könnte:

„Dabei geht es nicht um ein ungenügendes nachbarschaftliches Zusammenwirken beim unvermeidlichen Umgehen der Dienste miteinander, sondern um einen Mangel an gemeinsamem Handeln mit dem Ziel einer vernetzten Problemlösung. Anstelle eines kreativen Zusammenführens der in den verschiedenen Institutionen vorhandenen Leistungsressourcen scheinen vielmehr oft wechselseitige Zuständigkeitszuweisungen und leistungsrechtliche Abgrenzungsbemühungen im Vordergrund zu stehen. Zur Qualifizierung gemeinsamer Hilfeplanung führt Kooperation erst dann, wenn sie als ein Programm verstanden wird, das darauf abzielt, professionelles Handeln mehrerer Fachdienste in gemeinsamer Verantwortung und unter wechselseitiger fachlicher Achtung beständig weiterzuentwickeln“ (a.a.O., S.11).

Auch im vorliegenden Bericht geht es an vielen Stellen um Erfahrungen, die mit Kooperation und Vernetzung sowie mit der Frage zu tun haben, wie unterschiedliche Aspekte von Fachlichkeit und zum Teil gegensätzliche institutionelle Kulturen produktiv miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Dabei richtet sich der Blick auf eine Klientel, die in der Vergangenheit allzu schnell mit ausgrenzenden Begriffen wie „schwer erziehbar“, „nicht vermittelbar“ u.ä. belegt wurde und deren Hilfebedarf sich sowohl an die Adresse der Schule als auch an Jugendhilfe und Psychiatrie richtet. Diese Jugendlichen gelten als die schwierigen bzw. schwierigsten Fälle der Jugendhilfe, die oft nur noch zwischen den Systemen hin- und hergeschoben werden können. Sie kosten Zeit und Nerven, treiben Erzieher an ihre Grenzen und machen Helfer hilflos. Sie verlangen Zuwendung, verweigern sich aber zugleich jeder pädagogischen Zumutung. Sie zeigen sich unerreichbar und cool, leiden dabei aber auch an sich selbst und ihren vielfältigen persönlichen und sozialen Beeinträchtigungen (a.a.O., S.10). Gefühle von Schwäche und Ohnmacht werden mit

geschlechts- und körperbezogenen Verhaltensweisen überspielt - Darstellung von aggressiver Männlichkeit bei Jungen, Tendenzen zur Selbstschädigung bei Mädchen.

Auch wenn es sich hier um eine kleine Zielgruppe handelt, führt die Frage nach angemessenen Handlungskonzepten immer wieder zu grundsätzlichen Kontroversen, bei denen Fragen der Erziehung, Bildung und psychosozialen Betreuung dieser Klientel sowie die dafür erforderliche finanzielle Ausstattung und fachliche Absicherung im Mittelpunkt stehen – zum Beispiel: Gehört die Auseinandersetzung mit Drogenkonsum und Suchtgefährdungen zu den „normalen“ Aufgaben erzieherischer Hilfen, oder müssen diese Jugendlichen möglichst schnell an spezialisierte Fachdienste weitergeleitet werden? In welchem Umfang kann die Erziehung von Jugendlichen mit komplexem Hilfebedarf nach therapeutischen Prinzipien erfolgen, wie sie aus fachlicher Sicht für notwendig gehalten werden? Welche Rolle spielt dabei die Knappheit der für therapeutische Interventionen verfügbaren Mittel, und an welche Grenzen stößt die immer wieder geforderte Verbesserung der Kooperation zwischen Jugendhilfe und Psychiatrie? Nicht zuletzt zeigen auch die in letzter Zeit erneut aufgebrochenen Diskussionen zum Thema geschlossene Unterbringung bzw. freiheitsentziehende Maßnahmen den strukturellen Klärungsbedarf, den es bei diesen Fragen gibt.

Auch bei der Frage des Drogenkonsums, die einen weiteren Schwerpunkt der hier dokumentierten Gespräche bildete, reflektieren die Einschätzungen der Fachkräfte aktuelle Probleme und Entwicklungen, die zum Teil mit der Grenzlage Sachsens zusammenhängen – wie sich zum Beispiel an der großen Verbreitung von Amphetaminen in den Regionen beiderseits der sächsisch-tschechischen Grenze zeigt. Zu beachten ist auch, dass Drogengebrauch in den Schilderungen der von uns befragten Fachkräfte vielfach als Normalität jugendlicher Lebenswelten beschrieben wird. Nicht nur Alkohol und Zigaretten, sondern auch der Konsum illegaler Drogen wird von Jugendlichen kaum noch als abweichendes Verhalten empfunden, sondern ist, wie sich ein Gesprächspartner ausdrückte, unter Jugendlichen weitgehend gesellschaftsfähig geworden. Auch in dieser Hinsicht verweisen die Interviews auf Probleme, die nach mehr Kooperation zwischen den pädagogischen Handlungsfeldern verlangen, insbesondere zwischen Jugendhilfe und Schule. Was den Aspekt Grenzregion betrifft, so wird es sich dabei in Zukunft verstärkt um grenzüberschreitende Formen der Zusammenarbeit handeln müssen.

Bereits im zweiten Sächsischen Kinder- und Jugendbericht wurde die These formuliert, dass die unterschiedlichen pädagogischen Handlungsfelder und Institutionen gerade beim Umgang mit Jugendlichen, die sich in komplexen Problemlagen befinden, nach neuen

Wegen der Kooperation suchen müssen. Der Bericht hebt dabei die Notwendigkeit hervor, „Querschnittsaufgaben und Kooperationsprofile der Kinder- und Jugendhilfe“ über bestehende Ressortgrenzen hinweg weiter zu entwickeln. In diesem Zusammenhang wurde an mehreren Stellen auch der Problemkomplex „schwierige Jugendliche“ angesprochen, um den es in der vorliegenden Expertise schwerpunktmäßig geht. Die folgende Passage wird hier noch einmal im Zusammenhang zitiert, weil sie auf einen Aspekt hinweist, der auch in unseren Gesprächen mit Fachkräften der sächsischen Kinder- und Jugendhilfe eine wichtige Rolle spielte.

„Oft wird von der Praxis der Eindruck geäußert, es seien vor allem die psychologisch komplizierteren Probleme im Zusammenhang mit familiären Belastungen, Selbstwertstörungen, aggressiven Verhaltensmustern und Suchtgefährdung, die der steigenden Nachfrage nach erzieherischen Hilfen zugrunde liegen. Auch Sachverständige, die von der Jugendberichtskommission zu einem Hearing über Fragen der Hilfen zur Erziehung eingeladen wurden, bestätigen diese Beobachtung. [...] Jugendliche, für die Hilfen zur Erziehung nachgefragt werden, [haben oft bereits sehr belastende Lebenserfahrungen gemacht.] Viele von ihnen haben lange Betreuungskarrieren hinter sich, waren mehrfach in Heimen untergebracht, wurden psychiatrisch begutachtet und misstrauen jedem weiteren Versuch, eine pädagogische Beziehung zu ihnen aufzubauen. Auch wenn Behauptungen über eine schwieriger werdende Klientel in der Jugendhilfe mit Vorsicht zu beurteilen sind, weil sie die Gefahr einer Individualisierung komplexer Ursachen unterliegen, ist nicht zu übersehen, dass die Anforderungen an die in den erzieherischen Hilfe tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zugenommen haben“ (SMS 2003.S.176).

Die zitierte Passage enthält Einschätzungen zu einem Fragenkomplex, der auch in den nachfolgend dokumentierten Interviews mit Fachkräften der sächsischen Kinder- und Jugendhilfe mehrfach zur Sprache kommen wird: Wie gestaltet sich der „Hilfebedarf“ von Kindern und Jugendlichen (sowie ihren Familien), mit denen die Jugendhilfe in den einzelnen Leistungsbereichen heute konfrontiert ist? Haben sich die psychosozialen Problemlagen, mit denen es die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, der Jugendpsychiatrie etc. heute zu tun haben, verschärft – und wenn ja, in welcher Hinsicht und mit welchen Folgen?

Um in der Auseinandersetzung mit diesen Fragen nicht bei der ebenso plakativen wie abgegriffenen Behauptung stehen zu bleiben, die heutigen Fälle der Jugendhilfe seien irgendwie „schwieriger als früher“ (s.o.), setzt sich der vorliegende Bericht das Ziel einer differenzierten Beschreibung. Dabei sollen berufliche Wahrnehmungen und Einschätzungen aufgezeichnet werden, bei denen es nicht um pauschale Behauptungen über „die“ Jugendlichen, sondern um aktuelle Praxiserfahrungen, Auffassungen und Veränderungswünsche von pädagogischen Fachkräften der Jugendhilfe geht. Ein Problem, das in den Aussagen der befragten Personen immer wieder angesprochen wird, bezieht sich dabei auf die Wahrnehmung, dass in vielen Fällen „zu spät gehandelt wird“ bzw. dass

erzieherische Hilfen aufgrund lange fortgeschrittener Problemverläufe und Verwahrlosungstendenzen ihre Ziele nicht mehr erreichen können. Interessant ist, dass solche Einschätzungen sowohl von Fachkräften der Schulsozialarbeit als auch von Mitarbeitern in Kinder- und Jugendheimen sowie der Erziehungsberatungsstellen geäußert wurden – einschließlich der Folgerung, sich bereits im Kindergarten verstärkt um verhaltensauffällige Kinder zu kümmern (s.u.).

Ein weiteres gemeinsames Merkmal der hier dokumentierten Gespräche liegt sicherlich darin, dass wohl die meisten der von uns befragten Personen die psychosozialen Belastungen der Jugendhilfe-Klientel, auf die sich ihre Aussagen beziehen, im Zusammenhang mit den problematischen Gesellschaftsentwicklungen der Gegenwart reflektieren: Zunehmende Armut und Ungleichheit; Gefährdung der sozialen Gerechtigkeit; Tendenzen zur Polarisierung der Lebenswelten, vor allem in großstädtischen Problemregionen; Ausgrenzung sozial schwacher und ökonomisch unproduktiver Bevölkerungsschichten; weitere Zunahme fremdenfeindlicher Ressentiments. Das Wissen um diese krisenhaften Entwicklungen verleiht den nachfolgend dokumentierten Einschätzungen von Fachkräften an vielen Stellen einen skeptischen Charakter, der sich von der sozialpädagogischen „Aufbruchsmentalität“ früherer Jahre deutlich unterscheidet. Was dadurch gewonnen wird, ist aber der unverstellte Blick auf einen Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, dessen Bedeutung für die Betreuung junger Menschen in komplexen Problemsituationen künftig eher noch zunehmen dürfte. Insofern versteht sich dieser Bericht auch als sozialpädagogische Momentaufnahme in einer Zeit gesellschaftlicher Umbrüche, die das pädagogische Selbstverständnis der Kinder- und Jugendhilfe gegenwärtig auf eine harte Belastungsprobe stellen.

2. Zum Aufbau der Expertise

Die hier vorliegende Expertise ist in zwei Teile strukturiert. Teil I umfasst die Darstellung des Untersuchungsablaufes. Dabei wird auf die Zielstellung und den Aufbau der Untersuchung eingegangen. In diesem Abschnitt werden sowohl das Erhebungsverfahren, das Erhebungsinstrument, der Interviewleitfaden und die Stichprobe vorgestellt als auch ein erster statistischer Überblick gegeben. Abschließend wird das Auswertungsverfahren skizziert.

Teil II beinhaltet zum einen die Darstellung der Ergebnisse und zum anderen die daraus resultierenden Thesen. Die Analyse der erfassten Fragestellungen folgt einer fortlaufenden Struktur. Zu Beginn werden die wahrgenommenen Veränderungen von Kindern und

Jugendlichen herausgearbeitet, die u.a. die Grundlage für die weitere Datenanalyse bilden. Die Darstellung der weiteren Auswertungspunkte zu Kooperation, Fort- und Weiterbildung sowie Fachberatung erfolgt jeweils in zwei Segmenten, den Leistungsbereichen §11 und §13 SGB VIII sowie der Jugendgerichtshilfe (JGH) und anschließend den Leistungsbereichen §§27 ff sowie §35 a SGB VIII. Danach wird der festgestellte Unterstützungsbedarf noch einmal zusammenfassend dargestellt, wobei versucht wird, Thesen zur Professionalisierung der sozialpädagogischen Arbeit mit diesen Kindern und Jugendlichen abzuleiten.

3. Zielstellung der Untersuchung

Anliegen dieser Untersuchung ist es, Herausforderungen aufzuzeigen, mit denen Sozialpädagogen im Umgang mit Jugendlichen in komplexen Problemsituationen konfrontiert sind. Dabei sollen Erkenntnisse aus der Praxis im Umgang mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen sowie ihre Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern abschließend zu Aussagen gebündelt werden, die den Bedarf an Unterstützung im Fortbildungsbereich und in Beratungsangeboten anzeigen. Die Studie möchte auf diese Weise einen Beitrag zur Verbesserung der Kooperationsbeziehungen zwischen den Hilfesystemen leisten – etwa im Hinblick auf die Weiterentwicklung eines interdisziplinären Fallmanagements.

Die erhobenen Daten werden im Rahmen der Auswertung auf mögliche Einflussfaktoren wie territoriale Unterschiede (Stadt, Landkreis und grenznahe Gebiete), Art der Trägerschaft der Einrichtungen und Projekte (öffentliche und freie Trägerschaft), verschiedene Aufgaben der Leistungsbereiche (§11 und §13 SGB VIII/ §§27ff SGB VIII/ JGH) oder auch Einrichtungsgröße hin untersucht. Anhand der Zielstellung sind folgende erkenntnisleitenden Fragestellungen für die Problemanalyse zusammengefasst worden:

I) Wie nehmen Fachkräfte der Jugendhilfe die von ihnen begleiteten Kinder und Jugendlichen wahr?

- Verändert sich die Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen aus Sicht der Fachkräfte?
- Welche Veränderungen werden thematisiert und womit werden sie begründet?
- Wie verändern diese Erkenntnisse den Umgang mit Kindern und Jugendlichen?

II) Wie beschreiben Fachkräfte der Jugendhilfe Arbeitsweisen und Kompetenzen in ihrem Tätigkeitsfeld – spezifisch im Umgang mit Kindern und Jugendlichen in besonderen Problemlagen?

- Nach welchen Ansätzen und mit welchen Handlungsstrategien arbeiten die Mitarbeiter in den Einrichtungen bzw. Projekten (u.a. Leitbild, Rahmenbedingungen und Einbindung von Eltern)?
- Welche Kompetenzen sind aus Sicht der Befragten im Umgang mit Kindern und Jugendlichen von Bedeutung?
- Und auf welche Weise können diese Kompetenzen ihrer Meinung nach erworben werden?
- Wo werden persönliche und fachliche Grenzen sichtbar?
- Wie werden erfahrene Grenzen überwunden?

III) Wie kann eine Unterstützung zur Zusammenarbeit von verschiedenen Hilfesystemen geleistet werden?

- Wie wird die Zusammenarbeit mit bestehenden Kooperationspartnern seitens der Fachkräfte eingeschätzt? Welche Erfahrungen sind entstanden und welche Hindernisse beeinflussen eine qualifizierte Kooperation aus Sicht der Untersuchungsteilnehmer?
- Auf welche Art und Weise werden Kooperationsbeziehungen gepflegt (Rahmenbedingungen, formelle/ informelle Vereinbarungen, Intensität der Zusammentreffen)?
- Welche Voraussetzungen brauchen gelingende Kooperationsbeziehungen?
- Wird der Einsatz eines Kooperationskoordinators als eine hilfreiche Unterstützung für die Beziehungen wahrgenommen?
- Welche Möglichkeiten der Zusammenarbeit müssen aus Sicht der Befragten geschaffen werden, um für Kinder und Jugendliche angemessene Hilfen und Unterstützung zu bieten?

IV) Wie kann im Bereich der Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten eine Unterstützung zur qualifizierten sozialpädagogischen Arbeit geleistet werden?

- Wie wird von Mitarbeitern der befragten Einrichtungen/Projekte die derzeitige Situation im Bereich der Fort- und Weiterbildung eingeschätzt?
- In welcher Form (inhaltlich/ organisatorisch) müssen Angebote von Fort- und Weiterbildung – angepasst an die aktuellen Anforderungen der sozialpädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen – gestaltet sein? (d.h. u.a. Welche Themen ergeben sich aufgrund der veränderten Situation im Umgang mit Kindern und Jugendlichen?)

V) Wie können Angebote der Fachberatung für Fachkräfte der Jugendhilfe unterstützend wirken?

- Welche Beratungsmöglichkeiten werden in Anspruch genommen? In welcher Form finden Beratungen statt?
- Wie werden aus Sicht der Fachkräfte die Angebote eingeschätzt?
- In welcher Weise müssen Beratungsangebote auf Grundlage der aktuellen Anforderungen der sozialpädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen gestaltet sein?

VI) Inwieweit wird ein Unterstützungsbedarf geäußert?

- Von wem erwarten Fachkräfte der Jugendhilfe allgemeine und konkrete Unterstützung?
- Was sollte sich ihrer Meinung nach verändern oder verbessern?

VII) Inwieweit lassen sich aus den Erkenntnissen der Untersuchung und den daraus entstandenen Thesen Aussagen über die Entwicklung eines interdisziplinären Fallmanagements ableiten?

- In welchen Bereichen ist ein interdisziplinäres Fallmanagement gefordert?
- Welche Voraussetzungen müssen aus Sicht der Fachkräfte für eine effektive Fallzusammenarbeit erfüllt sein?

4. Aufbau der Untersuchung

4.1 Chronologie der Untersuchung

Phase 1 (Juli 2006)

Die einleitende Phase des Forschungsprozesses diente vorrangig der Literaturrecherche sowie der Problemanalyse, der Formulierung des Forschungsvorhabens und der Entwicklung eines ersten Untersuchungsdesigns. Es wurden in der Pilotphase sechs Einrichtungen/Projekte in Leipzig und Umland ausgewählt, um in einem Pretest die Aussagefähigkeit des Untersuchungsinstrumentes zu überprüfen.

Für eine qualifizierte Auswahl der Stichprobe war eine Unterstützung seitens der sächsischen Jugendämter notwendig. In Abstimmung mit dem Auftraggeber wurde ein Anschreiben an die 29 sächsischen Jugendämter formuliert und versendet, mit der Bitte, eine Auswahl entsprechender Einrichtungen und Projekte einzureichen.

Phase 2 (August 2006)

Das Erhebungsinstrument der offenen halbstrukturierten Befragung wurde in Phase 2 mehreren Pretests unterzogen. Der Interviewleitfaden wurde während und nach der Pretest-Phase kontinuierlich überarbeitet und präzisiert, im Anschluss wurde die Stichprobe für die reguläre Erhebungsphase festgelegt und die ausgewählten Interviewpartner über das Vorhaben informiert.

Phase 3 (September/ Oktober 2006)

In Phase 3 lag der Schwerpunkt auf der Datenerhebung. Die Befragungen fanden zum Großteil mit den Mitarbeitern in ihrer Einrichtung statt. Die erhobenen Daten wurden digital aufgezeichnet und im Verlauf der Interviews protokolliert. Die Kriterien für die Protokollierung ergaben sich aus den vorangestellten Fragestellungen.

Phase 4 (November 2006)

Die bislang erhobenen Daten wurden einer Analyse unterzogen und erste Tendenzen dem Sächsischen Landesjugendamt vorgestellt. Des Weiteren wurde in Phase 4 der zweite Teil der Datenerhebung realisiert und protokolliert.

Zeitgleich begann eine Einordnung der Daten in erste, aus den Fragestellungen gebildete Kategorien.

Phase 5 (Dezember 2006)

Die komplexe Analyse der Daten mittels qualitativer Inhaltsanalyse begann nach Beendigung der Datenübertragung.

Phase 6 (Januar-März 2006)

In der letzten Phase wurden die Ergebnisse aus den gewonnenen Daten in der hier vorliegenden Expertise zusammengefasst und abschließend interpretiert. Die Ergebnisse der Untersuchung werden im März 2006 präsentiert.

In der folgenden Abbildung sind die Arbeitsschritte der Untersuchung noch einmal chronologisch aufgeführt.

Arbeitsschritte	
Phase I – Problemanalyse und Leitfadenkonstruktion	
Juli 2006	<ul style="list-style-type: none">✓ Vorabstimmung des Untersuchungsdesigns mit dem Sächsischen Landesjugendamt✓ Literatur- und Internetrecherche✓ Formulierung und Präzisierung des Forschungsvorhabens✓ Entwicklung des Erhebungsinstruments für einen Pretest✓ Auswahl bestehender Einrichtungen und Projekte für den Pretest✓ Anschreiben an die Jugendämter zur Auswahl geeigneter Einrichtungen und Projekte
↓	
Phase II – Pretest und Leitfadenpräzisierung	
August 2006	<ul style="list-style-type: none">✓ Pretest✓ 1. Präzisierung des halbstandardisierten Interviewleitfadens✓ Planung und Vorbereitung der Erhebungsphase:<ul style="list-style-type: none">- Festlegung der regionalen Verteilung nach Auflagen der Ausschreibung- zusätzliche Internetrecherche zu Einrichtungen und Projekten- Auswahl der vorhandenen Einrichtungen und Projekte
↓	
Phase III – Datenerhebung Teil 1	
Sept.-Okt. 2006	<ul style="list-style-type: none">✓ 2. Präzisierung des halbstandardisierten Interviewleitfadens✓ Präsentation und Abstimmung des Untersuchungsdesigns mit dem Sächsischen Landesjugendamt✓ Terminvereinbarungen zur Datenerhebung✓ 1. Teil Datenerhebung✓ 1. Teil Protokollierung und Verschriftlichung der erhobenen Daten✓ erste Analyse – Tendenzfeststellung
↓	
Phase IV – Datenerhebung Teil 2	
November 2006	<ul style="list-style-type: none">✓ Zwischenbericht – Präsentation✓ 2. Teil Datenerhebung vor Ort✓ 2. Teil Protokollierung und Verschriftlichung der erhobenen Daten✓ Kategorienbildung und Sequenzierung des Datenmaterials✓ Datenübertragung

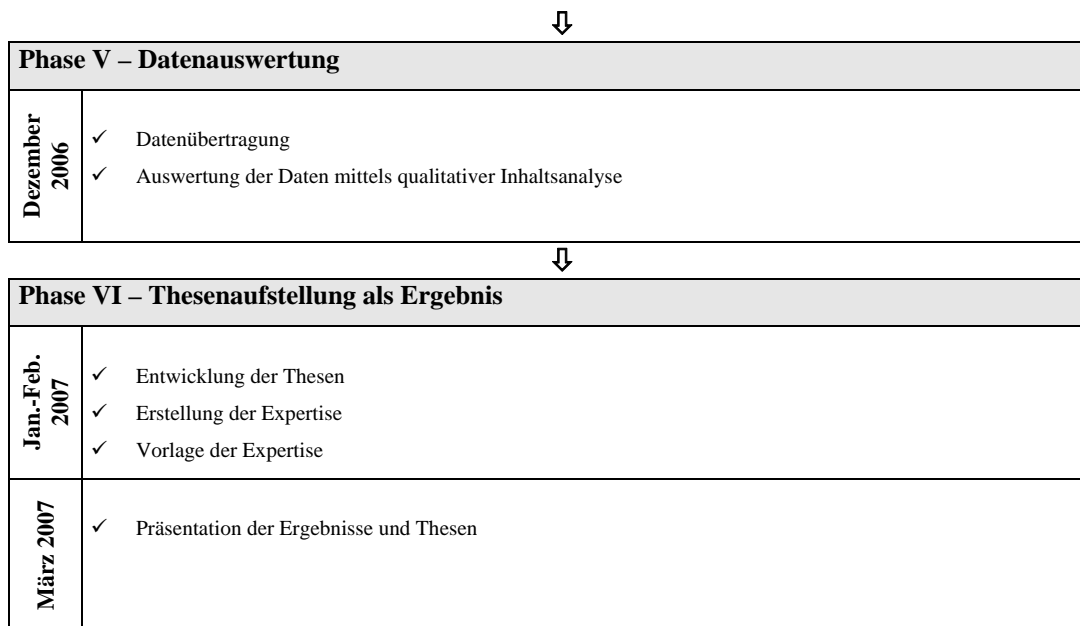


Abb. 1: Chronologie der Untersuchung

4.2 Forschungsdesign

4.2.1 Erhebungsverfahren

Als Erhebungsmethode für die hier durchgeführte Untersuchung wurde die persönliche Befragung gewählt. Um Fragestellungen und Kompetenzen von Fachkräften der Jugendhilfe zu ermitteln, bietet diese Form der Datengewinnung die effizienteste Möglichkeit, umfangreiche aussagekräftige Informationen zu Erfahrungen von Mitarbeitern der Jugendhilfe zu erhalten. Die Aussagen, die im Gespräch gewonnen werden können, spiegeln subjektives Erleben im alltäglichen Umgang der Fachkräfte mit Kindern und Jugendlichen in besonderen Problemlagen wider und ergeben ein Material, das in einer qualitativen Analyse, wie in Abschnitt 4.2.6 beschrieben, bearbeitet werden konnte.

Die Gespräche fanden in den meisten Fällen in den Einrichtungen der Befragten statt. Damit konnte eine vertraute Gesprächsatmosphäre für die Befragten hergestellt und eventuelle Hemmschwellen überwiegend abgebaut werden.

4.2.2 Erhebungsinstrument

Die problemzentrierte Interviewführung anhand eines halbstandardisierten Leitfadens ist ein Verfahren der halbstrukturierten Befragung, das eine große Offenheit bezüglich der Fragen und Antworten ermöglicht, gleichzeitig aber eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse sichert. Diese Form wurde gewählt, damit Sichtweisen zum Umgang mit Kindern und Jugendlichen

in den Tätigkeitsfeldern der Jugendhilfe frei formulierbar sind – da ein Forschungsinteresse über eine bloße Beantwortung der Fragen hinaus an den Sinndeutungen der Befragten besteht.

Der Interviewleitfaden, wie unten näher erläutert, stellt in diesem Sinne eine Richtlinie dar. Die Fragen variieren je nach Interviewsituation und sind offen für unerwartete Antwortreaktionen der Befragten und neue Gesichtspunkte, die sich aus dem Gesprächsverlauf ergeben.

4.2.3 Interviewleitfaden

Der Interviewleitfaden ist als eine fokussierte Interviewmethode entwickelt worden, die sich zum einen spezifisch mit dem Thema *Pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen* und zum anderen mit dem Thema *Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen* auseinandersetzt.

Dieser Leitfaden entstand aus den in der Problemanalyse komprimierten erkenntnisleitenden Fragestellungen und beinhaltet eine Reihe thematischer Fragen, die in einzelne Komplexe gegliedert sind. Die Fragen sind – wie bereits erwähnt – der jeweiligen Interviewsituation angepasst und dementsprechend offen gestaltet sowie in ihrer Reihenfolge nicht konkret festgelegt. In der Pilot-Phase (Pretest) wurde der Leitfaden getestet, anschließend bis zum Beginn der regulären Erhebung wiederholt modifiziert und präzisiert, um die Aussagekraft der Antworten zu erhöhen.

Um Aufschluss über den Unterstützungsbedarf in einzelnen Arbeitsbereichen des Tätigkeitsfeldes der Befragten zu erhalten, wurden insgesamt acht Komplexe zum Thema *Pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen* und sechs Komplexe zum Thema *Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen* erstellt, die im Folgenden beschrieben werden.

Einleitend zur Thematik wurden **Rahmendaten** erhoben, die zum einen für einen statistischen Überblick von Bedeutung sind und zum anderen in der Ergebnisanalyse Aufschluss darüber geben können, inwieweit sich beispielsweise Faktoren wie Einrichtungsgröße, beruflicher Werdegang und konzeptionelle Ansätze bzw. Leitbilder auf die Wahrnehmung der Situation niederschlagen. Im Themenbereich *Pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen* bilden folgende Komplexe die Grundlage des Leitfadens:

- 1) Veränderungen der Zielgruppe Kinder und Jugendliche
- 2) Rahmenbedingungen der Einrichtungen/Projekte
- 3) Handlungsstrategien im Umgang mit Kindern und Jugendlichen
- 4) Kompetenzen und Grenzen
- 5) Fachberatung
- 6) Fort-/ Weiterbildung und Zusatzqualifikationen
- 7) Elternarbeit
- 8) Kooperation

Unter **Punkt 1** wurde gefragt, wie sich die Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen in den letzten Jahren verändert hat und an welchen Faktoren die Befragten dies festmachen, auf welche Besonderheiten zu achten ist und welche Konsequenzen diese für die Einrichtungen/ Projekte haben. Dabei wird auch die Frage aufgegriffen, welche Erwartungen von außen an die Einrichtungen/Projekte heran getragen werden und wie sich die Mitarbeiter mit den wahrgenommenen Veränderungen der Zielgruppe auseinandersetzen.

Punkt 2 umfasst Rahmenbedingungen, die sich auf festgesetzte Regelungen in der Einrichtung/ im Projekt und deren Konsequenzen bei Nichteinhaltung beziehen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den gesammelten Erfahrungen der Fachkräfte und den daraus eventuell resultierenden fachlichen und persönlichen Grenzen.

In **Punkt 3** werden Fragen zu Strategien und Methoden sowie zu den Erfahrungen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen gestellt. Explizit wird nach Hintergrundwissen zu den Biographien der betreuten Kinder und Jugendlichen, deren Inanspruchnahme weiterer Jugendhilfe- und Schulangebote sowie therapeutischer Angebote gefragt und inwieweit diese in die Arbeit mit einbezogen werden. Ein weiteres Augenmerk liegt auf den Handlungsmöglichkeiten bei verbaler und körperlicher Gewalt der Jugendlichen untereinander und gegenüber Mitarbeitern. Dabei geht es um Fragestellungen zu Situationen und Bedingungen, in denen Interaktionen mit Jugendlichen erschwert werden oder nicht gelingen. Hier wird die Frage aufgegriffen, was es persönlich für die Mitarbeiter erschwert, mit den Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, an welche persönlichen Grenzen sie stoßen und wie sie diese Erfahrungen verarbeiten.

Welche Kompetenzen in der jeweiligen Tätigkeit unerlässlich sind, ist eine Frage des **4. Punktes**. Hier wird Bezug auf die persönlichen und fachlichen Kompetenzen genommen, wie und in welcher Form diese gegebenenfalls erworben werden können.

Punkt 5 hat sich mit dem Thema der Unterstützungsleistung und des Unterstützungsbedarfs durch Fachberatungsangebote auseinander gesetzt: Welche internen und externen Angebote

in welcher Form genutzt, wie diese Angebote in ihrer Qualität und Wichtigkeit eingeschätzt werden und welche Fragen auf Seiten der Befragten diesbezüglich entstehen.

Im Bereich der Fort- und Weiterbildung (**Punkt 6**) werden Fragen zur Situationsbeschreibung von inhaltlichen und organisatorischen Gegebenheiten aufgegriffen. Welche Erfahrungen wurden gesammelt und welche Verbesserungsvorschläge ergeben sich aus der Sicht der Interviewten. Für die antizipierte Thesenbildung ist hierbei die Frage von Bedeutung, welche Themen verstärkt angeboten werden sollten.

In Bezug auf Diskussionen über Elternarbeit in verschiedenen Bereichen der Jugendhilfe ergeben sich in **Punkt 7** Fragen dazu, inwieweit Eltern in die Arbeit einbezogen werden, inwiefern die Befragten diesen Aspekt als sinnvoll ansehen, welche Erfahrungen sie damit gesammelt haben und mit welchen Hindernissen Fachkräfte in der Zusammenarbeit konfrontiert sind.

Der letzte Komplex Kooperation (**Punkt 8**) umfasst Fragen zu allgemeinen Voraussetzungen von Kooperationsbeziehungen (Kooperationsvereinbarungen, Häufigkeit der Arbeitstreffen und Qualität von Beziehungen). In diesem Bereich liegt der Schwerpunkt auf den Erfahrungen der Befragten: Wie sie ihre Zusammenarbeit mit Partnern einschätzen, welche Hindernisse auftreten und wie sinnvoll Gremien- und Netzwerkarbeit eingeschätzt wird. Dabei werden ebenfalls Fragen danach aufgegriffen, was eine gute Zusammenarbeit bzw. Kooperation nach Meinung der Befragten ausmacht und welche Ansichten zum Einsatz eines externen Kooperationskoordinators bestehen.

Im Themenbereich *Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen* sind folgende Komplexe in den Leitfaden eingeflossen:

- 1) Bedeutung von Drogen bei Kindern und Jugendlichen und der Umgang mit daraus resultierenden Problemen
- 2) Handlungsstrategien im Umgang mit Konsumenten
- 3) Kompetenzen
- 4) Fort-/ Weiterbildung und Zusatzqualifikationen
- 5) Elternarbeit
- 6) Kooperation

In **Punkt 1** wird nach der Bedeutung der legalen und illegalen Drogen in der Einrichtung gefragt, nach spezifischen Ansätzen im Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen sowie den Rahmenbedingungen bzw. Regelements in der Einrichtung/ im Projekt und den diesbezüglichen Erfahrungen, die damit gesammelt worden sind.

Punkt 2 geht auf Erfahrungen im Erkennen von Suchtproblematiken und möglichen Handlungsstrategien ein. Dabei wird nach persönlichen Sichtweisen und auch Grenzen im Verhalten zu diesen Jugendlichen gefragt, die in Verbindung mit der Fragestellung nach unerlässlichen Kompetenzen (**Punkt 3**) für den Umgang mit konsumierenden oder suchgefährdeten jungen Menschen stehen.

Im Komplex zu Fort- und Weiterbildung (**Punkt 4**) ist spezifisch die Frage nach notwendigen, nützlichen inhaltlichen Veränderungen und Ergänzungen zur Drogenproblematik gestellt worden.

Auch bei diesem Thema stellen sich die Fragen (**Punkt 5**), wie Eltern einbezogen werden, ob und wie Eltern über Verletzungen des Jugendschutzgesetzes und/oder Suchtgefährdungen ihrer Kinder informiert werden und welche Erfahrungen die befragten Fachkräfte diesbezüglich gesammelt haben.

Ebenso wird nach Kooperationsbeziehungen (**Punkt 6**), insbesondere nach Kontakten zum Suchthilfesystem und diesbezüglichen Erfahrungen gefragt.

Abschließend werden noch einmal Fragen zum allgemeinen **Unterstützungsbedarf** gestellt – danach, wo und von wem die Befragten konkrete Unterstützung erwarten und wie sich öffentliche Träger aus Sicht freier Träger und umgekehrt entwickeln sollten, um eine weitere Professionalisierung der sozialpädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen zu erreichen.

4.2.4 Auswahl der Stichprobe

Die Stichprobe wurde der Zielstellung der Untersuchung entsprechend bewusst nach folgenden Kriterien ausgewählt:

- sachsenweite flächendeckende Verteilung
- ausgewogenes Verhältnis von Einrichtungen und/oder Projekten in öffentlicher und freier Trägerschaft (es sollte eine Verteilung von 50/50 erreicht werden)
- Verteilung der Einrichtungen und/oder Projekte nach 2/3 (66,7%) im ländlichen Raum/ Landkreisen und 1/3 (33,3%) in kreisfreien Städten des Freistaates.

Die Auswahl orientierte sich an vorhandenen Einrichtungen und Projekten sowie an der Erreichbarkeit und Bereitschaft zur Untersuchung seitens der Träger und Einrichtungen/ Projekte. Die Festlegung der Interviewpartner erfolgte zunächst auf Grundlage der benannten Einrichtungen/Projekte der jeweiligen Landkreise und Städte durch die zuständigen

Jugendämter. Die geringe Rücklaufquote auf das Anschreiben von 41,4 % (12 von möglichen 29 Antworten) machte eine zusätzliche Internetrecherche notwendig. Aufgrund der Nichterreichbarkeit einiger ausgewählter Interviewpartner und vor dem Hintergrund des festgesetzten Zeitrahmens fanden in einzelnen Landkreisen und kreisfreien Städten mehrere Datenerhebungen mit unterschiedlichen Einrichtungen/Projekten statt. Insgesamt umfasst die Stichprobe für die Datenerhebung 30 Einrichtungen bzw. Projekte in öffentlicher und freier Trägerschaft. Davon fallen sechs Interviews (sieben Befragte) in die Pretest-Phase¹. An der Befragung haben insgesamt 34 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter teilgenommen. Im Bereich **Hilfen zur Erziehung** konnten 17 MitarbeiterInnen, im Bereich **Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit** 15 MitarbeiterInnen und im Bereich **Jugendgerichtshilfe** zwei MitarbeiterInnen interviewt werden.

Auswahl der Einrichtungen/Projekte nach öffentlicher und freier Trägerschaft

Eine angestrebte Gleichverteilung der öffentlichen und freien Träger konnte nur annähernd erreicht werden, da ein Großteil von Einrichtungen und Projekten der Jugendhilfe in den vergangenen Jahren in eine freie Trägerschaft übergeben worden ist. Besondere Schwierigkeiten bereitete es, Einrichtungen/Projekte der Jugendarbeit in öffentlicher Trägerschaft im ländlichen Raum zu finden. Die Verteilung beläuft sich am Ende der Untersuchung auf 43,3% der Einrichtungen/Projekte in öffentlicher und in 56,7% freier Trägerschaft.

Im Bereich **Hilfen zur Erziehung** (HzE) konnten sieben Einrichtungen/Projekte in öffentlicher und sechs Einrichtungen/Projekte in freier Trägerschaft sowie ein freiberuflich Tätiger in die Untersuchung einbezogen werden. Eine weitere Einrichtung der Bereiche §§27ff SGB VIII befand sich zum Erhebungszeitpunkt zu 51% in öffentlicher Trägerschaft.

Im Tätigkeitsfeld der **Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit** war ein Überhang von Einrichtungen/Projekten in freier Trägerschaft offensichtlicher. Hier konnten nur vier Einrichtungen/Projekte in öffentlicher und neun Einrichtungen/Projekte in freier Trägerschaft befragt werden. Im Bereich der **JGH** wurde sowohl ein Mitarbeiter in öffentlicher Trägerschaft interviewt als auch ein Mitarbeiter eines freien Trägers, der die Weisungsangebote „Sozialer Trainingskurs“ und „Täter-Opfer-Ausgleich“ realisiert (Weisung nach §10 JGG).

¹ Zusätzlich fand in diesem Zeitraum ein Pretest mit einem Mitarbeiter einer Kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtung statt. Dieser erfolgte mit Blick auf die Kooperationsbeziehungen zwischen Jugendhilfeträgern und Psychiatrie. Für diese Untersuchung stellt dieser Pretest einen Einzelfall dar und wird in der Datenauswertung nur am Rande angesprochen.

Die spezifische Aufteilung nach Bereichen und Tätigkeitsfeldern wird in folgender Abbildung noch einmal deutlich.

Jugendarbeit (§11 SGB VIII)		Hilfen zur Erziehung (§§27 ff SGB VIII)		Jugendgerichtshilfe (§38 JGG & §52 SGB VIII)	
Jugendsozialarbeit (§13 SGB VIII)		Eingliederungshilfe für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche (§35a SGB VIII)			
Trägerschaft		Trägerschaft		Trägerschaft	
Öffentlich	Frei	Öffentlich	Frei	Öffentlich	Frei
Offene Jugendarbeit (1)*	Offene Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit (3)	Allgemeiner sozialer Dienst (4)	Ambulante HzE (§§30, 31, 35, 35a) (1)	Jugendgerichtshilfe (1)	Täter-Opfer-Ausgleich/ Sozialer Trainingskurs (1)
Offene Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit (1)	Mobile Jugendarbeit (3)	Heimerziehung und sonstige betreute Wohnformen (2)	Heimerziehung und sonstige betreute Wohnformen (6)		
Mobile Jugendarbeit (2)	Sozialraumsprecher (1)	Ambulante HzE (§28) (2)			

*Anzahl der durchgeführten Interviews

Abb. 2: Verteilung nach Bereichen und Tätigkeitsfeldern

Verteilung der Einrichtungen/Projekte nach Landkreisen und kreisfreien Städten

Wie bereits oben erwähnt, konnten aufgrund des Zeitrahmens nicht alle Landkreise und kreisfreien Städte der Regierungsbezirke Sachsens in die Untersuchung einbezogen werden, so dass in einigen Landkreisen und Städten mehrere Interviews stattfanden. Wie in folgender Tabelle verdeutlicht, konnten insgesamt 18 Interviews in Landkreisen stattfinden und 12 Interviews in Städten. Dies entspricht einer Verteilung von 60% der Interviews im ländlichen Raum und 40% der Interviews im Stadtgebiet.

	RB Leipzig	RB Chemnitz	RB Dresden
Landkreis (LK)	LK Delitzsch (4)* LK Döbeln (1) LK Leipziger Land (1)	LK Chemnitzer Land (1) LK Mittlerer Erzgebirgskreis (2) LK Mittweida (1)	LK Bautzen (2) LK Meißen (2) LK Riesa-Großenhain (3) LK Sächsische Schweiz (1)
Stadt	Leipzig (5)	Plauen (3)	Dresden (3) Görlitz (1)

*Anzahl der stattgefundenen Interviews

Tabelle 1: Verteilung nach kreisfreien Städten und Landkreisen

Die Auswahl erfolgte unter zwei wesentlichen Gesichtspunkten. Zum einen, um eine sachsenweit flächendeckende Datenerfassung zu gewährleisten und zum anderen unter der besonderen Berücksichtigung der grenznahen Regionen. Letzteres war vor allem den

vorliegenden Erkenntnissen zur Drogenproblematik geschuldet. Die sachsenweite Verteilung der befragten Einrichtungen und Projekte wird in der folgenden Abbildung verdeutlicht.

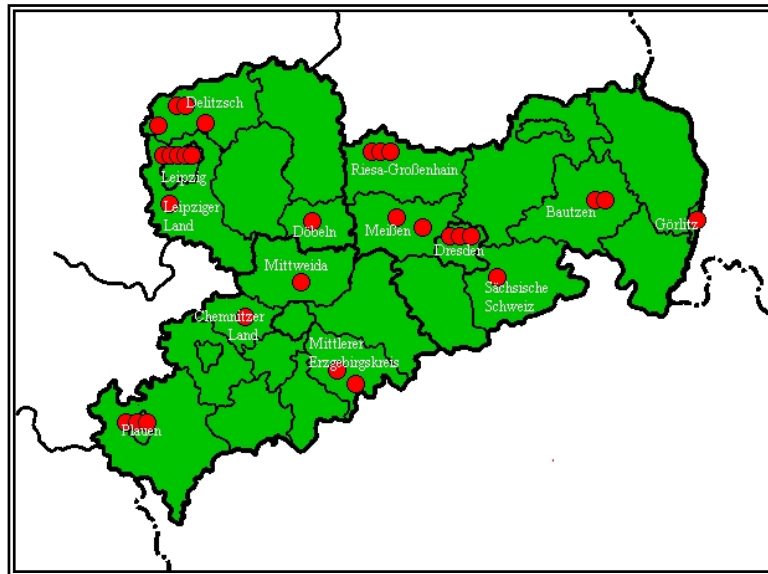


Abb. 3: Verteilung der Untersuchungspartner in Sachsen

4.2.5 Statistischer Überblick

In 29 Interviews wurden 34 Fachkräfte aus 30 Einrichtungen befragt. Dabei fanden fünf Interviews mit jeweils zwei Befragten, einmal aus zwei verschiedenen Einrichtungen, statt. Unter den Interviewten waren 24 Frauen und 10 Männer.

Bezogen auf die 25 Einrichtungen mit mehr als einem Mitarbeiter und hierarchisch gegliederter Organisation hatten 16 Personen eine leitende Position inne. Während mit 13 von 24 Frauen, knapp über die Hälfte der Gesprächspartnerinnen eine Leitungsposition inne hatten, traf dies nur für drei der 10 befragten Männer zu.

Die weitaus häufigste Qualifikation ist die des Sozialpädagogen. Wobei immer die zuletzt erworbene Qualifikation berücksichtigt wurde und keine Doppel- oder Mehrfachqualifikationen enthalten sind.

	<i>Sozialpädagoge</i>	<i>Erziehungswissenschaftler</i>	<i>FK soziale Arbeit</i>	<i>Erzieher</i>	<i>Psychologe</i>	<i>ohne Angabe</i>
N	22	3	3	3	1	2

Tabelle 2: Qualifikationen

Im Bereich der Zusatzqualifikationen ergibt sich folgendes Bild: Am häufigsten wurden Zusatzqualifikationen im Bereich Therapie und Beratung erworben. Auch im Management haben sich vier der Befragten eine weitere Qualifikation angeeignet. Eine der Interviewten hat sich auf dem Gebiet der Mediation fortgebildet, eine weitere hat dies zwar begonnen, aber aufgrund des Arbeitsaufwandes wieder abgebrochen.

<i>Bereich</i>	<i>Zusatzqualifikation</i>	<i>N</i>
Therapie/Beratung/Coaching	- systemische Familientherapie	2
	- Systemische Beratung und Therapie	1
	- Analytisch-systemische Familientherapie	1
	- NLP	1
Management	- Sozialmanagement	3
	- „Führen und Leiten sozialer Einrichtungen“	1
Mediation		1
Gesamt		10

Tabelle 3: Zusatzqualifikationen

Darüber hinaus absolvieren zwei der befragten Erzieherinnen derzeit eine Weiterbildung zur Sozialpädagogin und eine Sozialpädagogin befindet sich derzeit in der Ausbildung zur Kinder- und Jugendpsychotherapeutin. Es haben also 13 der 34 Befragten bereits eine Zusatzqualifikation, oder sind momentan dabei, diese zu erwerben.

Des Weiteren wurde auch eine Unterscheidung nach der Größe der Einrichtung getroffen. Ausschlaggebend für die Differenzierung war hierbei die Anzahl der Mitarbeiter, wobei alle Beschäftigten gezählt wurden, die für ihre Arbeit ein Entgelt erhalten, also auch etwaiges technisches Personal, ABM-Kräfte oder Zivildienstleistende. Die Zahl der eigentlichen Fachkräfte für Kinder- und Jugendhilfe in den Einrichtungen liegt somit also deutlich niedriger als aus der folgenden Tabelle hervorgeht, da viele Einrichtungen auch ABM-Kräfte oder Zivildienstleistenden beschäftigen.

<i>Anzahl der MA</i>	<i>Cluster</i>	<i>Häufigkeit der Nennung</i>	<i>Anzahl Einrichtungen</i>
1	Alleinbeschäftigung	3	3
2 – 5	Kleine Einrichtung	2MA = 4 3MA = 1 4MA = 6 5MA = 5	16
6 – 10	Mittelgroße Einrichtung	7MA = 2 8MA = 1 10MA = 1	4
> 10	Große Einrichtung	14MA = 1 16MA = 1 55 MA = 1 (o. spezifische Angabe = 4)	7

Tabelle 4: Einrichtungsgröße

Der weitaus größte Teil der Einrichtungen und Projekte besteht demnach aus maximal fünf Mitarbeitern, also einem eher kleinen Team. Nur zwei der Befragten arbeiten allein und eine betreute Wohnform hebt sich mit einer sehr großen Anzahl von 55 Mitarbeitern deutlich ab.

Die Beschäftigungsdauer der Befragten unterscheidet sich zum Teil erheblich. Sie reichen von fünf Monaten bis hin zu 30 Jahren. Im Durchschnitt waren die Interviewten zum Untersuchungszeitpunkt ca. neun Jahre in der Jugendhilfe beschäftigt. Sieben der 30 Mitarbeiter, von denen Angaben gewonnen werden konnten, arbeiten bereits seit 1992, also seit 14 Jahren in diesem Bereich.

<i>Angabe in Jahren</i>	<i>unter 1</i>	<i>1 bis unter 5</i>	<i>5 bis unter 10</i>	<i>10 bis 20</i>	<i>mehr als 20</i>	<i>ohne Angabe</i>
N	3	6	9	10	2	4

Tabelle 5: Beschäftigungsdauer

Diese Zahlen lassen eine relativ personelle Kontinuität vermuten. Es zeigte sich allerdings, dass dies lediglich auf die Ebene der Leitung zutrifft und nicht für alle Positionen innerhalb der Einrichtungen bestätigt werden kann.

4.2.6 Auswertungsverfahren

Für die vorliegende Expertise wurden die Gesprächsprotokolle der Befragungen mittels qualitativer Inhaltsanalyse in einer systematischen Analyse in zwei Schritten untersucht: Nach dem Erstellen eines Protokolls für jedes aufgezeichnete Gespräch fand zunächst eine inhaltlich strukturierende Auswertung des Materials in sieben Oberkategorien entsprechend der Fragestellungen der Untersuchung (vgl. Abschnitt 3) statt. Aufgrund der großen Fülle an Material, die sich aus den 30 jeweils etwa zweistündigen Gesprächen ergab, und des begrenzten Zeitrahmens wurde anstelle einer wortwörtlichen eine selektive Protokollierung als Methode der Transkription gewählt, die direkt an den erkenntnisleitenden Fragestellungen orientiert war. Im Anschluss an die Strukturierung der Protokolltexte, durch thematische Zuordnung der Textbestandteile in die einzelnen Oberkategorien, ließen sich für das geordnete Material durch eine weitere Untersuchung subsumierende Unterkategorien bilden. Die qualitative Analyse der Daten wurde in einigen Teilen durch eine quantitative Auszählung ergänzt. Natürlich können diese Zahlen weder erschöpfend noch repräsentativ sein. Sie sollen die qualitative Auswertung dahingehend unterstützen, Tendenzen in der Gewichtung einzelner Ergebnisse deutlicher herauszustellen.

4.2.7 Zur Kritik der Forschungssituation

An dieser Stelle sei noch einmal darauf hingewiesen, dass hier eine Wahrnehmung „zweiter Ordnung“ dargestellt wird, Wahrnehmungen und Einschätzungen von Fachkräften der Jugendhilfe werden von uns wiedergegeben, interpretiert und in einen inhaltlichen Bezugsrahmen (komplexe Problemlagen) gestellt. Die Ergebnisse bilden somit Tendenzen ab, die bei der Auswertung des Gesprächsmaterials hervortraten. Abweichungen aufgrund fehlender Objektivität der Aussagen wurden weitgehend berücksichtigt, können jedoch nicht grundlegend ausgeschlossen werden. Besonders bei heiklen Fragen und Skepsis der Interviewpartner gegenüber der Untersuchung ist eine Verzerrung nicht auszuschließen. In der Kontaktierungs- und Erhebungsphase wurden immer wieder Meinungen laut zur Sinnhaftigkeit dieser Untersuchung. Einige Male wurde sogar befürchtet, dass diese Untersuchung den Zweck von Einsparungen im sozialen Bereich hätte. Deshalb verhielten sich einige Interviewpartner aufgrund der Befürchtung von Restriktionen distanziert. Diese Befragtenmerkmale und Frageeffekte wurden im Pretest untersucht und modifiziert. Jedoch sind mögliche Fehlerquellen von den jeweiligen Gesprächspartnern und der Interviewsituation abhängig.

Die Materialaufbereitung in Form des selektiven Protokolls lässt einerseits eine Bearbeitung der großen Materialfülle zu, andererseits kann ein Verlust wichtiger Aussagen nicht ausgeschlossen werden, so dass die Gefahr besteht, den Kontext zur notwendigen Interpretation zu verlieren. Bei der Festlegung der Kategorien zur inhaltsanalytischen Auswertung des Datenmaterials wurde darauf Rücksicht genommen und die Auswahlkriterien genau festgelegt und definiert.

Teil II: Darstellung der Ergebnisse

5. Analyse der Fragestellungen

5.1 Wahrnehmung der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen

In unserer Gesellschaft wachsen Kinder und Jugendliche nicht problemlos auf. Sie „sind von sozialen Veränderungsprozessen direkt betroffen – die hohe Zahl der Arbeitslosen, Veränderungen in den Formen familiären Zusammenlebens, der Wandel in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, die Entwicklungen auf dem Wohnungsmarkt, die Zunahme des Individualverkehrs sind nur einige Beispiele dafür“ (Hettinger, 1996; S.3). Die Lebenswelten und der Alltag von Kindern und Jugendlichen sind „eng mit wirtschaftlichen, sozialräumlichen, sozioökonomischen, kulturellen und sozialen Prozessen verbunden [und] Jugendhilfe [muss] sich auf diesen vernetzten Handlungsraum beziehen. Initiativen in einem Bereich können Wirkungen in ganz anderen Bereichen zeigen, etwa wenn die Förderung von Möglichkeiten der Freizeitgestaltung und die Verbesserung der Aktionsraumqualität zu einer Abnahme delinquenten und gewalttätigen Verhaltens bei Kindern beiträgt“ (a.a.O. S.6). Jugendhilfe muss die Situation von Jugendlichen verstehen und ihre Ängste und Sorgen nachvollziehen, um entsprechend darauf reagieren zu können, denn Kinder und Jugendliche sind vielfältig vom sozialen Wandel betroffen, sie „sind einbezogen in einen Prozess gesellschaftlichen Wandels, auf den sie kaum Einfluss haben, der ihr Leben aber sehr weitgehend bestimmt“ (a.a.O. S.6).

Vor diesem Hintergrund ist die Wahrnehmung und Einschätzung der jeweiligen Zielgruppe durch die Fachkräfte der Jugendhilfe ein wichtiges Kriterium für die Qualität und Quantität der Angebotsstruktur und den Umgang mit Kindern und Jugendlichen in besonderen Problemlagen. Die Mitarbeiter nehmen im Laufe der Jahre vielfältige Entwicklungen von Kindern und Jugendlichen wahr und müssen darauf reagieren, indem sie ihre Angebote entsprechend modifizieren bzw. anpassen. Aus diesem Grund war zunächst zu klären, ob sich die Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen aus Sicht der Fachkräfte verändert hat und welche Veränderungen von den Mitarbeiterinnen wahrgenommen und thematisiert werden. Dabei muss natürlich auch auf einen „*Tunnelblick*“ hingewiesen werden, wie eine der Interviewten zu bedenken gab. Sie bemerkt, dass sie durch ihre Arbeit natürlich einen spezifischen Blick auf die Dinge hat, weil sie tagtäglich mit „Problemfällen“ umgeht. Die Mitarbeiterin einer anderen Einrichtung führt dazu an:

„im Sozialbereich hat man nur mit Schwierigen zu tun, da gibt's keine normalen Jugendlichen.“ (Projekt TOA/STK)

Dadurch fällt es mitunter schwer, „objektive“ Aussagen über etwaige Veränderungen zu treffen. Vielmehr sind diese mit dem spezifischen Bild jedes einzelnen verbunden und insofern auch einer selektiven Wahrnehmung geschuldet. Der tägliche Umgang mit schwierigen Fällen kann durchaus dazu führen, dass der objektive Blick dafür verloren geht und sich der Gedanke aufdrängt, alles würde immer schlimmer. Nichtsdestotrotz ist die eigene Wahrnehmung der Zielgruppe ein wichtiges Kriterium für die Fachkräfte der Jugendhilfe, um eine optimale Arbeit leisten zu können. Denn um eine Entscheidung für ein Projekt, eine Maßnahme oder ein Angebot zu treffen, sind nicht nur objektive Veränderungen von Bedeutung, sondern auch die subjektive Einschätzung dessen, was im eigenen Umfeld geschieht. In einem weiteren Schritt wurde deshalb versucht herauszufinden, inwieweit im Team und im Umgang mit den Adressaten der Jugendhilfe auf diese neuen oder anderen Bedingungen und Herausforderungen reagiert wird.

Wie von den befragten Mitarbeitern in betreuten Wohnformen festgestellt wurde, die seit mehreren Jahren in diesem Feld arbeiten, gibt es zunächst umfassende Veränderungen, die mit dem Wechsel des politischen System seit 1989/90 einhergingen: Mehrfach ist beschrieben worden, der *„Blick aufs Kind“* habe sich völlig verändert, für Mitarbeiter mit verschiedenen Stufen fachlicher Qualifizierung seien viele Weiterbildungen nötig gewesen², es gebe stark veränderte Leitbilder und Ansätze seit der Wende. Ein Prozess, der nicht ohne neue Herausforderungen wahrgenommen wurde:

„Früher zum Teil eingefahrene Gleise, nach der Wende Wandel der Heimerziehung, aus ganz strengem Regime wurde große Freiheit, das hatte dann auch keiner mehr im Griff [...]. Das Erlernen des Wechselspiels zwischen sonniger Toleranz und Konsequenz ist nicht einfach.“

Heute erleben sich die befragten Mitarbeiter der betreuten Wohnformen häufig als *„letzte Station, wenn nichts mehr geht“*. Diese wahrgenommenen Veränderungen führen in ihrer Konsequenz häufig zum Herabsenken der Erwartungshaltungen gegenüber den Klienten, aber auch der Ziele der Hilfe generell: Die Prioritäten verschieben sich. Die Anforderungen an die betreuten Kinder und Jugendlichen werden *„zurückgeschraubt“* – *„es wird nicht mehr alles bestraft“*. Vielmehr geht es, wie ein Leiter drastisch formuliert, darum *„dass sie sich nicht jeden Tag totschlagen, weniger saufen“*.

² In einem Beispiel heißt es: *„Anfangs waren im Team viele Fortbildungen nötig zu Drogen, Psychiatrie, Gesetzen... Teilweise waren auch Krippenerzieher beschäftigt.“*

Auswirkungen der Sozialreformen

Immer wieder wird auch über die Einrichtungen hinweg von den Auswirkungen der verschiedenen Sozialreformen berichtet. Einige Befragte weisen darauf hin, dass vor allem die Schwierigkeiten der Existenzsicherung weit reichende Folgen haben können. Meist werden dadurch andere Probleme noch zusätzlich verschärft und es entstehen Konflikte, die die Situationen zunehmend schwieriger und komplexer werden lassen. Bereits die vom Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) und dem Paritätischen Wohlfahrtsverband im Jahr 2000 herausgegebene Studie "Armut und Ungleichheit in Deutschland", kommt zu dem Ergebnis, dass mehr als 14 Prozent aller Kinder in der Bundesrepublik als arm gelten. „Diese Problematik kann zu psychosozialen Belastungen bei den Kindern führen und unter Umständen einen Ausschluss aus vielen sozialen und kulturellen Lebensbereichen nach sich ziehen. Damit ist die Chancengleichheit der Betroffenen nachhaltig beeinträchtigt.“(Butterwegge/ Klundt, 2002 , S.1)

Die Interviewten sprechen in diesem Bereich die unterschiedlichsten Folgen der Sozialreformen an. Einige Mitarbeiter aus offenen Freizeittreffs thematisieren die schon in den Herkunftsfamilien vorhandene Armut und berichten von einem Anstieg der Klienten aus unteren sozialen Schichten. Diese Kinder versuchen laut einem Mitarbeiter der Offenen Jugendarbeit *„durch Konsum an der Gesellschaft teilzunehmen, was ihnen aber finanziell nicht möglich ist. Dies führt zu depressiven Tendenzen und Suchtverhalten. Es fehlen soziale Kontrollnetzwerke, die sozialen Bezüge, und die Jugendlichen versuchen ihren fehlenden Selbstwert durch Überkonsum zu kompensieren.“*

„Der Widerspruch zwischen den mit dem Alter ansteigenden persönlichen Autonomiebedürfnissen und den ökonomischen Hemmnissen zur Umsetzung dieser Autonomie will von jedem Jugendlichen bewältigt sein. [...] Wie ein Damoklesschwert aber schwebt die Unsicherheit an sicheren Zukunftsperspektiven über ihnen. Die Ungewissheit des Einmündens in den Berufsbereich und die unterschwellige Angst, keinen Platz in der etablierten Gesellschaft zu finden, sind für alle Jugendlichen belastend und bauen einen mentalen Druck auf.“ (Hurrelmann/ Albert 2006, S.35)

Die Jugendphase ist heute durch eine Spannung zwischen soziokultureller Selbstständigkeit und sozioökonomischer Unselbstständigkeit charakterisiert. (vgl. Zinnecker/Silbereisen, 1996).

Eltern und Familienstrukturen

Die Veränderungen in den familiären Situationen sind ein Befund, der sich über alle Interviews hinweg immer wieder bestätigt. Als Ursachen für die veränderten Lebens- und Problemwelten der Kinder und Jugendlichen werden einerseits die schwindende Erziehungsfähigkeit der Eltern gegenüber ihren Kindern und andererseits die veränderten

Familienstrukturen allgemein genannt. Patchworkfamilien, allein erziehende Mütter/Väter oder nicht bei der Familie wohnende Väter führen dazu, dass sich die Verantwortlichkeiten bezüglich der Kinder ändern und diese vernachlässigt werden. Eine Mitarbeiterin der Mobilen Jugendarbeit bemerkt, dass Patchworkfamilien zwar kein neues Phänomen sind, durch die so genannten Hartz IV Gesetze aber durch neue Aspekte gekennzeichnet sind. Beispielsweise nähmen sich Väter oder auch Jugendlichen eine eigene Wohnung, „um so mehr Geld vom Staat zu bekommen“.³ Damit verändern sich nicht nur die Familienstrukturen, sondern auch die Verantwortlichkeiten innerhalb der Familie.

Auch fehlende Präsenz der Großeltern oder deren mangelnde Eingebundenheit tragen dazu bei, dass die Kinder und Jugendlichen verstärkt sich selbst überlassen sind. Eine Mitarbeiterin der Mobilen Jugendarbeit spricht in diesem Zusammenhang von „*losgelassenen*“ Kindern, deren Eltern häufig durch ihre eigenen Probleme abgelenkt sind und sich deshalb keine Zeit für ihre Kinder nehmen können. Die von den Befragten beschriebenen Folgen reichen von mangelnder Hygiene und Ernährung bis hin zu Unterernährung und Verwahrlosung. An diesen Befund anknüpfend, verweisen viele der Interviewten auf die Wichtigkeit der Elternarbeit, die schon sehr frühzeitig ansetzen müsste, sich aber häufig schwierig gestaltet.

„Wir müssten schon im Kindergarten anfangen eine Elternerziehung zu machen, oder eine Elternbegleitung[...] das man einfach sagt: hier sind kleine Auffälligkeiten und wir nehmen die Eltern zusammen und da sind die noch sehr offen für alles, weil die Kinder klein sind.“ (Mobile Jugendarbeit)

Vor allem die Jugendlichen, die aus so genannten klassischen „Jugendhilfefamilien“ oder „Jugendhilfeclans“ stammen, stellen ein großes Problem für die Mitarbeiter der Einrichtungen nach den §§27 ff sowie §35a SGB VIII dar. Häufig wird dabei geäußert, dass es schwierig ist, der vermeintlichen Aussichtslosigkeit und Perspektivlosigkeit, die diese Jugendlichen bereits von ihren Eltern vorgelebt bekommen etwas Sinnvolles und Annehmbares entgegenzusetzen. Diese Kinder und Jugendlichen bekommen die Probleme ihrer Eltern „*vererbt*“, ein Kreislauf der für einige der befragten Fachkräfte nur schwer zu durchbrechen ist. Es wäre dann schon ein kleiner Erfolg, wenn nur ein Teil der Kinder ihrer früheren Klienten später auch wieder zu ihnen kommen und Hilfe annehmen würde, wie ein Mitarbeiter des Allgemeinen Sozialen Dienstes berichtet.

³ Nach dem Beschluss des Bundestages vom 17. 02.2006 erhalten ALG-II- Empfänger unter 25 Jahren nur noch in Ausnahmefällen Geld für eine eigene Wohnung.

Veränderte Cliquenstrukturen

Im Jugendalter entstehen Cliquen auf der Suche nach Leit- und Vorbildern außerhalb des Elternhauses. Dieser Ablöseprozess von der Erwachsenenwelt hat eine entscheidende Bedeutung im Sozialisationsprozess von Jugendlichen. „Die Orientierung an Gleichaltrigen ist deshalb auch ein zentraler Prozeß der biographischen Neuorientierung, der Ablösung vom Elternhaus und der Suche nach neuen personalen und sozialen Orientierungen außerhalb der Herkunftsfamilie.“ (Böhnisch, 1996, S.92) Hier setzt ebenfalls die Jugendhilfe an, um die Entwicklung und Sozialisation von jungen Menschen zu fördern. Doch wie nehmen Fachkräfte der Jugendhilfe die derzeitigen Cliquenstrukturen in Sachsen wahr?

Eine Situation, nach der Kinder und Jugendliche immer seltener in Cliquen verkehren, wird vor allem von den Mitarbeitern der Mobilen Jugendarbeit berichtet. Die fast stereotype Cliquenstruktur, mit der die Mobile Jugendarbeit seit Jahren gearbeitet hat, ist heutzutage kaum mehr existent - vieles spielt sich in privaten Räumen ab. Es gibt also einen Rückzug aus der Öffentlichkeit, was den Zugang noch zusätzlich erschwert.

„Das sind nicht mehr diese stabilen Gruppen, die sich organisieren und dann losziehen. [...] Es ist schwierig bei den Gruppen etwas Verbindliches zu finden. Das macht die Arbeit kompliziert.“ (Sozialraumsprecher)

„Diese ausgeprägte Cliquesituation ist nicht mehr existent, ein Jugendlicher ist in fünf verschiedenen Cliquen – es gibt Freundschaften, Verlässlichkeiten, aber das ganz ausgeprägte Cliquesgefüge gibt es nicht mehr.“ (Mobile Jugendarbeit)

„Es ist diffus, es wechselt, sie wechseln ihre Standorte. Es zieht sich viel in private Räume zurück, wir machen viel Wohnungsarbeit.“ (Mobile Jugendarbeit)

Die Jugendhilfe sieht sich damit verstärkt mit pragmatischen Einzelkämpfern konfrontiert und das macht es natürlich schwerer, an Gruppenstrukturen anzusetzen und dauerhafte Beziehungen zu Einzelnen oder auch einer Gruppe Jugendlicher aufzubauen. Häufig wird in diesem Zusammenhang auch von einer Moral des Einforderns von Hilfen und Unterstützung sowie einer „Nutznießer- bzw. Mitnahmementalität“ gesprochen. Die entsprechenden Hilfen werden vom Klienten gefordert, im Gegenzug wird aber wenig Eigenverantwortung und Eigeninitiative gezeigt⁴.

⁴ Ein Mitarbeiter des ASD beschreibt in diesem Zusammenhang auch wahrnehmbare Veränderungen in der Zusammenarbeit mit Eltern. Während diese Ebene früher als eher partnerschaftlich beschrieben wurde, würden die Eltern heute vielmehr Hilfe und eine schnelle Lösung einfordern und gleichzeitig eine geringere Bereitschaft zeigen, sich auf entsprechende Angebote einzulassen und zu kooperieren.

Drogenkonsum

Ein besonderes Phänomen stellt die Entwicklung bestimmter Jugendszenen in verschiedenen Stadtteilen Leipzigs dar. Nachdem die rechte Szene ab dem Jahr 2000 ihren Einfluss in einzelnen Stadtgebieten mehr und mehr verlor, wurde das entstandene Vakuum durch die Drogenszene aufgefüllt, „*man kriegt alles*“. Seither sind – nicht nur – in Leipzig Drogen ein wichtiges Thema für Jugendliche. Der Drogenkonsum ist öffentlicher und alltäglicher geworden, so die Wahrnehmung eines Großteils der Befragten. Während man sich besorgt darüber äußert, dass die Hemmschwelle für kriminelle Taten 'nur' gesunken sei, ist man besonders erschrocken und teilweise hilflos, weil sie beim Drogenkonsum wohl gänzlich verschwunden ist, so die Mitarbeiter der Mobilien Jugendarbeit eines Landkreises. Aber auch Interviewte aus anderen Einrichtungen teilen die Einschätzung, der Drogenkonsum sei ein selbstverständlicher Bestandteil der heutigen Jugendkultur. Alkoholkonsum spielt hierbei eine übergeordnete Rolle und viele Befragte wissen nicht, wie sie darauf reagieren sollen, denn der Genuss alkoholischer Getränke ist selbstverständlich und gehört für die Jugendlichen zum Alltag.

„Alkohol ist ein Riesenproblem, weil das aus Sicht der Schüler legitim ist, da es ja auf Familienfeiern normal ist und Rauchen auch“ (Schulsozialarbeit)

„Ich habe das Gefühl das sie einfach in Ruhe gelassen werden wollen, sie wollen da für sich sein und einfach nur quatschen. Das problematische dabei ist, sie trinken sehr viel Alkohol und das ist das Hauptproblem.“ (Mobile Jugendarbeit)

„Alkohol gehört zum Alltag [...]das ist nicht mehr so schlimm, aber wenn dann richtig [...]. Wenn wir hier Disco machen und hier gibt's keine Cocktails dann gehen die wieder, das gehört jetzt irgendwie dazu [...] nicht nur Bier und Wein auch Mixgetränke.“ (Offene Jugendarbeit)

„Drogen und das Probieren von Drogen sind zur normalen Jugendkultur geworden.“ (Mobile Jugendarbeit)

Dieses Verhalten wird von einigen als Bewältigungsstrategie interpretiert, während andere darauf verweisen, dass hier auch die Vorbildfunktion eine entscheidende Rolle spielt - „*das sind dann meistens die Eltern die sehr großzügig damit umgehen.*“ Der Konsum von Alkohol und Zigaretten wird vielen der Jugendlichen nicht nur von ihren Eltern vorgelebt. Ihnen wird eine Normalität des Gebrauchs suggeriert, und so wachsen sie in eine Kultur des Genussmittelkonsums hinein, der sie sich nur schwer wieder entziehen können, so dass eine präventive Arbeit für Fachkräfte erheblich erschwert wird, wie ein Teil der Befragten bestätigte. Hier wird dringender Handlungsbedarf angezeigt. Die Zusammenarbeit mit Sucht- und Drogenberatungsstellen sowie Therapieeinrichtungen muss den Bedürfnissen von

Jugendlichen angepasst werden. Immer wieder äußerten die Befragten Defizite diesbezüglich: Suchtberatungsstellen wären nur für alkoholranke Erwachsene ausgelegt, Alternativen gibt es entweder gar nicht oder sie sind für Jugendliche aus logistischer Sicht nicht bzw. schwer zu erreichen. Auf diesen Sachverhalt soll noch einmal später näher eingegangen werden.

Komplexe Problemlagen

Festzuhalten ist, dass nahezu alle Interviewten eine Veränderung ihrer Zielgruppe ausmachen. Selbst diejenigen, die dies zunächst bestreiten, äußern sich nach kurzem Überlegen doch bejahend. Nur eine Mitarbeiterin einer betreuten Wohnform in öffentlicher Trägerschaft verneint diese Frage in Bezug auf ihre Adressaten und auch der interviewte Mitarbeiter der JGH kann keine entscheidenden Veränderungen ausmachen.

Ein erster Überblick zeigt aber, dass fast alle Mitarbeiter, gleich welcher Einrichtung, davon berichten, dass die Probleme, mit denen Kinder und Jugendliche zu ihnen kommen vielfältiger, vielschichtiger und komplexer werden. Dies wird durch die folgenden Zitate verdeutlicht.

„Wir trauen uns manchmal schon gar nicht mehr, die Schüler anzusprechen, weil sich da solche Abgründe auftun [...]was die schon an Erfahrungen sehen und erlebt haben [...] das sind schon ganz schöne Biografien.“ (Schulsozialarbeit)

„Die kommen mit einem Problem [...] und du kratzt an der Oberfläche und vor dir tut sich ein riesengroßes schwarzes Loch auf.“ (Mobile Jugendarbeit)

„Die, die zu uns kommen, haben alle riesige Probleme“ (Kinder- und Jugendheim)

Dabei machen Fachkräfte vor allem Schulprobleme, mangelnde kommunikative Fähigkeiten, fehlende Wertvorstellungen, finanzielle Notlagen, Arbeitslosigkeit der Eltern und aggressive Tendenzen bei Kindern und Jugendlichen aus. Von den Mitarbeitern verschiedener betreuter Wohnformen werden vor allem massive Beziehungsprobleme und Veränderungen im Sozialverhalten thematisiert. Insbesondere das Zitat der Schulsozialarbeiterin zeigt, dass sich der Umgang mit Kindern in solchen Problemlagen für die Interviewten mitunter sehr schwierig gestaltet. Von der Mitarbeiterin einer Erziehungsberatungsstelle wird unter anderem angeführt, dass mit der Zunahme komplexer Problemlagen eine Abnahme der Ressourcen, auf die zurückgegriffen werden kann, einhergeht und sich auch viele durch einen Mangel an Personal in ihren Einrichtungen überfordert fühlen.

Perspektivlosigkeit und Nutzenorientierung

Diese im Vorfeld angesprochenen Wahrnehmungen der Veränderungen von Kindern und Jugendlichen aufgrund veränderter gesellschaftlicher Bedingungen wirken sich auf Lebensplanung und Perspektiven von Kindern und Jugendlichen aus. Die Chancen zur gesellschaftlichen Partizipation nehmen nach Einschätzung der Befragten immer weiter ab, was auch Auswirkungen auf die pädagogische Arbeit in den Einrichtungen und deren Angebote hat.

Über die Altersstruktur der Klienten gibt es unterschiedliche Aussagen. Während einige schätzen, die Klientel werde jünger, äußern andere das genaue Gegenteil. Dabei lässt sich kein eindeutiger Unterschied zwischen Stadt und Land oder den verschiedenen Projekten und Einrichtungen ausmachen. Die Mitarbeiter verschiedener offener Angebote begründen das Älterwerden ihrer Klientel mit einem erschwerten Ablösungsprozess durch einen fehlenden Übergang von der Schule in eine Ausbildung und/oder eine Arbeit.

„Insbesondere bei den Jugendlichen, die mit 16 keine Ausbildung bekommen, also mit dem Schulabschluss dann BVJ, BGJ durchgehen. Nach dem BGJ dann die Belohnung Hartz IV bekommen. Auch wenn die Idee des Hartz IV eine andere ist, für die Jugendlichen mit 18 ist das eine Belohnung an der Stelle. Und dann einfach letzten Endes durch ein Euro und ABM Maßnahmen durchgeschleift werden, haben die soviel Freizeit und die verbringen sie natürlich dann im offenen Jugendtreff, sodass sie dann bis 26/27 hier bleiben“

(Offene Jugendarbeit)

„Ich kann nicht mehr zu ihnen sagen: dein normaler Lebensweg funktioniert. Kindergarten, Schule, Ausbildung, Erwerbstätigkeit, das funktioniert nicht mehr[..] Solange den Kindern niemand legale Alternativen anbieten kann sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, hat man keine Perspektive. Die Perspektivlosigkeit ist einfach da.“ (Mobile Jugendarbeit)

Weil sich seit Mitte der 1980er Jahre die Zahl der Arbeitsplätze immer weiter reduziert hat, ist ein Problem der Berufseinmündung entstanden und es ist „zu einer >>künstlichen<< Ausdehnung der Lebensphase Jugend gekommen.“ (Hurrelmann/ Albert, 2006, S.32) Die Jugendlichen geraten nach ihrem Schulabschluss in eine Art Maschinerie aus staatlichen Fördermaßnahmen und empfinden die Gewährung von Hartz IV dann als „Belohnung“ für ihren bisherigen Lebensweg. Sie halten an einmal Gewonnenem und Vertrautem fest, können und wollen sich nicht lösen und bleiben somit den Einrichtungen „erhalten“.

Überhaupt spielen Perspektivlosigkeit und Desinteresse auf Seiten der Jugendlichen eine große Rolle und machen es oft schwierig, entsprechende Angebote erfolgreich zu installieren.

„Angebote gibt es viele. [...] Es ist schwierig die Sachen unserem Klientel zu vermitteln, die kommen lieber hier her und spielen Kicker. [...] wobei wir das gar nicht so sehr unterstützen wollen[...] sie sollen aktiv werden. [...]mangelnde Ideen, keine Lust sich auf was einzulassen, [...] Hauptsache ein Kasten Bier haben und reden und in Ruhe gelassen werden. Dadurch das sie losgelassen sind haben sie mehr Freizeit, die müssen nicht nach Haus, die gucken nicht auf die Uhr[...] die machen ihr Ding.“ (Mobile Jugendarbeit)

Ein weiteres schwerwiegendes Problem besteht darin, überhaupt Beziehungen zu den Jugendlichen aufzubauen. Nicht nur die Mitarbeiter der Mobilen Jugendarbeit berichten vermehrt von pragmatischen Einzelgängern, die sich um nutzbringende Freundschaften bemühen⁵. Diese aus materiellen Beweggründen bestehenden Freundschaften werden von den Jugendlichen genauso schnell geschlossen, wie sie sie wieder auflösen. Die Fachkräfte sehen sich vor diesem Hintergrund zunehmend als Dienstleister wahrgenommen. Sie beschreiben Jugendliche, die Hilfe fordern als diejenigen, die genau wissen, was sie wollen und, bevor ihnen geholfen werden kann, wieder verschwunden sind.

„Die Jugendlichen wissen ganz genau, was sie von uns wollen [...] es ist ganz schwer, überhaupt noch Beziehungen aufzubauen, und das auch noch mit der Zielrichtung im Sinne einer Lebensbegleitung“ (Mobile Jugendarbeit)

Demzufolge müssen die Mitarbeiter der verschiedenen Einrichtungen sehr viel Zeit für Beziehungsarbeit aufwenden, was für sie oft sehr anstrengend und frustrierend und darüber hinaus auch nicht „abrechenbar“ ist, wie eine Mitarbeiterin der Mobilen Jugendarbeit anmerkt. Die Beziehungsschwierigkeiten der Kinder werden darauf zurückgeführt, dass viele von ihnen eine Menge an Beziehungsabbrüchen erleben und dadurch nur über wenig Erfahrung mit langfristigen Vertrauensbeziehungen verfügen. Eine Fachkraft der Mobilen Jugendarbeit erläutert, dass diese Kinder häufig Brüche erleben, die sie nicht nachvollziehen können und sich dann vielleicht selbst zuschreiben. Gerade Erwachsenen gegenüber werden diese misstrauisch, denn oft sind es die Eltern, die diese Störungen verursachen, indem sie sich ihrer Verantwortung entziehen und ihre Kinder vernachlässigen. Hier erleben sie also das genaue Gegenteil einer vertrauensvollen Beziehung und sind es nicht gewohnt, dass sich ein Erwachsener um sie sorgt und kümmert. Demzufolge gestaltet es sich also sehr schwierig, Zugang zu den Kindern und Jugendlichen zu finden und längerfristige Beziehungen aufzubauen, um sie so auch über einen gewissen Zeitraum begleiten, unterstützen und betreuen zu können.

⁵ Die Shell Jugendstudien von 2002 und 2006 zeichnen das Portrait einer pragmatischen Generation, die in ihrer Lebensführung an konkreten, praktischen Problemen orientiert ist, die mit persönlichen Interessen und Wünschen verbunden sind.

„Mutter sein’ als Lebensentwurf von Heranwachsenden

Darüber hinaus wird von einer deutlichen Zunahme von jungen Eltern bzw. Müttern berichtet. Diese stellen mittlerweile eine eigene spezifische Zielgruppe dar. Der Bedarf an einer intensiven Beratung und Betreuung vor allem junger Mütter ist nach Aussagen der Befragten gestiegen:

„großer Redebedarf seitens der Mütter, Elternaufklärung über die Entwicklung des Kindes [...]in erster Linie ist ein Bedarf da zu reden und wenn man diesen Ballast abgebaut hat, dann wären die offener dafür was rings um sie passiert.“ (Kinder- und Jugendzentrum)

Junge Frauen entdecken im „Lebensentwurf junge Mutter“ eine sinnstiftende Veränderung in ihrem Leben. „Jedoch kristallisiert sich genau dieser Schritt häufig als ein Hindernis für die eigentlichen Wünsche nach einer eigenständigen und familiären Perspektive heraus“ (Friese, 2002, S.11). Die frühe Mutterschaft „bedeutet für die betroffenen jungen Frauen oftmals aufgrund fehlender Vernetzung, prekärer ökonomischer Lagen und fehlender Kinderbetreuungsangebote eine gravierende Überforderung mit der neuen Lebenssituation“ (ebd). Vor allem die Mobile Jugendarbeit sieht sich gezwungen, sich mit diesen Verhältnissen auseinanderzusetzen, um weiterhin eine adäquate und differenzierte Hilfe und Betreuung leisten zu können. Dabei hat sich allerdings gezeigt, dass sich nicht alle Ideen als fruchtbar erweisen. Schließlich wurde der aufsuchenden Einzelfallhilfe der Vorrang gegeben, um diese neuen Klientinnen angemessen unterstützen zu können. Hier ist allerdings festzuhalten, dass insbesondere die Mobile Jugendarbeit eines Landkreises berichtet, dass die Flexibilität staatlicher Hilfen zurückgegangen und die Zusammenarbeit mit den Ämtern generell schlechter geworden sei. Das erschwert diese Arbeit zunehmend.

„Die Kinder kommen einfach zu spät“: Zwischen Ausprobieren und Hilfeplanung

Neben den zuvor genannten Problemen ist dies ein weiterer Befund, der in fast allen Gesprächen thematisiert wurde. Viele der Befragten bemerken nicht nur eine zunehmend aggressive Sprache, sondern überhaupt eine zunehmende Bedeutung von Gewalt im täglichen Umgang mit ihren Klienten. Dies erschwere es ihnen zunehmend, mit den Menschen in Kontakt zu treten und entsprechende Hilfen zu installieren. Speziell die Fachkräfte der Schulsozialarbeit, der Heimerziehung und der Erziehungsberatungsstellen verweisen immer wieder darauf, dass oft zu spät gehandelt werde. Während in der Schulsozialarbeit dafür plädiert wird, bereits im Kindergarten Möglichkeiten des Vorgehens bei Auffälligkeiten zu finden, sprechen die Leiterinnen verschiedener stationärer Jugendhilfeeinrichtungen davon, dass aus ihrer Sicht eine Einweisung häufig viel zu spät

geschieht und aufgrund der fortgeschrittenen „Verwahrlosung“ dem Heim nur noch wenig bleibt, um eine Veränderung zu erreichen.

„Die Kinder kommen einfach zu spät. Das Jugendamt experimentiert zu lange rum. [...] Es wird viel ambulant rumexperimentiert und eh was passiert muss was passieren. [...] Es dauert sehr sehr lange, und die Zeit hat man einfach nicht“ (Kinder- und Jugendheim)

Auch die Fachkräfte der ambulanten Maßnahmen der HzE haben das Gefühl, nur noch die „ganz harten Fälle“ zu bekommen, nachdem schon viel „herumprobiert“ wurde. Die Kinder und Jugendlichen, die zu ihnen kommen, haben häufig schon sehr viele verschiedene Hilfen in Anspruch genommen, des öfteren auch schon Therapieerfahrungen gesammelt und zeigen immer häufiger Verhaltensauffälligkeiten. Sie haben Konzentrationsprobleme und damit Schwierigkeiten in der Schule, stehen unter einem enormen Leistungsdruck, haben mangelnde sprachliche Fähigkeiten, sind psychisch auffällig, sind „respektloser, ungehemmter“ und es gestaltet sich schwierig in irgendeiner Art Ressourcen auszumachen, an denen man anknüpfen kann. Gespiegelt wird dies durch einen sprunghaften Anstieg der Einzelfallhilfe, wie einige der Befragten feststellen. Als Reaktion zeigt sich ein Übergang zur „fürsorglichen Anspruchslosigkeit“: Die Erwartungshaltungen gegenüber den Kindern werden nach unten korrigiert, um so nicht ständig eine neue Enttäuschung zu erfahren und sich auch an kleinen Erfolgen zu erfreuen und aufzubauen.

„Das ist sehr sehr mühsam. Wir müssen also unsere Erwartungshaltungen tiefer ansetzen. [...] da geht es dann eher darum: Die müssen einfach nur klarkommen, sich nicht jeden Tag totschlagen, weniger saufen“ (Kinder- und Jugendheim)

Einbeziehung der Eltern

Eine der häufigsten Problemanzeigen, die in fast allen Einrichtungen zur Sprache kam, bezog sich auf die stärkere Einbeziehung der Eltern. Wichtig war den Befragten, dass pädagogische Hilfen frühzeitig ansetzen müssen, solange sich bestehende Probleme noch nicht verfestigt haben. Dazu bedarf es aber einer aufwendigen Beziehungsarbeit, die viel Zeit beansprucht. Besonders stark setzt man dabei auf Kooperation mit Partnern aus unterschiedlichen Praxisbereichen, wobei neben den Eltern auch Schule, Lehrer sowie andere Projekte und Einrichtungen genannt werden. Eine gute Vernetzung wird als wichtige Voraussetzung für ein adäquates Hilfeangebot gesehen. In einer Erziehungsberatungsstelle zum Beispiel setzen die Mitarbeiterinnen besonders auf teaminterne Fallberatung, schnelle Absprachen und konsularischen Austausch unter den Kollegen. Dafür haben sie Modelle entwickelt, in denen jeder Mitarbeiter seine spezifischen Fähigkeiten einbringen kann. Für besonders wichtig halten sie, dass beide Geschlechter in einem Team vertreten sind, weil sich dadurch

verschiedene Sichtweisen und Akzente ergeben. Dabei sollte sich die Arbeit weniger auf situationsspezifische Hilfen konzentrieren, sondern vielmehr im Sinne eines biographischen Ansatzes erfolgen, wie ein Mitarbeiter der Mobilen Jugendarbeit und Schulsozialarbeit betont. Dabei bedürfen solche Ansätze einer ständigen Überprüfung, Überarbeitung und Erneuerung. Aber auch hier spielen Personal-, Zeit- und Geldmangel eine entscheidende Rolle. Häufig sehen sich die Fachkräfte gezwungen, einfach „pragmatisch“ vorzugehen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Wahrnehmungen der Zielgruppe durch die Fachkräfte verschiedener Einrichtungen und Projekte in der Stadt oder im ländlichen Raum sich nicht wesentlich voneinander unterscheiden. Sicherlich werden je nach Arbeitsbereich verschiedene Problemlagen thematisiert. Während die Mobile Jugendarbeit vor allem die Veränderungen in den Cliquenstrukturen bemerkt und der Umgang mit Alkohol- und Drogenkonsum eine größere Rolle spielt, richtet sich das Augenmerk der Erziehungsberatungsstellen und betreuten Wohnformen eher auf Veränderungen in den Familienverhältnissen und Erziehungsprozessen. Nichtsdestotrotz gibt es aber große Übereinstimmungen in der Wahrnehmung der veränderten Verhältnisse und den damit verbundenen Herausforderungen.

Viele der genannten Probleme und Veränderungen sind sicherlich nicht neu und, wie schon erwähnt, auch einer Art „Tunnelblick“ der Befragten geschuldet. Die Mitarbeiter der Jugendhilfe haben es tagtäglich mit ähnlichen Problemen zu tun und stellen selbst fest, dass man manchmal glaubt, es gäbe gar keine „Normalen“ mehr. Gleichzeitig sind sie sich aber bewusst, dass dies nicht der Realität entspricht und stellen sich den neuen Gegebenheiten und Herausforderungen, indem sie entweder im Umgang mit ihren Klienten oder durch die Veränderung ihrer Angebotsstruktur auf die neuen Entwicklungen reagieren.

5.2 Arbeitsweisen und Kompetenzen im Tätigkeitsfeld der Jugendhilfe

5.2.1 Arbeitsweisen

Die Fragestellungen zu Handlungsstrategien im Umgang mit Kindern und Jugendlichen sowie Drogenkonsumenten (s. Anhang *Interviewleitfaden* Punkt B 2 und C 2) zielen auf die Arbeitsweisen im jeweiligen Tätigkeitsfeld der Befragten ab. Dabei sollen Leitbilder, Arbeitsansätze, Methoden, Handlungsstrategien und Angebote aufgegriffen werden, die Einfluss auf soziale Arbeit haben. Im Laufe der Interviews haben sich durch die Fachkräfte Fragestellungen herauskristallisiert, die für die Untersuchung und Erstellung der Thesen zu unterschiedlichen Unterstützungsleistungen eine bedeutende Rolle spielen. In diesem Abschnitt soll nun auf die beschriebenen Arbeitsweisen der Einrichtungen Bezug genommen werden. Des Weiteren soll im nächsten Abschnitt auf die von den Fachkräften dargestellten Kompetenzen eingegangen werden, wobei auch von den persönlichen und fachlichen Grenzen die Rede sein wird, an die man aus der Sicht der Befragten in der sozialen Arbeit stößt.

5.2.1.1 Leitbilder, Ansätze und Handlungsstrategien

Leitbilder werden in der Literatur als erstrebenswerte handlungsleitende Orientierungen mit einem konkreten Gegenwartsbezug definiert (vgl. Hillmann, 1994). In dieser Funktion können sie für Personen wie auch für Einrichtungen entlastend wirken – insbesondere in Situationen mit akutem Entscheidungsdruck. Aber sie können auch Probleme aufwerfen, etwa eine Stereotypisierung des Verhaltens oder die Abschottung gegenüber anderen Orientierungsmustern. Leitbilder von Einrichtungen der Jugendhilfe, vor allem kirchlicher Träger, könnten den Zugang zu Jugendlichen erschweren, da einige Jugendliche sich mit ihnen weniger identifizieren wollen oder können. Die klassischen **Ansätze** und **Methoden** der Einzelfallarbeit, sozialen Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit sind heute nur noch selten allein anzutreffen. Oft arbeiten Einrichtungen mit einer Reihe von abgeleiteten Methoden. **Handlungsstrategien**, d.h. die geplanten Handlungsweisen, um Ziele zu erreichen und die **Angebotspalette** sind gegenwärtig ebenfalls vielfältig, teilweise sogar unüberschaubar.

Welchen Einfluss haben nun die einzelnen Leitbilder, Arbeitsansätze, Methoden, Handlungsstrategien und Angebote in den befragten Einrichtungen und Projekten? Im Vorfeld kann festgehalten werden, dass sich die Aussagen der Befragten kaum nach den

einzelnen zu untersuchenden Bereichen der Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit und JGH unterscheiden lassen.

In den Einrichtungen und Projekten der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH gaben lediglich sieben Interviewpartner ein **Leitbild** an, an dem sie sich mehr oder weniger orientieren. Dabei machten sich Definitionsunterschiede bemerkbar. Einige gaben das Leitbild ihres Trägers an, andere entwickelten in ihrer Einrichtung ein eigenes Leitbild. Einige Befragte nehmen wahr, dass Leitbilder wie starre Vorgaben wirken, die mit den Ansätzen der Jugendarbeit nicht deckungsgleich bzw. für die Klientel nicht zeitgemäß sind. Leitbilder werden somit nicht konsequent verfolgt, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

„Wir versuchen schon ein Stückweit, ich will nicht sagen christliche Werte zu vermitteln. Das überschneidet sich ja mit moralischen Werten. Das liegt uns schon am Herzen. [...] Wir versuchen die Jugendlichen zu animieren, macht mit, gestaltet mit, organisiert selber eine Veranstaltung. Dass sie Selbstständigkeit lernen können.“

Hauptsächlich zwei Leitbilder gaben die Befragten in den Interviews an:

- moralische Wertevermittlung geprägt vom humanistischen Menschenbild mit praktischer Lebensberatung
- Partizipation und Befähigung zur Selbstständigkeit⁶

Zu beachten ist, dass diese Leitbilder auf unterschiedliche Definitionsgrundlagen zurückzuführen sind. In erster Linie orientieren sich die Einrichtungen/Projekte am Bildungsauftrag des SGB VIII für die Jugendarbeit: das Kind oder den Jugendlichen zur Selbstbestimmung zu befähigen, zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anzuregen – bzw. im Blick auf die Jugendsozialarbeit: den benachteiligten jungen Menschen sozialpädagogische Hilfen anzubieten und damit die schulische sowie berufliche Ausbildung, Eingliederung in die Arbeitswelt und ihre soziale Integration zu fördern (vgl. SGB VIII §11 Abs. 1 sowie §13 Abs.1).

Neben diesen Leitbildern gaben einige Befragten in der Fragestellung zu Handlungsstrategien im Umgang mit Kindern und Jugendlichen verschiedene **Ansätze und Methoden** an, die hier zur Veranschaulichung aufgeführt werden sollen:

⁶ Ein Vertreter der Offenen Jugendarbeit sieht die Handlungsstrategie *Förderung der Ehrenamtlichkeit* als einen wichtigen Part zur Befähigung der Selbstständigkeit an.

- Systemischer Ansatz (Sozialraumsprecher im ländlichen Raum)
„Ich sehe große Chancen in dem systemischen Ansatz und dem ganzheitlichen Arbeiten. Gekoppelt mit unserer Flexibilität, dass wir auch mal einen schnellen Elternbesuch machen können oder auf den Platz gehen, wo sich die Jugendlichen treffen. Dass man die Persönlichkeit, dass man im Ganzen wahrnimmt. Wir fördern die Stärken und hacken nicht auf den Defiziten rum.“
- Basis- und lösungsorientierter Ansatz (Mobile Jugendarbeit im ländlichen Raum)
- Methoden zur Erfassung von biografischen Hintergründen: fallbezogene Interviews, Gespräche (Offene [2]⁷ und Mobile Jugendarbeit [1] im ländlichen Raum)
- Methode der Fluchtweganalyse in Einrichtungen: Aufbau von Sicherheit im Team (Projekt TOA/ STK ländlicher Raum)

Im Bereich der Mobilen Jugendarbeit ist der Ansatz der Sozialraumorientierung am weitesten verbreitet, denn Streetworker suchen offene Plätze auf und sind am Jugendlichen im Sozialraum orientiert. Jedoch treten dabei immer wieder Probleme mit der Nachbarschaft auf:

„Wir haben eine sehr schöne Gemeinde, viele Touristen und da haben die Anwohner ein großes Interesse daran, das Umfeld gut zu erhalten. Da gibt's viele Beschwerden. [...] Es ist schwierig, Verständnis zu erreichen, gerade in den Ferien. [...] Es ist auch sehr eng bebaut, dann einen Platz für die Jugendlichen zu haben, ist dann schwierig.“

Wie bereits angedeutet, lassen sich in dieser Erhebung eine Reihe von unterschiedlichen **Handlungsstrategien** erkennen. Der Umgang mit den Kindern und Jugendlichen ist sehr spezifisch gestaltet. Die Strategien entwickeln sich aus den Erfahrungen mit den Jugendlichen heraus, angepasst an die Situation, so dass eine Spezifik nicht erkennbar ist. Aus den Gesprächen heraus lässt sich keine direkte Handlungsabfolge erkennen, was den situativen Gegebenheiten geschuldet ist. Einen einheitlichen Handlungskatalog zu entwickeln wird teilweise in Frage gestellt, denn die Vielfältigkeit und die Orientierung am Individuum macht dies kaum möglich.

Die Strategien „*Gespräche zu suchen*“ und „*Ansprechpartner zu sein*“ sieht der Großteil der Fachkräfte aus allen Bereichen in der Arbeit als wichtig an. Des Weiteren sehen sich die Fachkräfte als Begleiter und Unterstützer. Hauptsächlich die Mitarbeiter der Mobilen Jugendarbeit gaben an, den Kindern und Jugendlichen Hilfestellungen zu geben, als Vermittler tätig zu sein und sie etwa bei Behördenangelegenheiten zu begleiten. Ebenfalls wichtig ist es den Fachkräften, die Kinder und Jugendlichen verstärkt einzubeziehen. Dabei

⁷ Anzahl der Nennungen

gaben vier Befragte aus dem Tätigkeitsfeld der Schulsozialarbeit und Mobilien Jugendarbeit an, dass ihr Handeln an den Ressourcen der Jugendlichen orientiert ist. Sie erfassen den „Ist-Zustand“ der Kinder und Jugendlichen und erarbeiten gemeinsam mit ihnen erreichbare Ziele.

Die Mitarbeiter der Mobilien Jugendarbeit unterstreichen, dass sie für die Jugendlichen vor Ort da sein wollen und möchten ihnen Angebote machen, die ihre Wünsche und Bedürfnisse aufnehmen. Dabei sind den Fachkräften aber auch Grenzen gesetzt, beispielsweise durch diffuse law-and-order-Erwartungen der Öffentlichkeit. Denn die Erwartungen, die von außen am häufigsten an die Einrichtungen und Projekte herangetragen werden, betreffen die Einhaltung von Ordnung und Sauberkeit in der Stadt oder Gemeinde. Die Sozialpädagogen sehen sich so eher in der Rolle von „Hilfssheriffs“, wie es eine Mitarbeiterin der Mobilien Jugendarbeit benennt:

„Die Erwartungen von außen sind, dass wir bei Zerstörung und Müll in der Gemeinde Hilfssheriffs mimen sollen. Das kann aber das Vertrauen zu den Jugendlichen zerstören. Wir sitzen regelrecht zwischen den Stühlen.“

Hier fühlen sich die Fachkräfte nicht ernst genommen, denn der eigentlichen Arbeit wird in der Öffentlichkeit wenig Beachtung geschenkt - eine Erfahrung, die nicht nur das berufliche Selbstbild in Frage stellt, sondern im Extremfall auch an den persönlichen und fachlichen Kräften zehrt. Dass hier dringender Veränderungsbedarf gesehen wird, wird zum Beispiel im folgenden Gesprächsausschnitt mit der Mitarbeiterin eines Projektes der Mobilien Jugendarbeit deutlich:

„Keiner weiß, was wir so richtig machen. Wir sind präsent in der Öffentlichkeit. Die Frage ist, ob es gehört werden will. [...] Unsere Arbeit will keiner machen. [...] Wir müssen unsere Angebote angleichen, wir müssen auf den neuesten Stand sein und begleiten und demzufolge auch befrieden.“

Darüber hinaus wird die Arbeit erschwert durch demotivierte Jugendliche auf der einen und eine Übersättigung mit Angeboten auf der anderen Seite. Angesichts der bereits erläuterten Auswirkungen der Sozialreformen und der hohen Arbeitslosigkeit unter den Jugendlichen versuchen die Befragten, Motivation und Anreize für die Jugendlichen zu schaffen. Wie sich das auswirkt, macht folgendes Zitat deutlich:

„Also letztendlich, wir können keine Lehrstellen oder Jobs backen. Das ist definitiv. Wir versuchen neue Zugänge zu schaffen zu Arbeit und Lehrstellen, wie Internet oder Angebote über die Jugendhilfe. Das ist auch so 'ne Sache, die für uns ganz schwierig ist. Es gibt sogar eine Masse Kids, die eigentlich nicht schlecht in der Schule sind, die eigentlich recht gängige Abschlüsse haben und trotzdem ja nichts kriegen. Das ist äußert frustrierend. [...]

Wir können dann nichts machen, außer ihnen anzubieten, für sie da zu sein und den Weg auch mit ihnen zusammen zu gehen. Das ist ganz, eigentlich richtig bescheuert.“

Vereinzelt haben die Befragten noch folgende Strategien im Umgang mit Kindern und Jugendlichen benannt:

- Demotivation auffangen, Anreize schaffen und motivieren (Offene Jugendarbeit [Stadt], Mobile Jugendarbeit [Stadt])
- Ablöseprozesse aktiv mitgestalten (Offene Jugendarbeit [Stadt])
- Lebensmut stärken (Mobile Jugendarbeit [Stadt])
- schnelle Reaktion auf Vorkommnisse (Mobile Jugendarbeit [Land])
- „*Streicheleinheiten*“ statt Strafe (Mobile Jugendarbeit [Land])
- Schaffung von niederschweligen Angeboten (Mobile Jugendarbeit [Land])
- Kopplung von Mobiler Jugendarbeit und Schulsozialarbeit (Sozialraumsprecher [Land])

„Es ist mit dieser sozialräumlichen Orientierung zu einer Umgewichtung gekommen. Also man hat wahrgenommen, da diese Gruppen von Jugendlichen nicht mehr im Stadtbild zu finden sind, dass diese Probleme sich verlagert haben, dass in Schulen die Problemlagen größer geworden sind [...]. Dadurch kam es zur Verschiebung des Tätigkeitsfeldes.“

Um pädagogische Ziele in der Jugendarbeit zu erreichen, wird versucht, den Jugendlichen mit Hilfe von Gruppenarbeit, Musikprojekten, Videoprojekten, Zirkusprojekten, vereinzelt auch Freizeitfahrten, kreative **Angebote** zu machen. Die Einzelfallhilfe als ein Angebot der sozialen Arbeit spielt bei fünf Befragten eine übergeordnete Rolle. Vor allem die Vertreter der Schulsozialarbeit und der Mobilen Jugendarbeit haben aufgrund der komplexen Problemlagen von Kindern und Jugendlichen in diesem Arbeitsbereich eine erhebliche Zunahme festgestellt, wie folgendes Zitat zeigt:

„Die Einzelfallhilfe hat extrem zugenommen. Und wenn man von den 4 Säulen der mobilen Jugendarbeit ausgeht, hat die Einzelfallhilfe einen immensen Zeitfaktor eingenommen. Natürlich muss eine von den anderen Säulen zurückstecken, weil man ja nur 100% Arbeitszeit hat.“

Weitere Angebote sind vor allem im Bereich der Offenen und Mobilen Jugendarbeit Mannschaftssport und Spiele. An Schulen finden dagegen verschiedene spezifische Kursangebote statt, wie Anti-Gewalt-Kurse, Anti-Rauch-Kurse und Kurse zum Thema Soziales Lernen oder pädagogische Tage für Lehrer zum Thema Rechtsextremismus und Gewalt. Trotzdem äußern sich einige Befragte gerade in diesem Bereich kritisch über die

Erfahrungen, die sie bei der Kooperation mit Lehrern gemacht haben - wie im folgenden Zitat:

„Die Lehrer haben eine Fehlwahrnehmung oder gar keine Wahrnehmung, eine eigene Intoleranz und keine Handlungsstrategien zu Gegenmaßnahmen. Dinge werden geduldet in Bereichen wo och sage, das ist nicht machbar. Da sie Angst haben oder sich nicht durchsetzen können. Ihnen fehlt die Sensibilität für die Themen.“

Im Bereich der Mobilen Jugendarbeit hat sich in den letzten Jahren sowohl im städtischen als auch im ländlichen Gebiet das Angebot für junge Eltern bzw. Mütter weiter ausdifferenziert. Die Zielgruppe der jungen Mütter, wie bereits im Kapitel Veränderungen der Zielgruppe beschrieben, ist mittlerweile fester Bestandteil der Arbeit. Wobei auch immer wieder die Diskussion unter den Fachkräften aufflammt, ob man sich als Mensch *„verbiegen“* soll, z.B.:

„Deine Zielgruppe verändert sich, veränderst du dich mit? Oder sollte man darauf beharren, was einen immer ausgezeichnet hat? Ich denke ich kann mich nicht hinstellen und sagen, ich will mich nicht verändern, wenn um mich rum sich alles dreht.“

Zur Gewalt- und Suchtproblematik

In Bezug auf die Gewalt- und Drogenproblematik in Einrichtungen der Jugendhilfe lässt sich anhand der durchgeführten Interviews erkennen, dass es in den wenigsten Einrichtungen klare, geregelte Handlungsabfolgen in Bezug auf legalen und illegalen Drogenmissbrauch und Gewaltausübung in den Einrichtungen gibt. Die folgenden **Handlungsstrategien** haben sich aus den Erfahrungen mit den Jugendlichen entwickelt, die an die jeweiligen Situationen angepasst wurden. Teilweise ist es auch nicht möglich, bei jedem Jugendlichen eine einheitliche Handlungsabfolge anzuwenden, da jeder Jugendliche bezogen auf Gewalt- und Konsumproblematiken unterschiedliche Vorgeschichten aufweist und der Grad des „Vergehens“ unterschiedlich hoch ist. Genutzt werden zum Erfassen von Hintergrundwissen **Methoden** wie fallbezogene Interviews, Gespräche mit Lehrern und mit Jugendlichen.

Bei Alkohol- und/oder Drogenkonsum äußerten lediglich vier Befragte (Offene Jugendarbeit und Mobile Jugendarbeit) konkrete Strategien. Zum einen soll den Jugendlichen mittels Gesprächen ins Bewusstsein gerufen werden, dass Konsum keine Lösungsstrategie darstellt. Zum anderen soll die Illegalität bei Drogenkonsum und -handel transparent gemacht werden, da die Mitarbeiter die Erfahrung gemacht haben, dass die Grenze zur Kriminalität nicht beachtet bzw. von den Jugendlichen heruntergespielt wird:

„Solange das Bewusstsein nicht da ist, dass sie sich zu Grunde richten, braucht man nicht anfangen. Man kann dann suchen: was sind das für Situationen, kann man sich das Glücksgefühl auch anderweitig beschaffen, konsumiert man allein [...], wo bekommt man

eigentlich die Kohle her, hat man sich überlegt, dass es illegal ist. Das Bewusstsein, dass es illegal ist, ist nicht mehr da. [...] Spiegel vorhalten und sagen, das ist Aktion und das ist Konsequenz oder Reaktion. Mehr ist meiner Meinung nach auch nicht möglich.“

Weitere Strategien im Hinblick auf die Konflikt- und Gewaltproblematik sind: Sicherheit im Team zu schaffen, d.h., dass mindestens zwei Mitarbeiter im Haus bzw. bei Klienten anwesend sind (Mobile Jugendarbeit [Land], Offene Jugendarbeit [Stadt]); Ausgleichsgespräche zwischen Täter und Opfer ermöglichen; der Einsatz von Mediatoren und Schülerstreitschlichtern (je 1 Nennung). Hier zeigt sich - und dies wird auch im Abschnitt *Fragestellungen seitens der Fachkräfte* noch einmal deutlich - dass teilweise Defizite bei der Sicherheit von Mitarbeitern bestehen. Jedoch kann dies nicht verallgemeinert werden, denn nicht alle Interviewpartner gaben Informationen dazu.

Hilfen zur Erziehung

In den untersuchten Einrichtungen und Projekten der Hilfen zur Erziehung lassen sich spezifische Arbeitsweisen und Ansätze inklusive entsprechenden Strategien oder Methoden ebenso wie speziell erforderliche Kompetenzen für die einzelnen untersuchten Bereiche der ambulanten und stationären erzieherischen Hilfen finden.

Da sich hier unterschiedliche Arbeitsweisen in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern abzeichnen, ist es für den Bereich der HzE hilfreich, eine differenzierte Darstellung der Ergebnisse nach den Tätigkeitsfeldern vorzunehmen. Diese Form der Darstellung wird, entsprechend ähnlicher Tendenzen für weitere Fragestellungen, über die gesamte folgende Auswertung beibehalten.

Für den Bereich des **ASD** war es schwierig, die vielfältigen Aussagen zur ersten Fragestellung zusammenzufassen. Konkrete **Leitbilder** wurden nicht benannt. Vier Merkmale aber kennzeichnen aus Sicht der Befragten gegenwärtig die Arbeitsweise des ASD: die Tendenz zum systemisch-ressourcenorientierten **Ansatz**, die Prämisse, jeden Hilfesuchenden individuell und gleichberechtigt zu betrachten, der Spagat zwischen höchst selbständigem Arbeiten und Entscheidungsfindung im Team und die Veränderung der Selbstwahrnehmung der MitarbeiterInnen vom Berater hin zum Dienstleister, zum „Fallkoordinator“⁸.

⁸ Da bisher einheitliche Handlungsstrategien fehlen, wünschen sich auch zwei Befragte ausdrücklich eine Anpassung und Transparenz des ASD untereinander.

Die individuelle Betrachtung des einzelnen Hilfesuchenden und die individuelle Entwicklung von Hilfen unter Mitwirkung und Mitbestimmung der Klienten werden als Prämisse der Arbeit von zwei befragten MitarbeiterInnen beschrieben. Dass die Arbeit mit den Klienten eine „gemeinsame“ sein soll und sie in die Beratung und Entscheidungsfindung einbezogen werden, geben drei der vier Interviewten an. Dazu ein Beispiel:

„Da gucken wir, also das ist der Ansatz [...], welche Ressourcen haben sie, wie können sie sich einbringen, was schlagen sie vor? Also, dass man das Gegenüber auch schon mit aktiviert und mit einbindet, dass derjenige auch nicht nur merkt, das ist das böse Jugendamt, die mir was aufdiktieren, das funktioniert nicht.“

In diesem Zusammenhang werden Veränderungen auf Seiten der Klienten beschrieben. Es scheint mehreren Befragten, als wäre die Waagschale der Gleichberechtigung auf die andere Seite gekippt: Nach Wahrnehmung der dienstältesten befragten Kollegin hatte sich nach der politischen Wende 1989/90 eine ausgeglichene Lage der Partnerschaftlichkeit zwischen Mitarbeitern und Hilfesuchenden hergestellt, die jetzt durch vermehrt forderndes und mitunter aggressives Verhalten von Klienten „ganz straff“ aus dem Gleichgewicht geraten ist. Sie beschreibt Fälle,

*„[...] wo die ganz klipp und klar beim Erstgespräch, ohne dass wir die Familie kennen, sagen: ‚Ich will von ihnen jetzt ’ne Lösung – ich kann nicht mehr und **ich mach’ das nicht mehr** [starke Betonung]. Und das sind Familien mitunter, wo das Kind zuhause materiell alles vorfindet, aber emotional überhaupt nichts läuft. [...]“*

Ein inhaltliches Hauptaugenmerk der Mitarbeiter liegt auf der Verhinderung einer Gefährdung des Kindeswohls.

„Wir setzen die Messlatte sehr hoch, also ich persönlich achte da schon darauf, dass bei Kindeswohlgefährdung da wirklich auch geguckt wird. Da lieber einmal mehr hingeschaut als wie [...]“

Liegt eine Kindeswohlgefährdung vor, wird schnell gehandelt:

„Wir sind zwar nicht mehr so die Feuerwehr, wie zu DDR-Zeiten, aber bei Kindeswohlgefährdung, da geht’s auch radikal, also da gibt’s keine Abstriche.“

Großer Wert wird auf die Erhebung biografischer Hintergründe gelegt, die unerlässlich für die Erstellung eines Sozialberichtes sind, der jede eingeleitete Maßnahme zur Hilfe zur Erziehung begleitet. Die **Methoden**, Lebensgeschichten sowohl von Kindern als auch ihren Eltern zu rekonstruieren, reichen hier über ausführliche Gespräche (eine Nennung) bis hin zum Erstellen von Genogrammen oder sozialpädagogischen Analysen mit Ressourcen- und Netzwerkkarten (eine Nennung).

Für die beiden befragten **Erziehungsberatungsstellen** war zunächst kennzeichnend, dass die Mitarbeiter entsprechend ihrem Auftrag in fachlich gemischten, multiprofessionellen Teams zusammenarbeiten. In einem Fall gehörten diesem Team Ärzte, Sozialpädagogen und Psychologen an, im anderen Fall setzten sich die Teams aus der Kombination von Sozialpädagogen und Psychologen zusammen. Interessant war die Übereinstimmung auf die Frage nach dem **Ansatz**, nach dem in der Praxis gearbeitet wird: beide befragte Paare von Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeitern schließen die Arbeit nach einem einzigen, allgemein gültigen Ansatz aus. Stattdessen entwickeln sie ihren Arbeitsansatz gemeinsam aus den vielfältigen Kompetenzen der Mitarbeiter, die diese in ihren Ausbildungen, Fachstudien und verschiedenen Zusatzausbildungen erworben oder als ihre persönliche Philosophie erarbeitet haben. Das bedeutet in den beiden befragten Einrichtungen, dass die verschiedenen Ansätze der einzelnen Disziplinen und Menschen zu einem „*integrative[n] Ansatz mit systemischem Blick auf die Dinge*“ zusammenfließen, wie eine Gesprächspartnerin formuliert. Die Mitarbeiter der zweiten Erziehungsberatungsstelle äußern sich ähnlich. Dabei machen alle Befragten deutlich, dass ihre Arbeit die Vertrautheit mit verschiedenen Ansätzen verlangt, die je nach Fall variabel einsetzbar sind.

Auffällig ist, dass ebenso wie auf die Kombination der Fachdisziplinen in den für die Untersuchung interviewten Erziehungsberatungsstellen auf die ausgewogene Kombination der Geschlechter geachtet wird. Während diese „Quotierung“ in der einen Einrichtung seit Jahren praktiziert wird, gibt auch eine Gesprächspartnerin des anderen befragten Hauses an, durch die Anwesenheit eines männlichen Mitarbeiters um eine neue Sichtweise auf die Dinge bereichert zu sein und betont: „*Es ist ganz wichtig, dass beide Geschlechter vertreten sind; es sind einfach andere Sichtweisen und Akzente.*“

Die Erziehungsberatungsstellen bieten neben der auf dem Grundsatz von Freiwilligkeit beruhenden Beratung für Familien, Eltern, Kinder und Jugendliche auch **Angebote** der psychologischen oder sozialpädagogischen Diagnostik und Therapie für Kinder (z.B. Spieltherapie) oder familientherapeutische Settings an. Seit einiger Zeit verzeichnen beide befragten Beratungsstellen eine drastische Reduzierung von Gruppenangeboten, die zum einen auf fehlende zeitliche, personelle und finanzielle Kapazitäten zurückzuführen sind, möglicherweise aber auch als Widerspiegelung der mit den aktuellen gesellschaftlichen Prozessen einhergehenden psychischen Veränderungen der Klienten verstanden werden können – wie dies im folgenden Interviewauszug anklingt:

„Dafür kann kein Klientel mehr rekrutiert werden, weil sich niemand mehr meldet, obwohl Flyer an den ASD, an Kinderärzte usw. verteilt werden. Man kommt also wahrscheinlich ganz schwer an dieses Klientel ran, obwohl die Kinder es dort sehr, sehr nötig hätten. [...]“

Es ist schwer: die Angebote bedeuten eine zusätzliche Strukturierung im Alltag und fordern von den Eltern dort gezielt und strukturiert hinterher zu sein – aber mit Zunahme der Problemlagen in den Familien ist ein Grundproblem, dass diese mit regelmäßigen Strukturen nicht umgehen können.“

Zusätzlich nimmt die Arbeit im Bereich von Sorgerechtsentscheidungen und Umgangsrecht (auch begleitetem Umgang) in Erziehungsberatungsstellen gegenwärtig immer größeren Raum ein.

Der freiberuflich tätige Gesprächspartner aus dem Bereich der Ambulanten Erzieherischen Hilfen, arbeitet in erster Linie nach einem erlebnispädagogischen **Ansatz**, indem er die Jugendlichen, die er betreut, in gemeinsame sportliche Aktivitäten einbindet - „*es geht vor allem um das Erleben, gemeinsam etwas zu erleben*“. Weil er nach dem von ihm vertretenen Geschlechterrollenansatz männliches Vorbild sein möchte, sind die betreuten Jugendlichen in erster Linie Jungen. Dabei orientiert er sich weniger an einem festen Leitbild – entscheidend ist für ihn, am individuellen Bedarf orientiert zu arbeiten.

Zum Herstellen erster Kontakte zu den Kindern und Jugendlichen nutzt er **Handlungsstrategien** wie z.B. gemeinsames Eisessen oder Spaziergänge mit dem Hund für einen möglichst niedrighschwelligem Einstieg. Sportliche Aktivitäten und Freizeitfahrten oder Fußballkurse gehören zum **Angebot** des freiberuflich Tätigen. Um sich zunächst eigenständig ein Bild über die zu ihm vermittelten Jugendlichen zu machen, verzichtet er daher anfangs weitestgehend darauf, die beim Jugendamt vorhandenen biografischen Informationen abzurufen. Das im Folgenden für seine Arbeit notwendige lebensgeschichtliche Wissen versucht er über persönliche Gespräche von den Betreuten selbst zu erfahren.

Auch für das Tätigkeitsfeld der **betreuten Wohnformen** nach §34 SGB VIII wurden Leitbilder kaum benannt. Die Angaben hierzu orientieren sich hauptsächlich am Leitbild des Einrichtungsträgers oder dem pädagogischen Konzept in der Tradition der Einrichtung.

Die Hälfte der acht in die Untersuchung einbezogenen Heime arbeiten nach einem systemischen **Ansatz**: Befragte aus vier Einrichtungen machten diese Angabe, die in einem Fall als „*systemisch und ressourcenorientiert*“ und in einem anderen Fall „*systemisch und streng lösungsorientiert*“ konkretisiert wurde. Einmal wurde außerhalb dieser Nennungen die Arbeitsweise „*ressourcenorientiert*“ genannt. Ein Befragter beschreibt für seine Einrichtung einen permanenten inhaltlichen Umstrukturierungsprozess, der – ähnlich wie für die Erziehungsberatungsstellen festgestellt – einen „*Zusammenfluss*“ von Ansätzen und

Leitbildern ergibt. Eine Kinderheimleiterin versteht sich und ihre Kollegen in erster Linie als „*Anwalt des Kindes*“. Wichtig war für die Einrichtungen ebenso, dass die betreuten Kinder und Jugendlichen weitestgehend „normal“ in ihren jeweiligen Bezugsgruppen leben können: „*familienorientiert*“, in einen strukturierten Tagesablauf eingebunden, über Vereinsarbeit in den Ort eingliedert, „*wie die Kinder zuhause*“ von ihren Betreuern behandelt – alles, was sich unter einem „*normalisierenden Ansatz*“ zusammenfassen lässt.

Darüber hinaus wird die immer wieder genannte individuelle Betrachtung eines jeden betreuten Kindes oder Jugendlichen zur entscheidenden **Handlungsstrategie** in der Arbeit: „*individuell*“, „*vom Kind aus*“, „*an den Bedürfnissen des Kindes orientiert*“. Um die Kinder und Jugendlichen in ihrer Lebensgeschichte zu verstehen und Verletzungen weitgehend zu vermeiden, wird viel Wert auf Biografiearbeit in Form von Gesprächen mit Kindern, Jugendlichen und Eltern, Genogrammen oder Familienaufstellungen gelegt.

Die Verantwortung für ihr Tun und ihre Entscheidungen bei den Heranwachsenden zu belassen bzw. dorthin (zurück) zu delegieren ist eine Strategie, für die sich viele der Befragten einsetzen. Dabei geht es vor allem darum, die Entwicklung zur Selbständigkeit zu fördern und Gleichberechtigung zu unterstützen. Die Kinder und Jugendlichen werden einbezogen und haben ein großes Mitbestimmungsrecht, wenn es um die Abstimmung von Hausregeln, zeitliche Planungen oder ähnliches geht. In manchen betreuten Wohnformen (3), ist es üblich, Zielvereinbarungen mit den Kindern und Jugendlichen abzuschließen und in Form von Verträgen festzuhalten.

Ansonsten setzen die Einrichtungen häufig auf verhaltenstherapeutische **Methoden** wie Verhaltenskalender mit Belohnungssystem, „*permanente Korrektur*“ oder so genannte Verstärkerpläne, die den Kindern und Jugendlichen helfen sollen, ihr Sozialverhalten zu verbessern. Ein Heim achtet besonders darauf, dass die Kinder und Jugendlichen sich durch prosoziales Verhalten Belohnungen wie Gruppenausflüge u. ä. „*verdienen*“, um den wahrgenommenen „*Automatismus der Handaufhalte-Mentalität zu durchbrechen*“. Soziales Training findet nach Aussagen der Befragten außerdem in Gruppenversammlungen, im Schwimmtraining in Form gemeinsamer Wettkämpfe und im Speziellen als **Angebot** des Trainings Sozialer Kompetenzen statt.

Zur Gewalt- und Suchtproblematik

Innerhalb der Tätigkeitsfelder der §§27 ff SGB VIII ergibt sich zur Frage des Umgangs mit Drogenkonsum ein einheitlicheres Bild als in der Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit und JGH. Im Bereich der ambulanten erzieherischen Hilfen ist sowohl bei ASD-Mitarbeitern als auch den Beschäftigten aus den Erziehungsberatungsstellen deutlich geworden, dass Drogenkonsum eine Thematik zu sein scheint, die in der Praxis der Arbeit weniger Probleme bereitet. Sobald problematische Konsummuster erfasst werden, werden die Klienten an spezifische Beratungsstellen verwiesen. Anders die Lage der stationären Hilfeinrichtungen. Hier werden verschiedene Strategien angewandt, Konsum durch Regelungen, Verbote, diverse Kontrollmechanismen oder persönliche Absprachen zu begrenzen. Wie in Kapitel 5.2.3 ausführlicher dargestellt wird, ist die Situation der Fachkräfte dieses Tätigkeitsfeldes in mancher Hinsicht vergleichbar mit der Lage ihrer Kollegen aus der Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit und der JGH, insbesondere wenn es sich um Vereinbarungen zum Nikotinkonsum (vor allem bei Minderjährigen) handelt. Einheitliche Handlungsstrategien sind kaum auszumachen.

Viele befragte Fachkräfte berichteten in den Gesprächen von ihrer Wahrnehmung, Gewalt von Klienten nähme in ihrer Intensität zu (siehe auch 5.2.3). Um aggressiven verbalen oder körperlichen Ausbrüchen zu begegnen, wenden die professionellen Helfer vielfältige **Strategien** vom Ignorieren sprachlicher Attackierung oder dem Diskutieren mit den Beteiligten in Form von Mediationen bis hin zu Strafe oder auch verstärkter Zuwendung an. Ein Befragter würde im Falle verbaler oder körperlicher Aggressionen seinem Ansatz gemäß versuchen, die Vorfälle „*über die sportliche Schiene*“ auszuwerten:

„Ich kann damit umgehen, indem ich das auswerte, auch über Sport versuche zu zeigen, dass es andere Möglichkeiten gibt, sich auseinander zu setzen.“

Vor allem akute körperliche Gewaltausbrüche von Klienten bereiten Schwierigkeiten. Auffällig ist dabei jedoch, dass es in den Einrichtungen dafür kaum einheitliche Regelungen zu geben scheint. Nur in einem einzigen Fall wurde berichtet, dass auf Gewaltereignisse mit internen Regelungen reagiert wurde, um die Sicherheit der Mitarbeiter zu gewährleisten.

5.2.1.2 „Eltern spielen immer die zentrale Rolle“ – Aussagen über Elternarbeit

Der gesetzliche Auftrag laut §1 SGB VIII ist, Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung zu beraten und zu unterstützen. Dessen nehmen sich vor allem die Leistungsbereiche nach §27 ff SGB VIII an, aber in der Jugendarbeit und speziell in der Jugendsozialarbeit gewinnt Elternarbeit immer mehr an Bedeutung. Auch in der Jugendarbeit sind der Wandel der Familie und die Veränderungen von Familienstrukturen spürbar geworden. Wie bereits beschrieben, verändern Patchworkfamilien die Verantwortlichkeit gegenüber Kindern oft zu deren Ungunsten. Eltern, die stark mit eigenen Problemen zu tun haben, entziehen sich ihrer Verantwortung – mit der Folge, dass Einrichtungen wie offene Jugendtreffs zum „Familienersatz“ werden. In ähnlicher Weise hat es die Mobile Jugendarbeit auf Plätzen und Straßen offenbar mit immer jüngeren Kindern zu tun, und auch im Bereich der Schulsozialarbeit sind die Auswirkungen des sozialen Wandels unübersehbar.

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Welche Einschätzungen zur Elternarbeit werden aus dem Bereich der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH geäußert, und in welcher Form können hier die Eltern in die pädagogische Arbeit einbezogen werden? Sieben von 15 Befragten beziehen Eltern nur minimal oder gar nicht in ihre Arbeit ein. Kontakte beschränken sich dabei auf vereinzelte Anlässe, wie Unterschriften bei Fahrten mit Jugendlichen unter 18 Jahren, besondere Veranstaltungen der eigenen Kinder, Vorgespräche zu Beginn von Sozialen Trainingskursen u.ä. Immerhin vier Vertreter der Mobilen Jugendarbeit stehen mit einigen Eltern in Kontakt, was damit begründet wird, dass Angebote an Eltern nur bei Einzelfallhilfe greifen und eine Kontaktsuche in Eigeninitiative der Sozialpädagogen als Vertrauensmissbrauch von Jugendlichen angesehen wird. Zwei Mitarbeiter gaben an, dass Eltern nur Kontakt suchen, wenn sie Probleme mit ihren Kindern haben und damit Beratungsbedarf sehen. Von Seiten der Mobilen Jugendarbeit wird deutlich gemacht, dass sie sich aufgrund des jünger werdenden Klientels und der wachsenden Zahl minderjähriger Mütter selbst aufgerufen sieht, über konzeptionelle Veränderungen nachzudenken. Auch in der folgenden Äußerung einer Gesprächsteilnehmerin geht es um die Mitarbeitsbereitschaft und Kritikfähigkeit der Eltern: *„Ich brauche mehr Unterstützung seitens der Eltern. Das ist für mich das A und O, dass sie nicht die Fehler überall sehen, sondern im Kern der Familie.“*

Auch in der Offenen Jugendarbeit (3) wird die Ansicht vertreten, dass Elternarbeit vor allem dann sinnvoll ist, wenn Kinder oder Jugendliche komplexe Problemlagen aufweisen, jedoch tritt die Offene Jugendarbeit ins Spannungsfeld zwischen Eltern und Heranwachsenden.

Offene Treffs dienen der Rückzugsmöglichkeit von der Familie. Im natürlichen Ablöseprozess spielt der Freizeittreff eine bedeutende Rolle. Wird Elternarbeit nun in einem Freizeittreff vorrangig angestrebt, so kann die Gefahr des Vertrauensmissbrauchs und der Distanzierung der Jugendlichen von den Mitarbeitern des Treffs bestehen.

Wie Eltern in die Handlungsstrategien und Angebote der Jugendarbeit einbezogen werden, läßt sich aufgrund des Interviewmaterials nur zum Teil beantworten. Angebote unterbreiten lediglich fünf Einrichtungen bzw. Projekte in Form von Elternberatung, Gesprächen, Elterngesprächskreisen oder Elternabenden⁹. Vorwiegende Inhalte sind die ausübende Vermittlerfunktion zwischen Eltern und Kind, aber auch zwischen Eltern und Lehrer¹⁰ (3), Begleitung zu Beratungsstellen und Ämtern (1), Funktion der Aufklärung über Entwicklungsphasen des heranwachsenden Kindes (1) und der Verdeutlichung von Regeln und Konsequenzen im Familienleben (1). Die Vertreterin des Projekts zu Betreuungsweisungen nach §10 JGG erachtet die Methode des Elterntrainings als eine sinnvolle Strategie, um präventiv zu wirken.

Dieses gegenseitige „Schwertun“ wird von den Sozialpädagogen zum einen mit den Situationen begründet, in denen Eltern sich befinden, zum anderen mit den daraus resultierenden Verhaltensmustern. Allerdings sind diese Aussagen mit Vorsicht zu betrachten, denn nur acht von 15 Befragten machten hierzu Angaben. Im folgenden Auszug äußert sich eine Fachkraft über Eltern, die an ihren eigenen Kindern Desinteresse zeigen:

„Die sind ein Stückweit von den eigenen Problemen abgelenkt, die sie auf dem Arbeitsmarkt haben. Wir kriegen doch Sozialhilfe. Die müssen ja, das ist ja gut. Wenn das der Tenor ist, nicht dass man fleißig sein muss in der Schule. [...] Das Vorleben ist schwierig. Mutter und Vater arbeiten nicht. Wo soll sich der Jugendliche orientieren? [...] Das ist die Erziehungsaufgabe von Mutter und Vater. Da liegt die Wurzel des Problems.“

Die Eltern selbst erscheinen hier mit vielfältigen Problemlagen belastet: Arbeitslosigkeit, Existenzängste, Resignation. *„Da muss man erst andere Fronten bearbeiten. [...] Man hat alles, was in der Familie schief hängt auf dem Tisch. Das ist schwer zu bearbeiten.“* Damit wird ein Zugang zu den Elternteilen erschwert, wie auch die Mitarbeiterin eines offenen Jugendtreffs feststellt:

⁹ Offene Jugendarbeit (3); Schulsozialarbeit (1); Mobile Jugendarbeit (1)

¹⁰ *„Die Eltern nehmen schon wahr, dass wir keine Lehrer sind und dass wir kein fester Teil der Schule sind, sondern dass wir von außerhalb kommen. Wir arbeiten also jetzt mit Schülern, Eltern und Lehrern. [...] Die Eltern denken, dass wir moderieren können und dass wir ein einheitliches System und Transparenz reinbringen können.“*

„Wir beziehen Eltern mit ein, aber es ist schwierig an sie heranzukommen, da bestimmte Abhängigkeiten eine Rolle spielen, z.B. Frustration oder kein Verständnis für eine gute Erziehung. Vor allem bei Problemen haben wir einen schweren Zugang.“

Nach Aussage eines Schulsozialarbeiters entwickeln Familien in Belastungssituationen oft Schutzmechanismen, indem sie sich nach außen besonders positiv zu präsentieren versuchen oder Hilfen ablehnen. Vor allem wenn *„eigenes Fehlverhalten aufgezeigt“* wird bzw. Eltern merken, dass sie zur Unterstützung ihrer Kinder selbst tätig werden müssen, kommen die Ängste zu Vorschein, die sich hinter solchen Schutzmechanismen verbergen.

„Erstberatung wird gern angenommen, wenn ich sie einlade. Viele springen danach ab, weil sie merken, sie müssen etwas tun. Wenn sie merken, dass sie selbst daran arbeiten müssen bekommen sie Angst.“

Offene Jugendarbeit darf kein Bereich sein, der streng isoliert von anderen Erziehungs- und Sozialisationsinstanzen arbeitet – vor allem nicht im ländlichen Raum (vgl. Bassarak, 2000, S.35). Das bezieht Eltern als Erziehungs- und Sozialisationsinstanz mit ein. Eventuell gibt es hier einen erhöhten Handlungsbedarf für die Jugendhilfe, über den in dieser Studie allerdings keine weiter gehenden Aussagen gemacht werden können.

Hilfen zur Erziehung

Von den Befragten aus den Bereichen der **Hilfen zur Erziehung** schätzen alle Gesprächspartner die Zusammenarbeit mit Eltern als besonders wichtig ein. Nur ein Befragter macht hier aufgrund seines Erfahrungsfeldes eine Einschränkung – da nach §30 SGB VIII das Ziel der Hilfe *„Verselbständigung“* heiße:

„Ich weiß nicht, ob das häufig gelesen wird, was das Ziel der Paragraphen ist – wenn es denn so ist, heißt es natürlich, Elternarbeit ein Stückchenweit zurück, es geht um eine Loslösung vom Elternhaus.“

Nichtsdestotrotz arbeitet auch er im Rahmen seiner Tätigkeit mit Eltern zusammen. Elternarbeit hat sich besonders in den letzten Jahren deutlich verstärkt. *„Wir haben gemerkt, wir brauchen die Eltern“*, so formuliert es stellvertretend für viele Stimmen dieser Untersuchung die Mitarbeiterin eines Kinderheimes. Der Prozess des Umdenkens und der Entwicklung neuer Strategien war dabei nicht ohne Schwierigkeiten, wie die Statements zweier Heimleiterinnen bestätigen:

„[...] Nicht mehr: ‚Wir sind die Guten‘ [...], sondern auch die Eltern haben noch was zu sagen [...] – war’n mächtiges Umstellen.“

„Sich als Erziehungshelfer sehen, nicht als Gegenpart [...], es war ein langer Weg bis dahin.“

Die Formen der Zusammenarbeit sind vielfältig. Sie reichen bei den untersuchten Einrichtungen von:

- der Aufnahme biografischer Informationen von Eltern für den zu jeder Installation erzieherischer Hilfen notwendigen Sozialbericht (ASD)
- über das Einbeziehen der Eltern in alle Belange des Kindes in Kinder- und Jugendheimen oder gemeinsame Veranstaltungen („Elternnachmittage“) und Wochenendausflüge
- bis zu komplexen Familientherapien in Erziehungsberatungsstellen und betreuten Wohnformen.

Dabei wird als ein wichtiger Grundsatz der Versuch beschrieben, im Interesse des Kindes beide Eltern einzubeziehen – auch dann, *„wenn sie sich nicht mehr verstehen wollen“*. Die Eltern einzubeziehen macht für die Befragten dieses Bereiches nicht nur dann Sinn, wenn eine Rückführung in die Familie direkt bevorsteht (nach § 34 SGB VIII). Trotzdem geht es – nach Aussage einer ASD-Mitarbeiterin – vor allem darum, *„die Eltern stark zu machen, damit sie ihre Kinder wieder zu sich nehmen können“*.

Die Zusammenarbeit stellt die professionellen Helfer häufig vor große Herausforderungen. Nicht nur die fehlende Bereitschaft der Eltern zur Mitwirkung erweist sich als Hindernis, das von Befragten aller hier vertretenen Handlungsfelder thematisiert wird; auch die innere Haltung gegenüber Eltern verlangt mitunter emotionalen Einsatz, wenn es darum geht, eine gleichberechtigte Basis und Wertschätzung herzustellen - *„auch wenn sie stinkend vor mir sitzen und alkoholisiert“*, wie eine Heimleiterin drastisch formuliert. Wie vielfältig die Herausforderungen in der Elternarbeit sind, wird im Abschnitt zu Fragestellungen noch einmal thematisiert.

Die Einbindung von Eltern bei Drogenkonsum von Kindern und Jugendlichen

Die Frage, ob Eltern bei festgestelltem Drogengebrauch oder -missbrauch der betreuten Kinder bzw. Jugendlichen einzubeziehen sind, wird sehr verschieden beantwortet. Manche Befragte (3) bejahen diese Frage unbedingt, wenn sie nach dem Prinzip verfahren: *„Eltern in alles [einzubeziehen], was ihre Kinder angeht“*. Andere (7) machen ihre Entscheidung in erster Linie davon abhängig, ob es sich bereits um so genannte problematische Konsummuster oder um Probierkonsum handelt. Eine Heimleiterin erklärt aus ihrer

Erfahrung, man „*reiß[e] meistens da mehr ein*“ und Eltern würden das Wissen ihren Kindern gegenüber als Machtmittel benutzen. Auch ein Heimleiter erläutert seine Skepsis: „*Da überlegen wir natürlich, ob wir das machen sollten. [...] Erfahrungsgemäß hat es nichts gebracht.*“

Teilweise werden Eltern im Rahmen des Hilfeplans informiert. Doch spätestens wenn eine Suchtgefährdung offenkundig wird oder eine Suchterkrankung bereits eingetreten ist, versuchen professionelle Helfer gemeinsam mit den Eltern (sofern sie sich einbeziehen lassen), ihre Kinder von der Notwendigkeit einer Therapiemaßnahme zu überzeugen.

In der **Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit** werden Eltern bei Verdacht auf Verstoß gegen das Jugendschutzgesetz und bei illegalem Drogenkonsum nicht mit einbezogen bzw. wird dies äußerst sensibel gehandhabt. Wenn Eltern informiert werden sollen, dann immer erst nach einem klärenden Gespräch mit dem Jugendlichen. Die größte Angst der Sozialpädagogen ist: „*Wenn Jugendliche kommen und die wüssten genau, wir würden jemanden informieren. Die würden nie wieder kommen und dann sind die für immer verloren. Dann ist unser Ruf ruiniert, das zieht ja auch Kreise.*“ Hier liegt der Eindruck nahe, dass vor allem Jugendtreffs um ihre Existenz bangen, wenn Jugendliche den Einrichtungen fern bleiben.

Dass die Eltern „*immer an erster Stelle stehen*“ und diese Bindungen sich auch darüber ausdrücken, dass „*Kinder ihre Eltern vermissen, egal was diese tun*“, ist für die Befragten aus dem Bereich der **Hilfen zur Erziehung** inzwischen eine Art Basiswissen. Gelingt der Versuch, Kontakt herzustellen und eine gelingende Zusammenarbeit aufzubauen, kann die Arbeit mit den Eltern (benannt von einer Mitarbeiterin des ASD und dem Befragten aus dem Bereich der Ambulanten HZE) länger und umfangreicher als die mit den Kindern sein. Schlägen trotz aller Hartnäckigkeit die Versuche zum Kontaktaufbau fehl, wird von einigen Einrichtungen (hier von Erziehungsberatungsstellen und Heimen genannt) auf andere Bezugspersonen des Kindes, wie Großeltern o.ä., zurückgegriffen:

„*[...] es muss ein Partner außen da sein, das brauchen die Kinder unbedingt*“.

5.2.2 Kompetenzen

Die Fachkräfte der Jugendhilfe wurden zu den Kompetenzen befragt, die sie für ihre Tätigkeit als unerlässlich einschätzen, wobei es stets auch um die Möglichkeiten ging, diese Kompetenzen zu erwerben. Damit sollte geklärt werden, ob und in welchem Ausmaß die Vermittlung von Kompetenzen ein Bestandteil von Ansätzen der Fort- und Weiterbildung ist

bzw. sein sollte. Folgende Kategorien haben sich dabei herauskristallisiert: Nach Meinung von Fachkräften aus dem Tätigkeitsfeld der Jugendarbeit und der Jugendgerichtshilfe sind sowohl fachliche als auch persönliche Kompetenzen für die Ausübung ihrer Tätigkeit unerlässlich. Im Leistungsbereich Hilfen zur Erziehung (HzE), insbesondere der Heimerziehung und der ambulanten HzE, wird häufig die Meinung geäußert, persönliche Kompetenzen seien für den pädagogischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen wichtiger sind als fachliche Kompetenzen, und die Erlernbarkeit dieser Kompetenzen sei letztlich doch sehr eingeschränkt: *„Also ich sage mal so, einer hat's, einer hat's nicht.“*

Die Einschätzungen zu der Frage, welche Kompetenzen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen von Bedeutung sind, spiegeln die Erfahrungen der Befragten in ihrem Tätigkeitsfeld wider. Wie wichtig für die Mitarbeiter der Jugendarbeit ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen persönlichen und fachlichen Kompetenzen ist, verdeutlicht folgendes Zitat einer Schulsozialarbeiterin:

„Zu Beginn der Arbeit muss man persönliche Kompetenzen besitzen, aber irgendwann kommt der Punkt, es reicht nicht aus. Das heißt, man braucht weitere fachliche Kompetenzen, die man im Studium nicht vermittelt bekommen hat. Man hat nicht Schulsozialarbeit studiert, das muss man sich dann erwerben.“

5.2.2.1 Persönliche Kompetenzen

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

In der Kategorie *persönliche Kompetenzen* sind es im Umgang mit Kindern und Jugendlichen laut den Befragten aus der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH in der Hauptsache Geduld, Offenheit, Selbstsicherheit, Flexibilität, Diplomatie, Toleranz und die *„Liebe zum Beruf“*. **Geduld** ist wichtig, wenn Jugendliche in ihre alten Handlungsmuster zurückfallen und der gemeinsame tägliche „Kampf“ wieder von vorn beginnt. Vor allem die Mitarbeiter der Offenen und Mobilen Jugendarbeit in ländlichen Gebieten machen dies in den Interviews immer wieder deutlich:

„Mal ist es wunderbar, mal klappt es nicht so gut und dann muss ich wieder was draus machen.“ „Ein täglicher Kampf um Vertrauen und um klare Rollenverteilung, das ist eigentlich das Schwerste an der ganzen Sache.“

Ebenso geht es ihnen darum, **Interesse** an den Kindern und Jugendlichen, an ihren Sorgen, Ängsten, Wünschen und Erwartungen zu zeigen. **Einfühlungsvermögen** und **Empathie** sind

grundlegende Kompetenzen, die von den Interviewten ebenfalls oft angesprochen wurden. Nach Meinung der befragten Fachkräfte muss man die Jugendlichen und ihre Situation „verstehen“ können. Das setzt aber auch ein hohes Maß an **Flexibilität** voraus, d.h. einerseits für neue Entwicklungen offen zu sein, sich immer „*am Puls der Zeit*“ zu bewegen und sich selbst stetig zu verändern, aber auch Entscheidungen kurzfristig und schnell treffen zu können. Um dieses Thema geht es auch in der folgenden Passage:

„Die Einstellung muss da sein, sich für seinen Beruf zu verändern und sich weiterzubilden. Man muss bereit sein sich zu verändern und zu investieren, über den Alltag bzw. Bezahlverhältnis hinaus. Man muss Grenzen ziehen. Wenn man etwas wirklich nicht kann, geht es einfach nicht.“

Eine Voraussetzung für den Aufbau von Vertrauen zu Kindern und Jugendlichen liegt darin, dass ein „*Draht zu den Jugendlichen*“ gefunden wird. Vor allem nach Meinung der Befragten in der Jugend- und Jugendsozialarbeit liegt darin eine wichtige persönliche Kompetenz, die sich als „**Diplomatie**“ bzw. diplomatisches Geschick umschreiben ließe. Sozialpädagogen sollten nach Meinung der Befragten auf Jugendliche unvoreingenommen, selbstsicher und sensibel zugehen können. Auf den Kompetenzbereich **Selbstsicherheit** wird vor allem im Bereich der Mobilen Jugendarbeit hingewiesen. Die Fachkräfte sind es, die im Umfeld der Jugendlichen agieren, sie sind den „Gesetzen der Straße“ unterworfen. Das bedeutet, dass Fachkräfte vor allem in der Mobilen Jugendarbeit **Toleranz** und **Zurückhaltung** beweisen müssen. In der sozialen Arbeit dürfen und müssen **Grenzen gesetzt werden**, die für einen gemeinsamen Beziehungsaufbau, aber auch zum eigenen Schutz notwendig sind. Es ist eine tägliche Gratwanderung, Regeln der Jugendgruppen zu akzeptieren und selbst Grenzen aufzuzeigen ohne das Vertrauen zu den Jugendlichen zu verlieren. „*Klares und deutliches Auftreten, man muss deutlich machen, wann Schluss ist und wann es eine Konsequenz gibt.*“

Die Verarbeitung von Grenzerfahrungen setzt eine hohe Belastbarkeit seitens der Fachkräfte voraus, wie auch folgende Passage verdeutlicht:

„[...] und wenn ich rausgehe auf die Straße, das ist ihre Lebenswelt, dann muss ich mich an ihre Regeln halten. Dann muss ich für mich entscheiden, wie lange ich das aushalte.“

Hier ist es für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wichtig, sich eigene, private **Ausgleichs- und Ablenkungsmöglichkeiten** wie Sport treiben, Gespräche mit Freunden oder der Familie zur Psychohygiene zu schaffen, zumal fachlich qualifizierte Maßnahmen wie z.B. Supervision zum Teil nicht mehr stattfinden. Dies beklagen unter anderem drei von fünf befragten Mitarbeitern der Jugendarbeit in öffentlicher Trägerschaft. Eine Mitarbeiterin erklärt:

„Die Dramatik in den Familien hat zugenommen und ich merke, dass ich unwahrscheinlich darunter leide, wenn ich das Wissen darüber habe. Das belastet mich, ich hab dann das Gefühl, mir würde jemand einen Kartoffelsack auf den Rücken legen.“

„Man muss gucken, wo man den Ballast wieder abtragen kann, sonst wird man selbst auch krank.“

Oft machen die Befragten auch die Erfahrung als „Blitzableiter“ zu dienen. Unzufriedenheiten der Jugendlichen aufgrund von Selbstüberschätzungen und/oder Probleme innerhalb der Familie werden in der Freizeit abgebaut. Das bekommen auch die Mitarbeiterinnen von Freizeittreffs zu spüren, wie folgendes Zitat belegt:

„Der Jugendliche möchte etwas ändern, aber er weiß nicht wie. Er befindet sich in einer schwierigen Situation. Sie entwickeln eigene Handlungsmuster für den Umgang mit dieser Situation. Jugendliche merken selbst, dass sie an eigene Grenzen stoßen. Ihre Ziele sind nicht realisierbar. Diese Unzufriedenheit macht sich dann auch bei den Mitarbeitern bemerkbar. Die lassen es im Club raus und das macht es schwierig für die Mitarbeiter.“

Man sollte als Sozialpädagoge im täglichen Umgang mit Kindern und Jugendlichen ein „dickes Fell“ besitzen. Die Gefahr, keine klare Trennlinie zwischen Berufs- und Privatleben mehr ziehen zu können und belastende Erfahrungen in den persönlichen Lebensbereich mit hinüber zu nehmen, besteht in den psychosozialen Berufen täglich. Das heißt, so wie es die Befragten schildern, dass man als Fachkraft diesen „Sack“, den man „auf den Rücken gelegt bekommt“, nicht mit nach Hause nehmen darf. Möglichkeiten zur Psychohygiene sind für eine Qualitätssteigerung der sozialpädagogischen Arbeit daher unabdingbar. Es bleibt die Frage, inwieweit sich das Verhältnis von Nähe und Distanz gegenüber Jugendlichen zu Lasten der eigenen Gesundheit und Sicherheit verschieben darf. Wie wird unter Umständen zukünftig die Qualität der Arbeit am Fall durch ein unausgewogenes Verhältnis beeinflusst? Eine Reaktion zum persönlichen Schutz ist ein Rückzug:

„wenn man merkt, dass es [...] wirklich eskalieren könnte, weil die sich einfach nicht mehr in der Gewalt haben. Dann muss man gehen – ´ne ganz klare Sache. Und das ist auch nicht schlimm. Das ist einfach klug. Da muss man halt immer gucken, dass man auf der sicheren Seite ist. Das hat viel mit Erfahrung zu tun [...].“

Eine weitere Kompetenz, die von einigen Schulsozialarbeitern angesprochen wurde, war die „Liebe zum Beruf“ als Ausdruck von Freude und Lust an der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.

Im Blick auf Drogen konsumierende junge Menschen spielen für die Jugendarbeit persönliche Kompetenzen eher eine untergeordnete Rolle. Aufgrund gravierender

Grenzerfahrungen wie Ohnmachtsituationen im Umgang mit Jugendlichen, die illegale Substanzen konsumieren oder suchtgefährdet sind, halten mehrere der Befragten fachliche Kompetenzen wie Kenntnisse über Drogenarten und deren Wirkung oder Fähigkeiten zur Gesprächsführung für wichtiger.

Ein Vertreter der Offenen Jugendarbeit und ein Vertreter der Mobilen Jugendarbeit sind der Meinung, dass die bestehende Drogenproblematik auch persönlich nicht ignoriert werden darf, persönliche Meinungen teilweise zurückgestellt werden müssen und unvoreingenommen an die Problemsituation herangegangen werden muss.

In Abhängigkeit vom jeweiligen Tätigkeitsfeld sind eine Reihe weitere hier aufgeführte persönliche Kompetenzen erwähnt worden:

- ein gewisses Organisations- und Verhandlungsgeschick (Offene Jugendarbeit [freie Trägerschaft])
- Authentizität, sich nicht verstellen und immer bei sich selbst sein (Offene Jugendarbeit [freie Trägerschaft])
- Interesse für gesellschaftspolitische Belange (Mobile Jugendarbeit [freie Trägerschaft])
- Ausübung einer Vorbildfunktion bei z.B. der Lebensplanung oder des Rauchens bzw. Nichtrauchens (Offene Jugendarbeit und Mobile Jugendarbeit)

Im Untersuchungsbereich der Hilfen zur Erziehung lassen sich die eingeschätzten grundsätzlichen persönlichen Kompetenzen zunächst in arbeitsfeldabhängige und – unabhängige Kompetenzen unterscheiden. Jeder einzelne Arbeitsbereich fordert für sich spezifische persönliche Fähigkeiten. Andere Kompetenzen sind übergreifend als wichtig beschrieben.

Im Bereich des **ASD** sind es aufgrund des bereits beschriebenen Wechsels zwischen stark eigenständiger und Team-zentrierter Arbeitsweise vor allem die ableitbaren Eigenschaften **Selbstständigkeit** (3) und **Teamfähigkeit** (4), die als primär eingeschätzt werden. Im Zusammenhang mit dem Prozess der Hilfeplanung¹¹ wird auch **Durchsetzungsfähigkeit** deshalb als wichtig benannt, weil die einzelnen Sozialarbeiter ihr entwickeltes Hilfekonzept für ihre Klienten in Diskussionen mit dem Kollegen und Entscheidungsträgern im Zweifelsfall „*durchkämpfen*“ müssen. **Flexibilität** spielt aufgrund der fehlenden Planbarkeit

¹¹ Einmal auch im Zusammenhang mit Kooperationspartnern, hier speziell der KJPP angeführt.

der Arbeit und des großen abzudeckenden Spektrums an Wissen für zwei Befragte in diesem Bereich eine große Rolle.

Die Arbeit des ASD wird von den interviewten Mitarbeitern häufig als emotional sehr belastend eingeschätzt und verlangt deshalb **Nervenstärke**, **Standfestigkeit** und vor allem **Belastbarkeit**. Da Formalitäten in der Tätigkeit einen großen Raum einnehmen, wird von einem Befragten auch „*Gleichgültigkeit gegenüber der Aktenführung*“ als eine notwendige, schützende Kompetenz benannt. In der Arbeit mit Klienten sind in erster Linie **Kommunikations- und Beziehungsfähigkeiten** ausschlaggebend, so z.B. Unvoreingenommenheit, Kontaktfähigkeit, Empathie und die Kompetenz, in fragilen Situationen emotionalen Halt zu geben. Mit Hilfesuchenden in Kontakt zu kommen, eine Beziehung aufzubauen, verlangt gerade bei der Wahrnehmung einer verstärkt aggressiv auftretenden Klientel höchste Sensibilität und „*Fingerspitzengefühl*“. Ebenso wichtig sind für die Hälfte der Befragten die Fähigkeiten zur Regulierung von Nähe und Distanz und zur **emotionalen Abgrenzung**. Um die nicht selten geringe oder fehlende Bereitschaft zur Mitwirkung zu überwinden, ist auch ein gewisser Grad an **Hartnäckigkeit** vonnöten. Weiterhin werden (je einmal) **Optimismus** und der **Glaube an Veränderungen**, „*Spaß an der Arbeit*“, „*Kreativität beim Entwerfen von Hilfe*“ und das Verfügen über ein **großes Netzwerk** an Kontakten, die für die Tätigkeit essentiell sind, benannt.

Im Tätigkeitsbereich der **Erziehungsberatungsstellen** gaben die befragten Mitarbeiter in erster Linie **Offenheit**, **Empathie** und **Kommunikative Fähigkeiten** wie Zuhören können, Konfrontieren können und die Vermittlung von Wertschätzung gegenüber Klienten als entscheidende persönliche Kompetenzen (Nennungen aller Befragten) an. Für den Umgang mit streitenden Paaren ist nach Einschätzung eines Mitarbeiters auch eine „*persönliche Eignung für Streitfälle*“ von Vorteil. Als eine sehr spezifische gewünschte Kompetenz wird einmal für die Arbeit in der Erziehungsberatung „*ein gewisses Maß an Lebenserfahrung*“ benannt, das „*an verschiedenen Punkten einfach Gelassenheit [bringt]*“, wobei der Gesprächspartner einschränkt:

„Das wäre katastrophal als vorangestellte Bedingung. [...] Das sind aber Kompetenzen, die man zu Beginn einer beruflichen Tätigkeit in einer Erziehungsberatungsstelle einfach nicht haben kann.“

Des Weiteren spielen für diesen Tätigkeitsbereich **Toleranz** und auch hier die Fähigkeit zu **Abgrenzung gegenüber Klienten** ebenso wie das Einhalten einer „*gesunde[n] Distanz zwischen Privatleben und Arbeit*“ eine wichtige Rolle.

Der im Spektrum der Ambulanten Hilfen freiberuflich tätige Gesprächspartner schätzt als wichtigste Voraussetzung die Fähigkeit ein, über „*eigene Alltagskompetenz*“ zu verfügen. Dies ist unabdingbar, will man sie Jugendlichen als Vorbild vorleben. Weiterhin entscheidend ist für ihn „*im Alltag der Jugendlichen zuhause sein*“, um mit jungen Menschen in Kontakt treten zu können.

Im Bereich der **Heimerziehung** werden von den Befragten als grundsätzliche Kompetenzen **Flexibilität** (4), **Toleranz** (insbesondere gegenüber Äußerlichkeiten der Kinder und Jugendlichen [3]), **Offenheit** und **Teamfähigkeit** (2) benannt. In der Arbeit mit den betreuten Kindern und Jugendlichen sind außerdem vor allem **Ruhe** und **Gelassenheit** in Konfliktsituationen (3), „explizit **Konfliktfähigkeit**“¹², **Einfühlungsvermögen**, **Optimismus** und **Humor**¹³ (je 2) von Bedeutung. Die nicht immer unkomplizierte Zusammenarbeit mit Eltern, aber auch das Einfordern von Hilfen im Dialog mit dem Jugendamt oder anderen Kooperationsbeziehungen erfordert zudem **Hartnäckigkeit**. Zusätzlich werden für den Bereich der Elternarbeit die „*Fähigkeit zum Aufbau eines vertrauensvollen Verhältnisses*“, der „*Wille zur systemischen Arbeitsweise und [die Motivation], sich diese Haltung und ihre Techniken zu erarbeiten*“ und die Erhaltung von „*Wertschätzung und [einer] gleichberechtigten Haltung gegenüber Eltern*“ je einmal genannt.

Um den emotionalen Belastungen längerfristig standhalten zu können, sind darüber hinaus ein „*hohes Selbstwertgefühl*“ (1), **Abgrenzungsstärke** (3) und die Fähigkeit zur **Reflexion** (3) notwendig. In diesem Zusammenhang wird auch generell auf emotionale **Belastbarkeit** (3) Wert gelegt, die in den Originalausschnitten heißt: „*Man muss über eine gewisse Leidensfähigkeit verfügen*“, „*Man muss das Elend aushalten können*“, man braucht „*ein dickes Fell*“.

Um die Qualität ihrer Fachlichkeit zu erhalten, wird in diesem Bereich von drei Mitarbeitern zu den notwendigen Eigenschaften auch der „*Wille zur Weiterqualifizierung*“ eingebracht, der teilweise auch die Motivation zu selbstständiger, vom Arbeitgeber nicht geförderter Weiterbildung einschließt (s. Abschnitt 6.4).

Schließlich ist es auch hier, wie ebenso im Tätigkeitsfeld der Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit und JGH für einige Fachkräfte der „*Spaß an der Arbeit*“, der eine der bedeutendsten Kompetenzen ausmacht, wie eine Gesprächspartnerin formuliert: „*Man muss sie gerne haben, ehrlich gerne haben, ohne dass man falsche Versprechungen macht.*“

¹² Zugehörige Aussagen „*Sachlichkeit im Umgang mit anderen*“, „*Kritikfähigkeit*“

¹³ Einmal als „*Galgenhumor zur Psychohygiene*“ bezeichnet.

Vier Kategorien konnten bezüglich der fachlichen Fähigkeiten von Mitarbeitern der Jugend-/ Jugendsozialarbeit sowie der JGH als wesentlich festgehalten werden:

- fachliches Hintergrundwissen
- kommunikative Fähigkeiten im Bereich der Jugendsprache
- Kompetenzen zum Aufbau von Beziehungen zum Klientel
- „Den Jugendlichen dort abholen, wo er steht.“

Für diese Kompetenzen sprechen sich insbesondere Vertreter der Mobilen Jugendarbeit und Schulsozialarbeit aus. Grundvoraussetzung ist eine solide **Ausbildung** und ein fachlich theoretisch fundiertes **Hintergrundwissen** im pädagogischen und im psychologischen Bereich. Diese Einschätzung beruht auf vereinzelt Grenzerfahrungen der Befragten. **Beziehungsarbeit** zu Klienten nimmt in der sozialpädagogischen Arbeit einen großen Raum ein: das erfordert fachlich qualifiziert zu sein, in den verschiedenen Phasen des Beziehungsaufbaus auf besondere Gegebenheiten zu achten, ein verlässlicher Partner, eine Vertrauens- aber auch Autoritätsperson zu sein. Dabei übt man als Sozialpädagoge immer eine Vorbildfunktion für den Jugendlichen aus, der Werte vermitteln soll und klare Grenzen setzen muss. Jedoch besteht nach Aussage einer Mitarbeiterin der Mobilen Jugendarbeit kaum die Möglichkeit, dass diese Arbeit honoriert wird, was den Belastungsgrad in den Teams erhöht:

„Beziehungsarbeit ist nicht abrechenbar und dann wissen sie immer noch nicht, ob es tragfähig ist, dass sich darauf bestimmte Angebote aufbauen lassen. Das ist auch etwas, was Teams sehr belastet. Es ist frustrierend und es ist schwer zu greifen. Deshalb machen viele Teams gerade eine Hängepartie durch, weil sie sich in der Verantwortung sehen, aber vielleicht auch gar nicht wirklich jetzt so agieren können.“

Eine weitere fachliche Kompetenz ist, nach Aussage von vier der fünf Vertreter im Bereich der Mobilen Jugendarbeit, **kommunikative Fertigkeiten** in der Jugendsprache zu besitzen. Dies bezieht sich auch auf die Fähigkeit zwischen jugendtypischen und womöglich eskalierenden Ausdrücken zu unterscheiden, flexibel und schnell auf verbale Ausdrücke, die sich zu Eskalationen entwickeln können, zu reagieren. Wie sich bereits bei den persönlichen Kompetenzen herausgestellt hat, ist das eine Grundvoraussetzung für Streetworker, um bei den Jugendlichen auf der Straße bestehen zu können. Kommunikation ist das höchste Gut in

der sozialpädagogischen Arbeit, denn: *„Kommunikation ist eigentlich das Wichtigste, denn damit wird alles geregelt und alles geklärt.“* Doch hier ist aus Erfahrung der Experten im Umfeld der Jugendlichen Vorsicht und ein hohes Maß an Sensibilität erforderlich:

„Ich muss immer die richtige Sprache finden, die Jugendsprache, aber nicht in einen Jargon verfallen, das heißt ich muss von den Jugendlichen eine akzeptierte Sprache finden.“

„Es macht keinen Sinn, wenn ich denen vormache, ich bin so alt wie ihr und sprech' den Slang, den ihr sprecht. Auf der anderen Seite kann ich nicht so sprechen, wie mit euch spreche. Ich muss authentisch bleiben und muss dorthin gehen, wo sie sind.“

Die Kompetenz *„den Jugendlichen dort abzuholen, wo er steht“* setzt pädagogisches Grundwissen voraus, denn nach Ansicht der Fachkräfte sollen die Stärken der Kinder und Jugendlichen in den Vordergrund gestellt werden, ohne die biographischen Hintergründe, familiären Verhältnisse, die jeweiligen Entwicklungsphasen eines Heranwachsenden sowie Hintergründe von Verhaltensauffälligkeiten dabei zu vernachlässigen.

Den Jugendlichen eigene Handlungsmuster und -möglichkeiten aufzuzeigen, gemeinsam mit den Jugendlichen erreichbare Ziele und Perspektiven zu entwickeln und sie zu befähigen, Konsequenzen zu erkennen und zu akzeptieren, sind für die Befragten weitere fachliche Kompetenzen. Bei diesen Aufgaben wurden in den Interviews immer wieder Meinungen deutlich, wonach Experten aufgrund der steigenden Perspektivlosigkeit der Jugendlichen vielerlei Grenzen gesetzt sind, wie eindeutig geschildert wurde:

„Die Perspektivlosigkeit ist einfach da. [...] Die stehen vor Mauern. Und dann dort Wege zu finden und zu sagen, was machen wir [...]. Man ist gezwungen von hinten durch die kalte Küche zu gehen und jeder arbeitet in seinem Rahmen und nur bis dahin und nicht weiter.“

Die hier beschriebene Perspektivlosigkeit von Jugendlichen macht eine fachliche Kompetenzerweiterung vor allem im Bereich der Offenen Jugendarbeit notwendig. Zur Unterstützung müssen externe Fachkräfte oder Angebote zu Beschäftigungsmaßnahmen einbezogen werden und offene Freizeitangebote mit Beratungsangeboten kombiniert werden. Aufgrund der Veränderungen, mit denen Kinder und Jugendliche konfrontiert sind und den resultierenden veränderten Handlungsstrategien, wird in vielen Gesprächen (vor allem mit den Vertretern der Offenen Jugendarbeit) deutlich, dass konzeptionelle Veränderungen in den Projekten anstehen und auch gewünscht werden, denen jedoch erhebliche Hindernisse entgegen stehen:

„Wir müssen die klassische Jugendarbeit mit Beratungsangeboten kombinieren, da in den Jugendtreffs der Bedarf da ist. Jedoch scheitert es teilweise an der Anzahl des Personals. Wir müssen verstärkt im Bereich Betreuung und Beratung arbeiten. Das Problem dabei ist, dass dies nicht finanziert wird.“

Künftig wird es notwendig sein, auch über Konzepte einer nichterwerbsgebundenen Integration nachzudenken.

In der Kategorie *fachliche Kompetenzen* sind im Leistungsbereich §11 und §13 SGB VIII sowie der JGH vereinzelt noch die folgenden fachlichen Kompetenzen benannt:

- Fähigkeiten im Konfliktmanagement
- Hilfen zur Selbsthilfe für den Jugendlichen anbieten (z.B. Lösungsmöglichkeiten für Probleme von den Jugendlichen selbst [mit Unterstützung] entwickeln lassen)
- Zur Eigenverantwortung befähigen (z.B. *„Die einzige Strategie, die man diesen Jugendlichen entgegensetzen kann, ist die Eigenverantwortung. Sie müssen sich mit ihrer Lage auseinandersetzen, was ihre Perspektiven sind. Das kann ihnen keiner abnehmen. Sie müssen sich entscheiden, ob sie den Job haben wollen oder nicht. Diese Entscheidung müssen sie selbst tragen.“*)
- Befähigung, sich über finanzielle Angelegenheiten einen fundierten Überblick zu verschaffen

Ebenfalls wurde die Kompetenz zur **Teamfähigkeit** von drei Befragten benannt. Dabei ist das Vertrauen der Mitarbeiter untereinander, notwendige Flexibilität und die Fähigkeit zur Strukturiertheit angesprochen worden. Aus den Gesprächen lässt sich nicht erkennen, ob diese den persönlichen oder eher den fachlichen Kompetenzen zugeordnet wird, so dass an dieser Stelle die Kompetenz der Teamfähigkeit abschließend erwähnt wird.

Hilfen zur Erziehung

Für die Antworten der Gesprächspartner aus den Arbeitsbereichen der Erzieherischen Hilfen war auffällig, dass fachliche Kompetenzen zwar benannt wurden, aber nach Aussagen der Befragten die persönlichen Fähigkeiten eine größere Rolle in ihrer Tätigkeit spielen. Die fachlichen Kompetenzen stehen einerseits im Zusammenhang mit dem ausgeübten Aufgabenbereich und seinen Arbeitsweisen und sind andererseits aufgrund einer Vielzahl von Einzelnennungen nicht eindeutig zu klassifizieren.

Für die Befragten der **ASD** sind es vor allem die Kompetenzen „**Gesprächsführung**“ (3), „**Analyse und Problemlösung**“, „**Kenntnis der Trägerangebote/ Trägerüberblick**“ und „**Teamarbeit**“ (je 2), die mehrfach benannt worden sind¹⁴. Da der ASD ein großes Spektrum von Anliegen Hilfesuchender abdeckt, wird entsprechend die Fähigkeit „*komplexe Hilfe für alle Lebenslagen*“ anzubieten, als grundsätzliche Kompetenz formuliert. Eine notwendige Vertrautheit mit **rechtlichen Grundlagen** wird von einer Befragten genannt. Zwei Gesprächspartner geben zusätzlich an, „*therapeutisch-systemische Kenntnisse*“ bzw. „*Kenntnisse im Bereich sexueller Missbrauch/ Familiengerichtsverfahren*“ seien als fachliches Wissen für die Arbeit bedeutsam. Weitere Nennungen beziehen sich direkt auf Haltungen, die den Einstieg in die **Beziehungsarbeit** begleiten, so eine „*Gleichberechtigte Behandlung aller Klienten*“ und die Umsetzung des auch für die Jugendarbeit genannten Ansatzes, „*Menschen da ab[zu]zuholen wo sie sind*“. Das bedeutet hier vor allem, über die Entwicklung von Familien als Systeme fachlich informiert zu sein und sich dann „*auf die Stufe der Familien einlassen [zu] können*“. Um nicht unnötig überstürzt, aber im Bedarfsfall schnell handeln zu können, wenn es darum geht eine drohende Kindeswohlgefährdung zu vermeiden, wird ebenfalls als entscheidende fachliche Fähigkeit eingeschätzt, jede eingegangene Meldung „*nach [ihrer] Dringlichkeit*“ **angemessen zu beurteilen**. Für die Vermittlung passender Hilfemaßnahmen ist nach der Erfahrung einer Befragten teilweise „**Kreativität beim Finden passender Angebote**“ gefragt. Eine ASD-Leiterin hält Grundlagen **wissenschaftlicher Arbeit** – „*Fähigkeiten zur Entwicklung theoriegeleiteter Hypothesen*“ bzw. die Befähigung, „*Zusammenhänge aus Fachbüchern herzustellen*“ für bedeutsame und notwendige Kompetenzen in der Ausübung einer Tätigkeit des ASD. Als begleitende Verfahren sind Kompetenzen in Statistik, Verwaltung („*Aktenführung*“) und ein für das Verfassen von Gutachten und amtlichen Dokumenten benötigter „*guter schriftlicher Ausdruck*“ von je einem Gesprächspartner angegeben worden.

Zum fachlichen Hintergrund beim Umgang mit **Drogenkonsum** und -konsumenten hat sich nur ein Sozialpädagoge in einem Interview geäußert. Er legt die Schwerpunkte dabei auf zwei Kompetenzen: zum einen die Fähigkeit, die Erziehungsfähigkeit Drogen konsumierender Eltern im Kontext einer möglichen Kindeswohlgefährdung einschätzen zu können, zum anderen die Qualifikation, bei konsumierenden Jugendlichen zwischen Probierkonsum und problematischen Konsummustern zu unterscheiden, die eine Intervention erst nötig machen,.

¹⁴ Ein Befragter kürzte die Beantwortung dieser Frage mit der Antwort, es seien ganz „*normale sozialpädagogische Kompetenzen*“ nötig, ab.

Für die Gesprächspartner aus den **Erziehungsberatungsstellen** waren nach ihren Aussagen vor allem eine spezifische, bewusste Haltung ihren Klienten gegenüber (z.B. „*Neutralität*“), „*Analytische Fähigkeiten*“ und Wissen über Methoden als fachliche Kompetenzen von Bedeutung. Nachdem „*Raum zum Ankommen für Ratsuchende*“ geschaffen worden ist, gilt es, den Gesprächen „*Rahmen und Struktur*“ zu geben. Interessant ist, dass die beiden Befragten einer Einrichtung beschreiben, dass sich gegenwärtig eine Neuorientierung im Beratungsstil vollziehe: „*nicht mehr nur das Zuhörende und Gewährende*“ spiele eine Rolle, es trete stärker die Notwendigkeit „*Struktur und Halt*“ zu geben als Element der Beratung in den Vordergrund. Eine Einschätzung, die teilweise von den Befragten der anderen Einrichtung geteilt wird:

„[...] wenn also doch mal, was seltener vorkommt, aber so ein völlig verrannter, rechtsextremer Jugendlicher dann hier da sitzt und noch im entsprechenden Outfit hierher kommt und dann vielleicht auch noch so halb geschickt. Wo ich mir denke, o Gott, was soll ich jetzt mit dem machen [...] also wenn das dann so Themen sind, wo man denkt, also ... [...] das ist nicht unbedingt das, was man so alltäglich dann machen möchte. [lacht] [...] Das macht es dann schwerer, dann genauer gucken, wo zurücknehmen, was ist das Ziel der Arbeit, wie stark strukturieren, wo sonst auch eher intuitiveres Arbeiten notwendig ist [...]“

Neben den benannten Kompetenzen, die in der direkten Arbeit mit Klienten eine Rolle spielen, ist zudem eine Fähigkeit für die Einbindung in **Kooperationen** von einem Befragten als wichtig eingeschätzt worden. Für den Kontakt mit Selbsthilfe-/ Netzwerkgruppen formuliert er:

„Man muss nicht nur wissen, wer was macht, sondern auch, wo eine zentrale Stelle ist, um in das Netzwerk hinein zu gehen.“

Der selbständige Vertreter der Ambulanten Erzieherischen Hilfen hält (neben vielen persönlichen Voraussetzungen) für den fachlichen Bereich vor allem das Wissen über die „*gesetzlichen Bestimmungen des SGB VIII und Beherrschung alles Angrenzenden*“ und das Verfügen über konkrete Handlungsstrategien für notwendig.

Im Bereich der **Heimerziehung** ergeben die Aufzählungen der Gesprächspartner ein buntes Bild. Die meisten Aussagen wurden nur einmal, höchstens von zwei Interviewten genannt. Auch hier werden Kompetenzen zu verschiedenen Komplexen der Arbeit beschrieben: zur **Grundhaltung** gegenüber den Kindern und Jugendlichen (3) wie auch deren Eltern (2), zur **methodischen Herangehensweise** (5), zum Umgang mit **Belastungen** (1), zu **Kooperationen** (2), **Qualifikationen** (2), **Teamarbeit** (2) und **Drogenkonsum** (4).

„*Systemische Denk- und Arbeitsweisen*“ werden als fachlich notwendige Kompetenz ebenso einmal benannt wie der individuelle „*Blick aufs Kind*“ oder die zu vertretende Grundhaltung „*Für jedes Problem gibt es eine Lösung*“.

Die für einen systemischen Ansatz spezifischen Kommunikationsstrategien, deren „*besondere Fragetechniken und Methoden*“ zu beherrschen, ist ebenso benannt worden wie die Fähigkeit, „*Strategien zum Umgang mit verbaler Aggression*“ zu entwickeln oder auch über „*Strategien und Ansätze zum Feststellen der Fähigkeiten und Fertigkeiten*“ eines Kindes zu verfügen. Auch der geschärfte Blick in der Analyse, um zu erkennen was hinter „*verbalen Aggressionen [von Kindern und Jugendlichen] steht*“, wird als wesentliche Kompetenz eingeschätzt, um Eskalationen zu vermeiden und wirkliche Hilfe anbieten zu können. Mit **Eltern** zu arbeiten bzw. arbeiten zu können, wird von zwei Beschäftigten als eine wesentliche Kompetenz eingeschätzt. Eine Befragte hält es für unabdingbar, in dieser Zusammenarbeit „*die Eltern als Experten für ihre Kinder*“ anzuerkennen.

Das bereits erwähnte notwendige **Delegieren von Verantwortung** an die betreuten Kinder und Jugendlichen bzw. das entsprechende Verbleiben der Verantwortung bei ihnen, „*um sich zu entlasten und das Kind nicht in seiner Entwicklung zu hindern*“, wird auch auf der Frage nach fachlichen Kompetenzen von zwei Gesprächspartnern angeführt. In einem Interview wurde die drastische Zunahme an Bindungsstörungen bei Kindern im Heimbereich thematisiert, die bestimmte Kompetenzen im Umgang verlange. Zur **eigenen Psychohygiene** sei es außerdem wichtig, „*Enttäuschungen einzuplanen*“, um sich vor übermäßiger Betroffenheit zu schützen.

Eine Einrichtungsleiterin fordert von ihrem Team „*Kreativität in Hypothesen und Fragestellungen*“. **Theoretische Grundlagen** zum Erstellen von Hilfeplänen sind für eine weitere Befragte als fachliche Qualität im Heimbereich unerlässlich.

Alle befragten Einrichtungen arbeiten in Teams – zwei Gesprächspartnerinnen geben diese Form der Arbeit auch als bezeichnende fachliche Kompetenz an. Im Zusammenhang mit Kooperationsbeziehungen sind hier zwei Aussagen getroffen worden: zum einen ist das Wissen um besondere Charakteristika von **Kooperationseinrichtungen** von Bedeutung, zum anderen ist die prinzipielle „*Anerkennung der Kompetenzen der Kooperationspartner*“ für das Gelingen von Zusammenarbeit wesentlich.

Zu den fachlichen Grundlagen beim Umgang mit **Drogenkonsum** und –konsumenten äußerten sich vier Befragte aus dem Bereich HzE: Dreimal wurde hier das „*Erkennen*“ von

Drogen und -konsum als entscheidende Voraussetzung formuliert: Wahrnehmung von Drogengebrauch, Identifizierung von Utensilien, die auf Konsum hindeuten, Sensibilität für körperliche und Verhaltensveränderungen und Begleiterscheinungen (wie Ernährung, Geldknappheit, neue Freunde etc.) sind dabei als primäre Kompetenzen angeführt. Im Umgang mit Drogen konsumierenden Jugendlichen betont ein Leiter eines Kinder- und Jugendheimes, das im Gegensatz zu anderen Einrichtungen diese konsumierende Jugendliche nicht ausschließt, wie wichtig es ist, im Gespräch bleiben, um den Kontakt nicht zu verlieren. Ein weiterer Befragter beschreibt neben „*Kommunikation*“ auch „*Kontrolle*“ als ein wichtiges Element. In einer Einrichtung wurde im Interview das Wissen um die Gefahr einer Entwicklung von „*Co-Abhängigkeit*“ ins Gespräch gebracht.

5.2.2.3 Kompetenzerwerb

Die Fachkräfte der Jugendhilfe wurden in diesem Zusammenhang danach befragt, inwiefern die von ihnen beschriebenen Kompetenzen erworben werden können.

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Die Antworten auf diese Frage fielen sehr unterschiedlich aus. Im Leistungsbereich der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und der JGH zeichnet sich kein eindeutiges Bild ab. Es lässt sich lediglich die Tendenz feststellen, dass sich Kompetenzen nach Aussagen eines Drittels der Befragten über Erfahrungen, im Prozess eines „*learning by doing*“ erwerben lassen.

„Für mich ist das so, ich mach das einfach. Man muss ein Problembewusstsein bekommen. [...] Das ist ´ne Gefühlssache. Da braucht man ´ne gewisse Erfahrung, es aushalten zu können, zu wissen kann ich das jetzt noch.“

„Fehler machen, daraus lernen und beim nächsten Mal anders machen. Es ist ein Stück Erfahrung, ein Stück Psychologie, die man auch in der Ausbildung hat. Ob man das dann so macht, wie man es gelernt hat, ist ja wieder was anderes. Man ist ja eine eigene Persönlichkeit. Es muss alles gut verarbeitet werden können.“

Deutlich wird, dass die vorhandenen Möglichkeiten zum Erwerb weiterer Kompetenzen in hohem Maße von Faktoren wie „*Persönlichkeit, Einstellung und Bereitschaft zur Selbstreflexion*“ abhängig sind. Die Grundlage wird nach Meinung der befragten Fachkräfte bereits in der Ausbildung gelegt. Jedoch wird immer wieder deutlich, dass die derzeitigen Studienmöglichkeiten nur begrenzt Wissen vermitteln und teilweise nicht den Gegebenheiten der sozialpädagogischen Praxis entsprechen. Hier sind Wissenschaft und Ausbildungsstätten

aufgerufen (wie in Abschnitt 6.6.1 noch deutlich gemacht wird) auf die rasanten Veränderungen zu reagieren und ein effektives Verhältnis zwischen Theorie und Praxis in der Ausbildung zu berücksichtigen. Dafür ist eine Zusammenarbeit der Professionen von Theorie und Praxis Grundvoraussetzung und sollte vertiefender angestrebt werden.

Ähnliche Ergebnisse zeigen sich auch im Bereich der Hilfen zur Erziehung. Es ergeben sich bei 15 Befragten sieben verschiedene Cluster mit Kombinationen der eingeschätzten Möglichkeiten, die für ihren Tätigkeitsbereich unerlässlichen Kompetenzen zu erwerben. Aufgelistet nach Häufigkeit sind das:

- (1) Studium/Ausbildung + Weiterbildung oder Zusatzqualifikation (4),
- (2) Persönlichkeit + Erfahrungen in der Praxis (3),
- (3) Persönlichkeit als hauptsächliche Komponente (2),
- (4) Persönlichkeit und Erfahrungen in der Praxis (2),
- (5) Team/Kollegen (2),
- (6) Studium/Ausbildung + Kollegen/ Team + Erfahrungen in der Praxis (1) und
- (7) Persönlichkeit + Studium/Ausbildung + Weiterbildung/ Zusatzqualifikation + Kollegen/Team (1).

Einzel betrachtet heißt das: als wichtigste Voraussetzung wird die Persönlichkeit/ die „Anlage“ eingeschätzt. Acht von 15 Befragten geben diese einzelne Komponente an, z.B.:

*„[...] verschiedene Dinge muss man einfach haben, die kann man nicht erlernen [...] –
„Also ich sage mal so, einer hat’s, einer hat’s nicht.“*

Fast ebenso häufig, siebenmal, wurden Ausbildung bzw. Studium als Orte des Kompetenzerwerbs benannt. Als gute Vorbereitungen auf den späteren Beruf wurden vor allem praktische Übungen in Rollenspielen oder Gesprächssituationen, die Vermittlung vielfältiger Kommunikationsmethoden für Kinder und Erwachsene aufgeführt, aber auch hier, wie im Bereich der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH, wurde die Hochschulausbildung, die wenig Seminare zur Supervision und Selbsterfahrung enthält, als *„sehr abstrakt und theoretisch“* kritisiert.

Erfahrungen in der Praxis sind sechsmal als entscheidend erwähnt worden; Weiterbildungen/ Zusatzqualifikationen insgesamt von fünf Gesprächspartnern. Auffällig war hierbei die Antwort eines Gesprächspartners: Ein Heimleiter, der vor allem mit Erziehern in seinen Teams arbeitete, gab auf die Frage, welche Kompetenzen ihm wichtig wären an, die Erzieherausbildung reiche nicht aus, um die Arbeit zu bewältigen – von Vorteil wäre eine

sozialpädagogische Ausbildung. Eine andere Befragte aus dem Bereich der Hilfen zur Erziehung antwortete auf die gleiche Frage:

„Eine gute Ausbildung ist das A und O, aber eine sozialpädagogische Ausbildung allein reicht nicht – Zusatzqualifizierung ist unbedingt notwendig.“

Vier Befragte gaben an, dass Kollegen bzw. das Team für sie entscheidende Lerngrößen gewesen sind.

5.2.3 Problemwahrnehmungen

Im täglichen Umgang mit Kindern und Jugendlichen werden immer wieder Fragen aufgeworfen, die hier noch einmal spezifisch für die zu untersuchenden Tätigkeitsfelder aufgezeigt und interpretiert werden sollen. Die Ergebnisse resultieren jeweils aus der konkreten Fragestellung¹⁵, aber auch aus dem laufenden Interviewgespräch heraus.

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

In den Leistungsbereichen der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH haben sich acht Kategorien herauskristallisiert. Diese spiegeln sich in den Ergebnissen zur Wahrnehmung von Veränderungen der Kinder und Jugendlichen wider. Folgende Komplexe werden im Alltag der Sozialpädagogen immer wieder thematisiert:

- Perspektivlosigkeit und fehlender Lebensentwurf bei Jugendlichen
- Demotivation von Jugendlichen – *Sinuskurveneffekt*
- Gewalt
- Alkohol- und Drogenkonsum
- Durchsetzung von Regeln
- peer groups
- politische Orientierung von Jugendlichen
- Schule

An erster Stelle haben die Befragten mit der **Perspektivlosigkeit und dem fehlenden Lebensentwurf** von Kindern und Jugendlichen zu kämpfen, was nicht spurlos an den Mitarbeitern vorbei geht. Sie sind diejenigen, die Resignation auffangen müssen. Dabei stellen sich die Mitarbeiter die Frage, wie sie mit der Unzufriedenheit umgehen sollen, denn ein rein intuitiver Umgang reicht hierbei nicht aus, so eine Mitarbeiterin der Mobilen

¹⁵ In welchen Situationen und unter welchen Bedingungen ist eine Interaktion mit Ihrer Zielgruppe erschwert oder gelingt gar nicht? Was macht es Ihrer Meinung nach schwierig, mit den Kindern und Jugendlichen zu arbeiten?

Jugendarbeit. Diese Perspektivlosigkeit zieht weite Kreise. Vor allem Freizeittreffs müssen sich darauf einstellen, dass ihr Publikum immer älter wird und die Abschiebung ins Sozialhilfesystem als Lebensentwurf gesehen wird.

„Man hat dieses Drumherum weggenommen. Die Fördermittelsituation hat sich nicht so weiterentwickelt, wie man noch Anfang der 90er Jahre gearbeitet hat. [...] Die Breite der Angebote wurde gesenkt, man hat plötzlich keine interessierten Leute mehr gehabt. Die sind abgewandert. Nur die, die in ihrer eigenen Suppe schwimmen, die waren noch übrig und mit denen war's dann ganz schwer zu arbeiten. Ihre Motivation war einfach eine andere. Das Separieren, was wir im Schulsystem und in der Gesellschaft haben, das wurde sehr deutlich. Die Schwachen bleiben hängen.“

Demzufolge werden Fragen danach aufgeworfen, wie sie mit dem älteren Publikum umgehen sollen. Welche Möglichkeiten können sie ihnen bieten, wenn der Arbeitsmarkt einen Übergang in Ausbildung und Beruf nicht zulässt und damit ein natürlicher Abgrenzungsprozess verhindert wird. Damit gehen einher fehlende Wertevermittlungen durch die Familie und fehlende kommunikative und soziale Kompetenzen. Wie kann man demzufolge in einem Freizeittreff Methoden zum Erwerb sozialer und kommunikativer Kompetenzen integrieren, ohne erzieherisch mit dem „pädagogischen Zeigefinger“ Einfluss nehmen zu wollen? Es fällt Mitarbeitern der Jugendarbeit schwer Demotivation aufzufangen, Angebote zu machen und Hilfen anzubieten, wenn Jugendliche einen bestehenden Bedarf nicht formulieren:

„Das Problem ist, es ist schwieriger geworden, weil sie selbst kaum noch Bedarf formulieren. Es wird immer weniger. Man kann nur einen Bedarf formulieren über Dinge, die man kennt und das ist das Problem, dadurch wird es immer weniger.“

Daraus resultiert ein zermürbender Kampf um Vertrauen und Zugang zu den Jugendlichen, der die Mitarbeiter teilweise an ihre Grenzen stoßen lässt:

„Man ist irgendwann mal frustriert. [...] Der muss doch langsam mal begreifen, dass das was er macht nicht wirklich – irgendwann ist man an dem Punkt wo man sagt, dann fragt man sich: hält man durch und ist konsequent und stur. Dass man dran bleibt, in der Hoffnung er beißt an. [...] Die Erfahrung zeigt, dass jeder anbeißt. Es dauert mal mehr oder weniger.“

Bezeichnend verwenden einige Befragte den Begriff **Sinuskurveneffekt**. Sie sind dem ständigen Auf und Ab, den Empfindungen der Jugendlichen ausgesetzt. Jugendliche fallen nach den Erfahrungen der Sozialpädagogen immer wieder in ihre alten Handlungsmuster zurück und die Arbeit beginnt von neuem. Hier stellt sich die Frage nach der Kompensation dieser Erfahrungen (vgl. Abschnitt 5.5).

Zusätzliche Probleme entstehen dort, wo Jugendliche **Gewalt** als einen willkommenen Anlass ansehen, ihre Frustration und Demotivation abzubauen, sei es durch verbale Ausdrücke, durch Übergriffe auf Einrichtung bzw. Inventar oder sogar auf Mitarbeiter. Wie bereits auch in der Wahrnehmung von Veränderungen der Kinder und Jugendlichen diskutiert, stellte der Großteil der Befragten häufiger Grenzüberschreitungen fest. Die Toleranzschwelle bei Jugendlichen ist gesunken. Sie fühlen sich eher in ihrer Persönlichkeit angegriffen und reagieren schneller gereizt:

„Es kam mal zur Schlägerei. Es ging sehr ernst zu. Der war sehr aggressiv und hatte auch Knasterfahrung. Er war kein unbeschriebenes Blatt. Man wusste, was passiert. Aber die Situation war nicht zu deeskalieren an dieser Stelle. Da hab ich an meinen Grundsätzen gezweifelt. [...] Wenn man das nicht aufarbeitet, brodelt das so vor sich hin.“

Diesem Mitarbeiter stellten sich vor allem zwei Fragen. Zum einen, wie soll man mit Jugendlichen umgehen, die einen anderen kulturellen Hintergrund aufweisen und dementsprechend Gewalt als eine wichtige Form der Kommunikation unter Männern ansehen und zum anderen, wie soll man solche Erfahrungen verarbeiten:

„Vor allem Migrantencliquen sind gewaltbereiter. Macht und Gewalt spielt dabei eine große Rolle. Frauen als Mitarbeiter werden nicht so schnell körperlich angegriffen, wie Männer. Die schlagen keine Frauen. Die schlagen Männer. Man ist einfach eine Zielscheibe. Es gibt eben keine heterogene Struktur mehr. Dort hätte man couragierte Leute gehabt, die eingeschritten wären. Aber das gehört in diesen Kreisen dazu.“

Die Schulsozialarbeit des ländlichen Raumes hat dabei mit ganz anderen Problemen zu kämpfen, denn gewalttätige Übergriffe werden von Lehrern nur wenig thematisiert und an den Schulen gibt es keine klaren festgelegten Handlungsabfolgen, was Konsequenzen für die Sozialpädagogin mit sich bringt:

„Jeder handhabt es für sich. Der eine setzt es mehr durch, der andere weniger. Was ich nicht sehe, muss ich nicht reagieren oder ich setzte mich damit auseinander. Lehrer haben noch nicht erkannt, dass das Hilfe sein kann, dass das für die Schulkultur wichtig wäre. [...] Es ist ein einziges Rumgewurschtel. Wenn die Kacke am dampfen ist, fragt der Direktor schon, was wir denn machen können, aber ich bin doch nicht der Direktor.“

Sie ist es, die damit konfrontiert wird, wenn Jugendliche ihren Frust Luft machen.

„Wenn Jugendliche Regeln nicht einhalten und die Konsequenzen nicht ertragen können, muss man die verbalen Ausfälligkeiten aushalten können. Da komm ich schon an meine Grenzen. [...] Aber das gehört dazu. Das ist die Arbeit, finde ich auch nicht so schlimm. Ich kann das nur nicht im Team besprechen. Ich hab mir eine Strategie entwickelt. Ich schaffe mir eine Auszeit.“

Die Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen steigt mit erhöhtem **Alkoholkonsum**, der ein weiteres Problem in der Jugendarbeit ist. Der Umgang vor allem mit Alkohol in den offenen Treffs und auf der Straße wird in den Gesprächen sehr häufig thematisiert. Hier besteht in mehrfacher Hinsicht dringender Handlungsbedarf. Zum einen wirkt sich die gesellschaftliche Etablierung des Alkoholkonsums auf die Angebote der Offenen Jugendarbeit aus, wie Mitarbeiter von Einrichtungen sowohl in öffentlicher als auch freier Trägerschaft feststellen:

„Der Alkohol ist gesellschaftsfähig geworden und spielt an sich 'ne große Rolle in der Werbung, bei Familienfeiern, in jeder Disko. [...] Und selbst wenn wir hier Alkohol anbieten würden. Das wäre nur ein Alibi, um zu sagen, okay damit hält man sie sich im Haus.“

„Es ist schwer, zu zeigen, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, sich einen schönen Abend zu machen. [...] Das ist in unserer Gesellschaft so. Man hat eine Party und da muss Alkohol mit dabei sein. [...] Da gehen einem schon die Ideen aus.“

Zum anderen stoßen etwa Mitarbeiter der Mobilen Jugendarbeit des ländlichen Raums immer wieder auf die Frage, wie mit den selbstverwalteten Jugendclubs umgegangen werden soll, denn hier ist das Ausmaß des Alkoholkonsums nicht kontrollierbar. Man weiß zwar, dass konsumiert wird, aber ein konkreter Überblick fehlt. Anwohner reagieren auf Jugendliche gereizt, wenn vor den Einrichtungen getrunken und gefeiert wird. Es ist schwierig, den Konsum zu steuern, wenn das Gelände vor den Treffs offen ist und sich dort immer wieder die Jugendlichen nach den Schließzeiten treffen. Hier stoßen die Befragten immer wieder an ihre Grenzen, denn sie sitzen regelrecht zwischen den Stühlen. Auch bei mitgebrachtem Alkohol haben die Mitarbeiter wenig Handhabe. Verbote machen ihrer Meinung nach wenig Sinn. Die Jugendlichen genießen dann noch schnell ihr „*Sturzbier*“ vor der Einrichtung und fühlen sich dabei noch bestätigt.

„Die kommen her mit 'ner Pulle Schnaps. Das ist das, was sie sich leisten können. Und dann ist da noch die Frage, ob sie die geklaut haben oder bezahlt. [...] Ich sag es denen auch immer wieder. Ich kann es ihnen nicht verbieten. [...] Hier im Haus schon, aber sonst nicht.“

Die Einrichtungen und Projekte der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit sind bemüht, **Regeln** zu finden, die einen Umgang miteinander erlauben. Bei Alkohol- und Tabakkonsum in Schulen passiert es immer wieder, dass Jugendliche sich über Regeln hinwegsetzen oder Konsequenzen nicht akzeptiert werden. Die Durchsetzung von Regeln ist für viele der Befragten sehr zeit- und kraftaufwendig. Man muss Hartnäckigkeit beweisen und die eigene Meinung deutlich vertreten, denn z.B. „*Punks können einen tot reden*“. Immer wieder

befinden sich Teams auf der Suche nach der richtigen Lösung und erwarten dabei Hilfe von Außenstehenden, wie folgendes Zitat zeigt:

„Wir suchen ständig nach Veränderungen und Verbesserungsvorschlägen, da wir im Team auch unterschiedliche Meinungen vertreten. [...] Der eine sagt, wir müssen damit arbeiten, der andere sagt, wir müssen davon weg, es ganz verbieten. [...] Wir müssen immer mal was Neues ausprobieren. [...] Wir befinden uns im ständigen Aushandlungsprozess mit den Jugendlichen. Bis jetzt haben wir noch keine Regelung gefunden, mit der alle zufrieden sind und an die sich alle halten.

Es ist schwierig ein Mittelmaß zu finden. Denn in der Regel ist es schwierig bei einem offenen Treff Konsequenzen auszusprechen, da man theoretisch keine Handhabe hat. Das Problem wird im Treff nur nach außen verlagert. Wir können nur mit gesetzlichen Grundlagen argumentieren und Vorbildfunktion für Jüngere sein.“

Auch die Schulsozialarbeit des ländlichen Raums stößt diesbezüglich an Grenzen, aufgrund der fehlenden klaren Handlungsabfolgen und der fehlenden Beharrlichkeit vom Lehrerkollegium.

„Es fehlt eine konkrete Vorgehensweise, die auf die Schule abgestimmt ist. Wie verhalten wir uns? Das Problem ist, dass vor dem Schulhof auch Schulfremde sind und somit nicht nachweisbar ist, dass der Alkohol von den Schülern kommt. Strafen werden nicht in aller Konsequenz durchgezogen. Vor allem beim Rauchen wird es unterschiedlich von den Lehrern gehandhabt. [...] Man kann auch nicht jedes Problem wegreden. Es müssen auch mal Konsequenzen folgen. Es gibt die rauchfreie Schule, aber es wird nicht durchgesetzt.“

Dabei ist sie einem Rollenkonflikt ausgesetzt, der sie vor schwerwiegende Fragen stellt:

„Die Konsequenzen als Schulsozialarbeiter muss ich nicht durchsetzen. Ich arbeite mehr in der Prävention, denn wenn ich Strafen ausspreche, geht mir das Vertrauensverhältnis verloren. Ich hab einen gewissen Freiraum. [...] Den Rollenkonflikt hat man ganz häufig in unserem Bereich. [...] Wenn ich mit meinen Schülern unterwegs bin, weiß ich dass die rauchen. Die rauchen zwar nicht vor mir, aber ich weiß, dass die rauchen. Ist es deswegen besser?“

Gravierender sind die Erfahrungen mit **Drogen** konsumierenden jungen Menschen. Hier werden Ohnmachtsituationen im Umgang sehr deutlich dargestellt. Der Konsum bewegt sich aus der Illegalität heraus in öffentliche Räume. Jugendliche kennen nach Aussagen der Befragten keine Schamgrenzen und sie sind der Rechtsbeugung ihrer Tat nicht bewusst. Fragen zur Thematisierung der Problematik mit den betroffenen Jugendlichen bei Verdacht des Konsums oder sogar der Suchtgefahr werden hier ganz klar herausgestellt. Es gibt wenige tragfähige Handlungsstrategien oder konzeptionelle Ideen. Im Bereich der Mobilen Jugendarbeit ist es – auch aufgrund des schwierigen Beziehungsaufbaus – problematisch, Gespräche mit Jugendlichen zu führen. Fragen die sich die Mitarbeiter stellen, beziehen sich

vor allem auf die grundsätzliche Thematisierung des Umgangs mit Drogen, wie folgende zwei Zitate verdeutlichen:

„Ja, Drogen. Wenn die was genommen haben, damit kann ich schlecht umgehen. Ich seh's den' manchmal an, dass sie was genommen haben. Bei mir nehmen sie, wenn sie da sind nichts. Dann erzählen sie so, am Wochenende war ich wieder zugehörnt. [...] Ich müsste dann weiter dran arbeiten. Wie ich diese Hemmschwelle hab, ich weiß nicht wie ich mit denen darüber reden soll. [...] Die haben mir schon gezeigt, wie sie 'ne Bong bauen oder wie sie schnüffeln. [...] Da fehlt mir absolut das Feeling dafür. [...] Sie sagen dann immer, ja das erzählst du uns nun schon drei Jahre und uns ist noch nichts passiert.“

„Es ist schwierig an die Cliques ranzukommen. Die wollen sich nicht ins Haus einbinden, da sie denken, sie stehen hier unter Beobachtung. Es ist schwierig an die ranzukommen. [...] Wenn, versuche ich vorsichtig ins Gespräch zu kommen, aber die weiteren Schritte sind schwierig. [...] Ich würde es versuchen über Infomaterial. Würde aber denjenigen nicht zwingen irgendwo hinzugehen. Ich würde es ihm nahe legen zur Suchtberatung zu gehen. Würde ihm damit aber nicht auf den Geist gehen.“

Cliques unterliegen eigenen Gesetzen. Im Abschnitt zur Wahrnehmung der Kinder und Jugendlichen wurde bereits aufgezeigt, welche Erfahrungen die Befragten mit den peer groups gesammelt haben. Wie man Zugang zu den Gruppen findet, ist eine wichtige Frage, die sich vor allem die Mobile Jugendarbeit stellt, wenn sie Jugendliche an ihren Plätzen aufsucht. Die Erwachsenen werden ausgetestet, d.h. Jugendliche sind misstrauischer geworden und fühlen sich schnell in ihren Positionen bedroht. Wie findet man also schnell einen Zugang und schafft eine Vertrauensbasis? Jugendsprache und -kultur spielt dabei eine nicht unwesentliche Rolle, entscheidender ist jedoch, wie man den richtigen Ton trifft und von den Jugendlichen nicht falsch verstanden wird – „eine ständige Gradwanderung“.

Noch schwieriger gestaltet sich der Umgang mit **politisch orientierten Gruppen**. Auch hier stellen die Befragten Veränderungen in den Gruppenstrukturen fest. Rechtsorientierte Jugendliche sind nicht mehr ohne weiteres erkennbar, so eine Mitarbeiterin eines Kinder- und Jugendzentrums: „Ich frag mich wirklich, wo die hin sind.“ Viele der Befragten dagegen erfahren immer wieder Fremdenfeindlichkeit, der sie teilweise hilflos ausgeliefert sind, so die Schulsozialarbeiterin des ländlichen Raums:

„Fremdenfeindlichkeit ist zum Allgemeingut geworden. Es gibt immer weniger auffällige Zeichen wie Bomberjacken oder Springerstiefel, aber die Fremdenfeindlichkeit ist gestiegen. Das merkt man im Umgang der Schüler untereinander, die Betitelung und Beschimpfungen und wie über die Themen gesprochen wird. Das finde ich erschreckend.“

Ihnen stellt sich die Frage, wo und wie die Jugendarbeit da ansetzen soll. Die Gruppen sind unüberschaubar geworden, wie der Sozialraumsprecher eines Landkreises deutlich macht:

„Zum Beispiel ein Punker. Mit Punk verbindest du eigentlich eine gewisse Lebenseinstellung. Es hätte auch ein Faschist sein können, so wie ich mich mit dem letztendlich unterhalten habe. Dieses Patchworkmuster in der Einstellung und in den Klamotten. Es wird alles zusammengeflickt. [...] Das ist sehr schwierig in der Wahrnehmung. Wo setzt man da an?“

Die Gefahr von verfassungsfeindlich organisierten Strukturen darf nicht unterschätzt werden. Es wird deutlich, dass rechtsorientierte und rechtsradikale Jugendliche im Hintergrund agieren, was erhebliche Gefahr für Jugendliche und Jugendhäuser mit sich bringt. In diesem Zusammenhang stellen sich Fragen danach, wie das thematisiert wird und wie Einrichtungen damit umgehen. Eine Haltung der Gleichgültigkeit und Ignoranz, so wurde immer wieder hervorgehoben, wird sich bei dieser Problematik langfristig als fatal erweisen.

Im Umfeld **Schule** werden von den Sozialpädagogen Fragen aufgeworfen, die sich zum einen auf die Schüler und zum anderen auf das Lehrerkollegium beziehen. Einige Eckpunkte sind in den vorangegangenen Analysen zu den Arbeitsweisen und Kompetenzen von Schulsozialarbeit bereits angesprochen worden. Es sei noch einmal erwähnt, dass Schulsozialarbeit dann an Grenzen stößt, wenn entweder Schüler von Lehrern geschickt werden, eine Barriere seitens Schüler vorhanden ist oder weiterführende Hilfen von Schülern und/oder Eltern nicht angenommen werden. Der Grund sind hier die bereits vorangegangenen Hilfen und ein Misstrauen gegenüber weiterer Unterstützung. Die Schulsozialarbeiterin einer Stadt möchte nicht als eine „*Problemtante*“ angesehen werden, „*wenn Schüler geschickt werden, wenn es heißt: da gibt es eine Schulsozialarbeiterin, geh doch mal da hin. [...] Da kommt dann: ich geh doch nicht zu 'ner Psychotante.*“ Sie verwahrt sich auch dagegen ausgenutzt zu werden:

„Es ist schwierig, wenn Lehrer mich auch dazu nutzen, ihre Lebensgeschichten zu erzählen und mich als Ausheulstation ausnutzen. [...] Man muss aufpassen, was gehört da noch mit dazu, um einen Schritt weiter zu kommen oder ist es dann nur das Ausnutzen. Das ist 'ne Grenze, wo man da ein bisschen diszipliniert sein muss. Es kund zu tun oder abzugrenzen.“

Im Bereich der Hilfen zur Erziehung kristallisieren sich zum Teil deckungsgleiche, zum Teil spezifische Problemfelder heraus. In der Hauptsache sind es:

- Perspektivlosigkeit und fehlender Lebensentwurf
- Aggressionen, Gewalt
- Alkohol- und Drogenkonsum
- Unterbringung
- Elternarbeit
- Abgrenzung

Die im Zusammenhang mit gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen wahrgenommenen Wirkungen auf Eltern, Kinder und Jugendliche, die in Unterstützungsleistungen der Jugendhilfe eingebunden sind, werden in vielen Gesprächen mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Leistungsbereiche §§27 ff SGB VIII thematisiert. Das Aufwachsen vieler dieser Kinder oder Jugendlicher vollzieht sich in einer Zeit, in der das Leben ihrer Eltern Erwerbsarbeit häufig nicht mehr einschließt. Zudem machen einige schon früh die Erfahrung, dass ihnen viele Wege verschlossen sind, wie es ein Befragter aus dem Bereich der Ambulanten Erzieherischen Hilfen für seine Zielgruppe beschreibt.

„Bei 10-, 11-, 12jährigen, da kann man motivieren [...]. Bei 'nem 15jährigen, der ist eher realistisch, der weiß schon, dass er keine Chance auf 'ne Ausbildung hat [...].“

Vor diesem Hintergrund wird auch bei Kindern und Jugendlichen häufig eine geringe Leistungsmotivation beobachtet:

„...die, die schnell mal 'ne Stunde ausfallen lassen und sagen: na, du bekommst doch eh keine Arbeit [...]. Die werden mal wie ihre Eltern auf der Straße landen oder vom Hartz IV leben [...] Bei 'nem Großteil der Kinder ist es auch gelernt. Eltern leben ein Leben ohne Arbeit vor – die schreien nur ‚Hier‘, wenn es um ihre Rechte geht“

Die Befragten sehen sich dabei mit folgender Frage konfrontiert: Wie können, wie sollen sich Fachkräfte der Jugendhilfe auf diese Veränderungen einstellen? *„Was soll man als Normwerte ansetzen“*, wenn man *„doch selbst keine Perspektive bieten“* kann, wie ein Heimleiter es formuliert? Was haben professionelle Helfer dem entgegen zu setzen? Wie können sie Perspektive bieten oder wie ist es möglich, Kinder/ Jugendliche ohne Perspektive¹⁶, aber nicht ohne Optimismus zu begleiten?

¹⁶ Im herkömmlichen, vielleicht normativen Sinn

Teilweise wird diese Frage durch die Praxis bereits beantwortet. Mehrere Gesprächspartner aus Bereich der Heimerziehung berichten von Veränderungen ihrer Arbeitsansätze hin zu reduzierten Erwartungshaltungen und Zielvorgaben, um diesen Gegensatz zu überbrücken. „Mit der Zeit akzeptiert man einfach, dass es so ist“, fügt ein Befragter an. Hier zeichnet sich ein deutlicher Unterstützungsbedarf ab.

Auch **Gewalt** spielt als Grenzerfahrung in den verschiedenen Gesprächen immer wieder eine Rolle. In nur einem Fall wurde angegeben, über die *erschreckende „normale Umgangssprache zwischen Jugendlichen hinaus“* nicht von verbalen Aggressionen betreuter Kinder und Jugendlicher betroffen zu sein¹⁷. Die anderen Befragten berichteten eher darüber, häufig sprachliche Gewalt unter den Kinder bzw. Jugendlichen und auch ihnen selbst als Helfer gegenüber in Form von Beschimpfungen oder Bedrohungen zu erleben, wie eine Interviewteilnehmerin aus ihrem Erleben beschreibt:

„Das ist ein Thema, das immer verstärkter in den Vordergrund tritt. Wie auch immer, wie das zustande kommt, dieser Umgangston wird rüder und Obszönitäten, Gewaltausdrücke, Bedrohungen, das ist an der Tagesordnung.“

Die Gesprächspartner aus einer Erziehungsberatungsstelle und drei Allgemeinen Sozialen Diensten beschreiben ebenso ein erhöhtes Auftreten verbal aggressiver Ausfälle ihnen gegenüber, vor allem aber innerhalb der Familien und zwischen Elternpaaren in der Beratung. Der Umgang mit verbaler Gewalt ist für die Befragten dabei noch relativ unproblematisch zu bewältigen, beispielsweise von folgendem Gesprächspartner aus dem Bereich der Heimerziehung:

„Na, Sprache kann man ja immer noch aushalten, das geht ja. Dann lässt man die dann links liegen und signalisiert es mit der Köpersprache.“

Andere Befragte wenden Strategien wie das Diskutieren mit den Beteiligten in mediativer Form an oder strafen mit Verzicht auf etwas Angenehmes, bis hin zu kleineren finanziellen Opfern im Falle eines Kinderheimes. Gegenüber verbal aggressiven Erwachsenen wird je nach Situation deeskalierend durch Besänftigung, klare Abgrenzung oder auch konfrontativ durch Spiegelung des Geschehens reagiert. Häufig wird das Geschehen im Anschluss mit Kollegen diskutiert, in Supervisionsgespräche eingebracht oder individuell auf verschiedene Weise verarbeitet. Dagegen sind es vor allem Ausbrüche körperlicher Gewalt, die Schwierigkeiten bereiten. Diese Gewalt haben unter den 15 Befragten sieben Teilnehmer, davon zwei bei Übergriffen gegen sich selbst erlebt. In vier Einrichtungen (drei Heime und

¹⁷ Befragte aus dem Bereich der Ambulanten Erzieherischen Hilfen.

ein ASD) trafen die Aggressionen auch Möbel und Innenausstattung. Trotz dieser Erfahrungen gab es in nur einer befragten Einrichtung (einem ASD nach einem schwerwiegenden Vorfall) einen Handlungskatalog für akute Gewaltdurchbrüche. Ansonsten „kommen [die Strategien] dann eigentlich immer in dem Moment aus dem Bauch“. In Fällen, in denen sich die Einrichtung nicht mehr auf die Kooperation und Hilfe der Polizei verlassen kann (vgl. 5.3.2), sind die Betreuer völlig auf sich allein gestellt und müssen, wie eine Heimleiterin kritisiert, „durch ihre Gesprächsführung und die Möglichkeiten der Deeskalation sehen, wie sie das wieder unter Kontrolle kriegen.“ Hier besteht dringender Unterstützungsbedarf. Besonders für den ASD, bei dem zwei von vier Befragten (zwei Frauen) angaben, sich in ihrer Einrichtung nicht sicher und durch Maßnahmen geschützt zu fühlen. Im Originalton heißt es bei beiden:

„[...] Innerhalb dieses Hauses wurde keine Maßnahme ergriffen, Klingel unterm Tisch [...] Man soll zwar nicht allein hier sein, aber bei den flexiblen Öffnungszeiten oder man kommt vom Hausbesuch, ist man schon mal allein.“

„Wenn jetzt jemand kommt und ich bin hier alleine, mich hört niemand [...] Man ist dann auch auf sich [gestellt]. Das ist schon da, das gebe ich zu, diese Unruhe, die uns sowieso belastet, kommt jemand?“

Bei heftigen körperlichen Aggressionen kommen auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Bereich der Heimerziehung mit den Kindern und Jugendlichen häufig an ihre Grenzen. Obwohl eine Befragte, im Zuge der entwickelten individuellen Blickrichtung auf das Kind, ihre veränderte Einstellung beschreibt –

„Ich hab’ früher mal gesagt, wenn ein Kind einen Erwachsenen angreift, das ist die Grenze [...] Das ist mittlerweile nicht mehr die Grenze, einfach deshalb, weil wir mittlerweile sagen, man muss das einzelne Kind sehen.“

– sind wiederholte schwere Gewaltvorfälle ein häufig angezeigtes Ausschlusskriterium aus Maßnahmen der Jugendhilfe, was von den Befragten hier insbesondere für den Heimbereich beschrieben wird.

„Es gibt Grenzen, das ist das dann, wo wir aufgeben, wenn sich jemand gar nicht mehr einkriegt und das über eine lange Zeit geht und dann mit körperlicher und verbaler Gewalt einhergeht, ohne dass man sieht, da gibt’s jetzt einen Knick, das ist schwer auszuhalten.“

Eine weitere, vielfach thematisierte Herausforderung ist der **Alkohol- und Drogenkonsum** von betreuten Kindern und Jugendlichen. Dabei markieren die Fragestellungen der Gesprächspartner die Bereiche „Drogenwissen“, „Prävention“ und „Umgang mit konsumierenden Kindern und Jugendlichen“.

Nicht alle befragten Fachkräfte fühlen sich über Drogen ausreichend informiert und im Umgang mit der Thematik kompetent¹⁸, wie im folgenden Beispiel zum Ausdruck kommt:

„Außer, dass wir wissen, dass die Pupillen anders aussehen und dass die Reaktionen verlangsamt sind und dass sie manchmal zu viel lachen, wissen wir eigentlich recht wenig darüber.“

Hier besteht Bedarf, genauer über Drogenarten und ihre Wirkungen Bescheid zu wissen oder auch darüber, „*was überhaupt auf dem Markt ist*“. Das kann zwar teilweise über die Kinder und Jugendlichen ermittelt werden, aber es wäre, wie eine Heimleiterin formuliert, wichtig, „*dass man direkt mal wüsste, was überhaupt da [...], was [...] wo wie erhältlich [ist], tja, da wissen wir sehr recht wenig darüber.*“ Auch eine sichere Unterscheidung zwischen Gebrauch und Missbrauch treffen zu können, würde einer Befragten die Einschätzung der Situation stark erleichtern.

Zum zweiten haben Beschäftigte in der Heimerziehung viele Fragen zum Bereich Prävention, hier vor allem, wie Gespräche mit Kindern und Jugendlichen zum Thema günstig initiiert werden können. Stellvertretend für viele Kommentare das Zitat einer Gesprächspartnerin:

„Na ja, wenn ich das jetzt mit den Jugendlichen thematisiere – es gibt sicherlich ein Gespräch dazu und die Anweisung gibt es nun einmal, aber [kurze Pause] wenn ich das thematisiere, weiß ich nicht so richtig, wo ich anfangen soll. Das gleitet dann ja immer ins Lehrhafte und Belehrende. Dass der Alkohol schädlich ist, dass wissen sie eigentlich, das wissen sie alle. Sie nehmen das bewusst in Kauf, dass sie sich schädigen selber.“

Die meisten Fragen wirft der Umgang mit Drogen konsumierenden Kindern und Jugendlichen auf. Grundsätzlich spielen Drogen, insbesondere legale wie Nikotin und Alkohol, aber auch illegale in den Einrichtungen der Jugendhilfe „*immer mal wieder*“ eine Rolle. Die Konsumneigung wird von den Befragten auf Faktoren wie Vertrautheit der Kinder mit Konsummustern durch ihr familiäres Umfeld oder auf Ersatzhandlungen, denen emotionale Defizite zugrunde liegen, zurückgeführt – oder aber als ein in der Jugendphase als „*völlig normal*“ zu bewertendes Phänomen verstanden.

Tatsache ist, dass in Jugendhilfeeinrichtungen Drogen konsumiert werden. Eine Mitarbeiterin schätzt ein: „*Kinder, die zu uns kommen, sind so gut wie alles Raucher*“ – ein Faktum, dem sich die Einrichtungen stellen müssen. Hier gibt es viele Fragen auf der Suche nach der richtigen Strategie. So stellt beispielsweise das offizielle Verbot des Rauchens ein Problem dar, das schwer zu beheben ist. In einem Interview schilderte eine Mitarbeiterin eines

¹⁸ Nicht alle befragten Einrichtungen fühlen sich für diese Problematik zuständig. Vor allem zwei der befragten Mitarbeiter des ASD und auch die Mitarbeiter der Erziehungsberatungsstellen geben an, wenig Kontakt mit Drogen konsumierenden Kindern und Jugendlichen zu haben und vermitteln beim Feststellen schnell an Drogen- und Suchtberatungsstellen.

Heimes, die jüngeren Kinder unter 16 Jahren versteckten Zigaretten im Park und an Schulen, da sie durch Kinder- und Jugendschutzbestimmungen und die Hausordnung vom Rauchen ausgeschlossen wären:

„Das ist nicht beeinflussbar, das ist einfach da das Problem und das ist 'n Riesenproblem. [...] Wir sind da sehr hilflos eigentlich.“

Andere Heime verfolgen eine bestimmte Strategie, halten sie aber selbst nicht für wirkungsvoll:

„Es wird weggenommen, es wird vernichtet, es wird darüber gesprochen [...] – es wird aber nicht viel fruchten. Aber der Weg wird trotzdem gegangen.“

Weitere Fragen ergeben sich zu Entscheidungen, wie mit Jugendlichen generell umzugehen ist, die Drogen konsumieren – speziell dann, wenn sich bereits eine Abhängigkeitserkrankung entwickelt hat. Nicht zuletzt stellt sich hier auch die Frage, inwieweit Eltern bei bekanntem Drogenkonsum einzubeziehen sind. Wie bereits oben (vgl. 5.2.1) skizziert, gibt es unter den Befragten dazu verschiedene Ansichten. Eine Heimleiterin berichtet aus ihrer Erfahrung, man *„reiß[e] meistens da mehr ein“* und Eltern würden das Wissen ihren Kindern gegenüber als Machtmittel benutzen. Auch ein Heimleiter erläutert seine Skepsis:

„Da überlegen wir natürlich, ob wir das machen sollten. [...] Erfahrungsgemäß hat es nichts gebracht.“

Teilweise werden Eltern im Rahmen des Hilfeplans informiert, *„aber viele Eltern, wenn wir hingucken, das ist ja der Tagesablauf, Trinken, Rauchen... das haben wir ganz oft“*.

Die Schwierigkeit im Umgang mit Drogen missbrauchenden Jugendlichen besteht nach ihren Aussagen hier für die professionellen Helfer vor allem darin, auf der einen Seite den Betroffenen/die Betroffene nach Kräften unterstützen und in der Einrichtung halten zu wollen – auf der anderen Seite überfordert und hilflos in einer Situation zu sein, wenn der oder die Jugendliche noch keine Einsicht oder Veränderungswünsche erkennen lässt. Dazu eine Mitarbeiterin:

„Aber für mich ist die Frage, wenn ich das weiß, ja, was mache ich dann, das ist doch der entscheidende Knackpunkt. Das Wissen ist das eine, aber wie dann. Wo sollen sie hin? Die Kliniken sagen zum Beispiel bei Cannabis, pff, das ist doch kein Grund [Pause] für 'ne Behandlung... Das ist ja das Problematische eigentlich, dass jede Suchterkrankung, sag' ich mal, erst dann behandelt werden kann, wenn derjenige das als Problem sieht und bereit ist, was zu tun. [...] Also, wenn das feststeht, man fühlt sich schon in diesem Punkt 'n bisschen alleine gelassen. [...] Wir können auch nicht sagen, wie die Eltern, ich schmeiß' dich raus,

du gehst ins Heim. Irgendwo sind wir dort wirklich schon alle in der Bredouille und wollen eigentlich auch Beziehungsabbrüche hier dann noch einmal weitgehend vermeiden.“

Die Schwierigkeit in der **Unterbringung** Drogen konsumierender Jugendlicher wird auch von Seiten des ASD durch eine Befragte zum Ausdruck gebracht, die zusammenfasst:

„Ist ja auch ein Ausschlusskriterium für die 34-er Einrichtung eigentlich [...] und wir [sagen] eigentlich, bevor wir eintreten, muss er eigentlich clean sein, muss er erst mal 'ne Entgiftung durchlaufen.“

Hilfen aus den Leistungsbereichen des SGB VIII kann ein jugendlicher Klient nach Aussage einer ASD-Mitarbeiterin erst nach einer erfolgreichen Entgiftung in Anspruch nehmen.

„Vorher geht nichts. Die müssen ja auch die Einsicht haben, dass sie davon loskommen wollen. [...] Die entlassen ja dort [aus der Psychiatrie] auch entgiftet, ohne Erfolg und warten darauf, dass sie wiederkommen. Dann schreiten wir erst mit ein. Wenn es dann so nach dem zweiten, dritten Mal im Kopf vielleicht mal losgeht.“

Entsprechend gilt in den meisten befragten Einrichtungen ein bekannter Drogenkonsum eines Kindes oder Jugendlichen als Ausschlusskriterium. Die entstehende Leerstelle wird im Pool der für diese Untersuchung untersuchten Einrichtungen nur von zwei Heimen bzw. betreuten Wohnformen gefüllt, die Drogen konsumierende Jugendliche aufnehmen.

Ein weiterer ASD-Mitarbeiter merkt an, dass „das [...] zwar immer mal wieder gern diskutiert“ wird, in der Praxis das Problem aber wesentlich seltener auftrete: „Es ist jetzt auch nicht so'n riesiger Bedarf da [...]“. Viel bedeutender sei der eklatante Mangel an Plätzen in Mutter-Kind-Heimen: der geringen Anzahl der Plätze stehe ein weitaus größerer Bedarf an Unterbringungsmöglichkeiten für junge Mütter gegenüber. Zwei andere Gesprächspartnerinnen aus dem des Arbeitsbereich des Allgemeinen Sozialen Dienstes schätzen übereinstimmend ein, es seien für sie besonders die „Pendeltürkinder“ bzw. „Kinder, die einen Einrichtungstourismus hinter sich haben“, die schwer in stationäre Jugendhilfemaßnahmen einzugliedern seien, weil auch die Einrichtungen diesen Aufnahmen gegenüber „zunehmend vorsichtiger geworden“ sind. Die Aufzählung schwierig zu vermittelnder Klienten einer Gesprächspartnerin wird ergänzt um „Kinder mit hohem Aggressionspotential, psychiatrischen Diagnosen, seelischen Störungen“, insbesondere dann, wenn sie sich im Schulalter befinden. Als letzte Nennung fügt sie Kinder oder Jugendliche an, die in anderen Einrichtungen bereits sexuell übergriffig geworden sind.

„**Elternarbeit** ist sehr mühsam“ – Das Spannungsfeld der Zusammenarbeit mit Eltern wird von allen Befragten unabhängig von ihrem Arbeitsfeld innerhalb der Hilfen zur Erziehung, insbesondere aber von Mitarbeitern aus dem Bereich Heimerziehung und einer ASD-Mitarbeiterin, thematisiert. In erster Linie ist es eine unzureichende Bereitschaft zur Mitwirkung, die die gemeinsame Arbeit erschwert, die immer wieder die Frage aufwirft, wie Eltern besser zu erreichen sind.

„Denen rennen wir manchmal wochenlang, monatelang hinterher, da muss man ganz zäh sein, bis man die überhaupt mal zum Gespräch kriegt.“

„Es gibt Eltern, die wollen sich nicht hinter die Fassade schauen lassen, die sagen, es ist alles gut, es ist alles gut und schön, nur mit dem Kind, da klappt's nicht und nu macht was draus.“

Ein Mitarbeiter einer Erziehungsberatungsstelle schätzt aus seiner Erfahrung den Zugang zu fachlich hoch qualifizierten, streitenden Elternpaaren als besonders schwierig ein. Diese Eltern entwickelten *„so subtile Waffen, dass es für den Berater zum Teil also schwer bis unmöglich wird, hier als Mediator einzugreifen“*.

Als problematisch werden von Helfern auch jene Fälle wahrgenommen, in denen Eltern gegen die Betreuer im Heim intervenieren – beispielsweise dann, wenn sie eine Heimunterbringung in erster Linie als eigenes Versagen oder Konkurrenz empfinden und nicht als Hilfe annehmen können. Der Loyalitätskonflikt, dem die Kinder oder Jugendlichen dabei ausgesetzt sind, führt nach der Erfahrung einer Heimleiterin in der Regel dazu, dass sie *„zwei Leben führen – eines im Heim, eines zu Hause“*, was weitere Probleme nach sich zieht. Als *„tiefe Resignation von beiden Seiten aus“* erleben Mitarbeiter, *„wenn nur noch das Abgeben im Vordergrund steht [...], wenn Eltern ihre Kinder abgeben und zwar nicht bloß in der momentanen Situation, sondern wenn sie wirklich als innere Grundhaltung sich von den Kindern verabschiedet haben.“*

Wenn es selbst durch hartnäckige Bemühungen unmöglich bleibt, mit den Eltern eine Basis herzustellen, kommen auch Fachkräfte an ihre Grenzen:

„Wenn Eltern nicht mitarbeiten, dann ist da 'ne Mauer da, die kann man nicht durchbrechen, da kann man sich Mühe geben, wie man will.“

Als letzter Themenkomplex ist **Abgrenzung** Gegenstand aktueller Fragestellungen der Fachkräfte: Wie ist es möglich, sich nach außen erfolgreicher abzugrenzen? Zum einen betrifft dies eine Diskussion um das Verhältnis zwischen Nähe und Distanz zu Klienten bzw. Kinder und Jugendlichen in betreuten Einrichtungen, die die Jugendhilfe seit jeher begleitet. Zum anderen aber, und der Scherpunkt des Komplexes liegt vor allem hier, ist es als eine

notwendige Abgrenzung von externen Erwartungen diskutiert worden. Einrichtungen der einzelnen Tätigkeitsfelder nach den Leistungsbereichen der §§27 ff SGB VIII beschreiben vielfach den Druck unrealistischer Anforderungen von Eltern, Lehrern, von „der Öffentlichkeit“¹⁹, der auf ihnen lastet: „*die Kinder in schnellster Zeit [wieder] gut hinkriegen*“²⁰ – nach dem Prinzip einer Waschmaschine, wie ein Mitarbeiter einer Erziehungsberatungsstelle veranschaulicht:

„Da sind dann wirklich so Bilder und Vorstellungen da, dass das hier wie so ne Waschmaschine funktioniert und man bringt die Kinder so fünfmal her [...] - und dann läuft's alles wieder.“

Eine Gesprächspartnerin fordert daher ganz konkret vom Jugendamt, auf die Grenzen der Heimerziehung hinzuweisen. Das Jugendamt seinerseits sieht sich – nach den Worten einer Befragten – selbst einer gewissen „*Allzuständigkeit*“ ausgesetzt. Eine Leiterin eines ASD fasst zugleich als Herausforderung und den Wunsch nach Unterstützung für den gesamten Bereich zusammen:

„Am Anfang steht der und ganz am Ende, wo alles hingeschoben wird, ist die Jugendhilfe. [...] Wir müssen uns mehr abgrenzen und da brauchen wir Unterstützung.“

¹⁹ Im Bereich der Heimerziehung teilweise auch vom Jugendamt selbst

²⁰ Kommentar einer Heimleiterin

5.2.4 Resümee

In der Betrachtung der Gesamtheit der Antworten zeigt sich, dass die Breite der hier beschriebenen Handlungsstrategien, Ansätze und Leitbilder kaum eine Reduktion auf Typen erlaubt. Leitbilder spielen für die Praxis in den meisten Fällen eher eine untergeordnete Rolle und werden von den Befragten selbst teilweise als „starr[e]“, wenig an der Lebensrealität von Jugendlichen orientierte Festschreibungen wahrgenommen. Verschiedene Strategien und Methoden (beispielsweise beim Umgang mit Aggressionen) unterscheiden sich auch innerhalb eines Tätigkeitsfeldes erheblich. Für Nennungen der Arbeitsansätze ist auffällig, dass zunehmend (im Bereich HzE, aber auch in der Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit) systemisch gearbeitet wird. Deutlich wird zudem, dass die Fachkräfte über ein großes Spektrum persönlicher und fachlicher Kompetenzen verfügen. Neben notwendiger Standfestigkeit, Hartnäckigkeit und Belastbarkeit sind es vor allem Kommunikations- und Beziehungsfähigkeiten, die für die in der Jugendhilfe unerlässliche Beziehungsarbeit unentbehrlich sind – gerade dann, wenn diese Beziehungsarbeit vor dem Hintergrund schwindender Beziehungsfähigkeit (so die Wahrnehmung vieler Befragter) gegenwärtig einen immer größeren Raum einnimmt.

Die Vielzahl von Kompetenzen wird nach Auffassung der Fachkräfte auf verschiedene Weise in Ausbildungen, Weiterbildungen etc. erworben, insbesondere aber mit den Erfahrungen der praktischen Tätigkeit. In diesem Zusammenhang wird häufig Kritik an einer zu wenig praxisorientierten Ausbildung an Fachhochschulen oder Universitäten geübt.

Das Erleben von Grenzen, Unsicherheiten und einen Bedarf an fachlicher Unterstützung beschreiben die Befragten insbesondere für den Umgang mit den Problemfeldern Drogenkonsum, Gewalt/Aggressionen und der Perspektivlosigkeit/Demotivation ihrer Klienten. Spezifisch für die Tätigkeitsfelder der Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit und JGH werden hier zusätzlich Schwierigkeiten mit der Durchsetzung von Regeln, den politischen Orientierungen von Jugendlichen, Gruppenprozessen und der Beziehung zur Institution Schule benannt. Im Bereich der Hilfen zur Erziehung wurden darüber hinaus Schwierigkeiten in der Unterbringung verschiedener Problemgruppen, Hindernisse in der Elternarbeit und die Problematik der notwendigen Abgrenzung nach außen thematisiert.

Infolge des raschen gesellschaftlichen Wandels befinden sich auch die Einrichtungen und Projekte der Jugendhilfe in einem Prozess der Umorientierung, in dem sie auf die wahrgenommenen sozialen Veränderungen reagieren müssen. Oft bedeutet dies, dass auch über völlig neue Konzepte und Handlungsstrategien nachgedacht wird, was in unseren Interviews vor allem am Beispiel der Mobilen Jugendarbeit deutlich wurde.

5.3 Unterstützung bei der Zusammenarbeit verschiedener Hilfesysteme

5.3.1 Kooperationspartner

Um zu herauszufinden, wie die Kooperation verschiedener Hilfesystem verbessert werden kann, wurde in den Interviews zunächst nach den *bestehenden* Kooperationsbeziehungen gefragt, wobei uns insbesondere interessierte, wie unsere Gesprächspartner die Qualität dieser Kooperationsbeziehungen einschätzten.

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und in der JGH Kooperation je nach Notwendigkeit gesucht und aufgebaut wird. Die daraus entstehenden Beziehungen werden von den Befragten sehr unterschiedlich eingeschätzt. Die Aussagen reichen von der Ablehnung einzelner Kooperationspartner bis zur uneingeschränkten Befürwortung von Kooperationsbeziehungen. Hinzuweisen ist darauf, dass die Befragten aus verschiedenen Gründen nicht alle bestehenden Kooperationsbeziehungen benannt haben, so dass die hier erfassten Daten der Kooperationspartner nicht repräsentativ sind.

Folgende Kooperationspartner wurden von den Fachkräften der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH benannt, wobei Mehrfachnennungen möglich waren:

- Jugendamt (8)
- Kinder- und Jugendpsychiatrie (5)
- Kultur-/ Freizeiteinrichtungen u. Sportvereine (5)
- Fördervereine/ -kreis (5)
- Schulen (4)
- Stadt/ Gemeinde (Verwaltung, Bürgermeister, Einrichtungen) (4)
- Suchtberatungsstellen (4)
- gemeinsame Projektarbeit mit anderen Vereinen/ Trägern (4)
- Polizei (4)
- spezifische Beratungsstellen (Schwangerschafts~, Jugend~, Schuldner~) (3)
- Jugendgerichtshilfe/ Jugendrichter/ Staatsanwaltschaft/ Bewährungshilfe (3)
- Erziehungsberatungsstelle/ Familienhelfer (3)
- Arbeitsgemeinschaften/ Arbeitskreise (3)
- Opferberatungsstelle/ Täter-Opfer-Ausgleich (2)
- Kliniken/ Therapeuten (2)
- Arbeitsamt/ ARGE (2)
- Psychologische Beratungsstellen (2)
- Hochschulen (2)
- Einrichtungen, in denen straffällige Jugendliche Auflagen (Arbeitsstunden) zu erfüllen haben (2)
- Träger/ Angebote des Stadtteils²¹ (2)
- Wirtschaft (1)
- Wohnungsbaugesellschaften/ private Vermieter (1)
- Qualitätswerkstatt (1)

Lediglich drei Interviewpartner haben präzise angegeben, dass Kooperationsvereinbarungen bestehen, weitere fünf Befragte gaben an, dass keine Kooperationsvereinbarungen bestehen und deren Sinnhaftigkeit angezweifelt wird. Unterstützungsleistungen zum Ausgleich sozialer Benachteiligungen und Angebote zur Förderung der Entwicklung von Kindern und

²¹ Bezieht sich auf die größeren Städte wie Leipzig und Dresden.

Jugendlichen nach SGB VIII müssen nach Meinung der Experten aus dem Praxisfeld der Jugendarbeit schnell und unkompliziert greifen, d.h. sie sind auf eine flexible Zusammenarbeit und Unterstützung mit anderen Hilfesystemen – auch ohne festschreibende Kooperationsvereinbarungen – angewiesen:

„Wenn ich Hilfe brauche, dann krieg’ ich die auch. Ich such’ mir schon, ich krall mir meine Leute. Wenn ich Bedarf habe, kümmer’ ich mich auch. Da sorg’ ich schon für mich.“

Spezifisch zu Kooperationsvereinbarungen:

„Ich finde es nicht sinnvoll, weil dann hat man eine gewisse Verpflichtung und das funktioniert mit Jugendlichen nicht. Die sind nicht bindend, nicht zuverlässig. Man muss flexibel sein.“

„Man muss aufpassen, dass man sich nicht mit diesen Dingen zuknallt. Ohne Kooperationsvereinbarung geht es einfach schneller und kürzer. Bei uns funktioniert das gut. Wenn ich zu ’nem Verein gehen würde, die würden mir ’nen Vogel zeigen, wenn ich sagen würde: unterschreiben Sie mir erst die Kooperationsvereinbarung. Da geht ganz viel übers Telefon und persönliche Beziehungen.“

Auch darüber in welcher Form Kooperationen gepflegt werden, gibt es unterschiedliche Meinungen. Für die Befragten spielen formale Rahmenbedingungen (z.B. regelmäßige Arbeitstreffen, formelle Vereinbarungen, Protokollierung etc.) eher eine untergeordnete Rolle. In der Auswertung führt dies zu der Frage, wie die Qualität von Kooperationsbeziehungen seitens der Befragten aus dem Bereich der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und der JGH beurteilt wird (Abschnitt 5.3.2).

Für die insgesamt 15 Einrichtungen im Bereich der Erzieherischen Hilfen ergibt sich im Überblick der Nennungen folgendes Bild:

- Schulen (14)
- Kinder- und Jugendpsychiatrie (14)
- Eltern (12)
- Allgemeiner Sozialer Dienst/ Jugendamt (9)
- Ärzte (7)
- Erziehungsberatungsstellen (6)
- Psychologen (außerhalb der Psychiatrie) (6)
- Drogen- und Suchtberatungsstellen (6)
- Polizei (6)
- Kindertagesstätten (5)
- Ergo- und Logotherapeuten (4)
- Hochschulen (3)
- spezifische Beratungsstellen (3)
(Schwangerschafts-, Familienberatung je 1)
- Andere Jugendhilfeträger (3)
- Arbeitsamt/ ARGE (2)
- Familienhelfer/ SPFH (2)
- Familiengericht (2)
- Gesundheitsamt (2)
- Blaues Kreuz (2)
- Motorradgruppen (2)
- Vereine im Ort (2)
- Handwerker im Ort (1)
- Tagesgruppen (1)
- Schulsozialarbeit (1)
- Schulverweigerungsprojekt (1)
- Sozialpsychiatrischer Dienst (1)
- Sozialpädiatrisches Zentrum (1)
- Selbsthilfe- und Netzwerkgruppen (1)
- Personen aus dem sozialen Umfeld der Kinder/
Jugendlichen (nicht Eltern) (1)
- Ehemalige Einrichtungen von Kindern/ Jugendlichen
(1)
- Gremien-/ Netzwerkarbeit (10)

Auch für die Befragten dieses Leistungsbereiches spielen Kooperationsvereinbarungen eine untergeordnete Rolle. Tatsächliche Kooperationsvereinbarungen – über Entgeltvereinbarungen zwischen Leistungserbringern und dem Jugendamt²² und die festgeschriebene Zusammenarbeit im Rahmen von Hilfeplänen²³ hinaus – wurden von drei Einrichtungen benannt. In einem Fall handelt es sich dabei um eine Kooperationsvereinbarung zur Zusammenarbeit zwischen Gesundheitsamt und Jugendamt als Grundlage einer **gemeinsamen** Einrichtung im Bereich der Erziehungsberatung. Eine andere Erziehungsberatungsstelle verfügte über Kooperationsvereinbarungen „mit bestimmten Schulen und Einrichtungen“²⁴. Im dritten Fall war es ein Kinderheim, das mit einigen Partnern Kooperationsvereinbarungen abgeschlossen hatte. Zwei dieser Einrichtungen befanden sich im großstädtischen Raum.

Drei Viertel der für die Untersuchung befragten Einrichtungen hatten keine Kooperationsverträge, und manche standen der vertraglichen Form äußerst skeptisch gegenüber, wie eine Gesprächspartnerin betont:

„Keine Kooperationsvereinbarung, je nach Einzelfall, ganz flexibel. [...] Ich möchte eigentlich unproblematisch und unbürokratisch vorgehen.“

²² Zweimal genannt

²³ Einmal benannt, z.B. mit der Familienhilfe oder mit dem heilpädagogischen Reiten

²⁴ Über die keine weiteren Informationen gewonnen werden konnten, weil die befragten Mitarbeiter auf ihre Vorgesetzte verwiesen.

Eine Mitarbeiterin der ASD bemerkt aber, dass eine kontinuierliche Arbeit erschwert wird, wenn die persönlichen, meist informellen Netzwerke der Mitarbeiter bei deren Ausscheiden ebenfalls verloren gingen: *„Die Netzwerkarbeit ist durch [die] Strukturveränderungen [einem] permanentem Wandel unterworfen.“*

Inwieweit und an welcher Stelle Kooperationsvereinbarungen sinnvoll sein können, wird an späterer Stelle nochmals ausführlich diskutiert. Deutlich wird, dass für alle in die Untersuchung einbezogenen Leistungsbereiche feste Kooperationsvereinbarungen oder -verträge selten sind und solche Konzepte in ihrer Nützlichkeit für die Praxis häufig angezweifelt werden. Andererseits weisen sowohl praktische Erfahrungen als auch Forschungsergebnisse aus den verschiedenen Arbeitsfeldern darauf hin, dass Vereinbarungen für bestimmte Bereiche und unter bestimmten Gegebenheiten durchaus sinnvoll sein können, um Kooperationsbeziehungen effektiver zu gestalten.

5.3.2 Die Qualität von Kooperationsbeziehungen

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Dass bestehende Formen der Zusammenarbeit auch von persönlichen Empfindungen gegenüber den Partnern abhängig sind, war in den Gesprächen mit den Fachkräften der Jugendarbeit immer wieder zentrales Thema. Insgesamt acht Befragte (davon sieben aus freier Trägerschaft) gaben an, dass eine Zusammenarbeit auf persönlicher Ebene stattfindet, Beziehungen auf informeller Ebene gepflegt werden und diese auch als effektiv angesehen werden. *„Das ist ja wie Freundschaft. Das muss man auch pflegen, sich mal melden, mal nachfragen.“*, so eine Mitarbeiterin der Offenen Jugendarbeit eines freien Trägers. Vor allem im ländlichen Raum sind die Träger auf belastbare Kontakte im Landkreis angewiesen, da eine Wahl zwischen vielfältigen Partnern und Angeboten nicht möglich ist.

In der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH werden die bestehenden Kooperationsbeziehungen überwiegend positiv eingeschätzt. Abgesehen von einigen Ausnahmen beschreiben über die Hälfte der Befragten, dass eine gute Zusammenarbeit besteht und der Zugang zu den einzelnen Partnern eher unkompliziert erfolgt. Die Meinungen der beiden Schulsozialarbeiterinnen gehen teilweise auseinander. Im städtischen Untersuchungsgebiet ist die Zusammenarbeit mit dem Lehrerkollegium klar geregelt und dies wird auch positiv im Gespräch hervorgehoben. Im ländlichen Gebiet muss die Schulsozialarbeit um Anerkennung beim Lehrerkollegium kämpfen. So wurde immer wieder

von Macht- und Konkurrenzkämpfen hauptsächlich mit Beratungslehrern berichtet, die sich in ihrer Position angegriffen fühlen.

Ein (aufgrund der geringen Anzahl von Interviewpartnern) mit Vorsicht zu betrachtendes Bild ergibt sich für den Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Die Qualität von Kooperationsbeziehungen zu Suchtberatungsstellen und zur KJPP weist nach Aussagen der Befragten erhebliche Defizite auf. Jeweils sieben der Befragten aus dem Bereich der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und der JGH äußern hier Kritik. Beide Schulsozialarbeiterinnen klagen über fehlende Kontakte von Seiten der Kinder- und Jugendpsychiatrie, etwa wenn Schüler sich in Therapie befinden bzw. befanden. *„Sie erkennen das nicht als Hilfe. Die ziehen ihre Therapie durch und das war’s.“* Es gibt weder Absprachen noch Informationen über die Schüler. *„Die Kommunikationswege werden von der KJPP nicht genutzt.“* Es gibt keine direkten Gespräche.

Die Mobile Jugendarbeit kritisiert, dass KJPP und Suchtkrankenhilfe zu unflexibel reagieren. Jugendliche werden aufgrund fehlender Therapieplätze immer wieder abgeschoben, wie folgendes Zitat belegt:

„Das Problem ist der Zugang, Wartezeiten, Transparenz von Angeboten. Man hat einen therapiewilligen Jugendlichen, aber man findet keine freie Stelle und kaum einen Platz mit Hund. Wenn man denen den Hund noch wegnimmt, gehen die nicht hin.“

Ein Kritikpunkt, der schon seit langer Zeit wahrgenommen wird, bezieht sich auf den Austausch zwischen Jugendhilfe und Suchtkrankenhilfe:

„Es wäre wichtig, dass man einen Austausch zwischen Suchtkrankenhilfe und Jugendhilfe hinbekommt, aber das ist schwierig. Das wird schon seit Jahren probiert, aber man kommt auf keinen Nenner.“

Auch die Kontakte zu *Suchtberatungsstellen* werden von den Vertretern der Mobilen Jugendarbeit und der Schulsozialarbeit kritisiert. Zum einen besteht entweder gar kein oder nur ein oberflächlicher Kontakt und zum anderen fehlen den Befragten Informationen zu möglichen Partnern in ihrer näheren Umgebung. Ein Defizit, das aufgrund von fehlenden Alternativen für junge Heranwachsende, entstanden ist.

„Die meisten Leute sind ehemalige Alkoholiker. Das sind ältere Leute, die aufgrund ihrer alten Karriere und über Gott dort arbeiten. Mit den Leuten kann ich nicht arbeiten. Die Jugendlichen zeigen mir da den Vogel. Das funktioniert nicht. Die personelle Ausstattung der Suchtberatungsstellen und die Anbindung an einen kirchlichen Träger ist ein Problem.“

An diesem Zitat des Sozialraumsprechers eines Landkreises wird deutlich, dass Suchtberatungsstellen nicht für Jugendliche geeignet sind und ausreichende Alternativen fehlen. Vor allem im ländlichen Raum haben Angebote des Gesundheitsamtes und kirchlicher Träger eine Monopolstellung, die für Jugendliche kaum zeitgemäß sind. Vielen Einrichtungen und Projekten sind die Hände gebunden, selbst Beratungsangebote zu ermöglichen oder die Beratungsstellen der Gesundheitsämter zu nutzen, da diese auf erwachsene Alkoholiker spezialisiert sind. Wie folgendes Zitat einer Mitarbeiterin der Mobilien Jugendarbeit verdeutlichen soll, stoßen die Einrichtungen und Projekte immer wieder auf taube Ohren²⁵.

„Es wird überhaupt nicht mehr nachgedacht. Das ist das Schlimme. Ich hatte weder mit dem Jugendamt noch mit dem Gesundheitsamt überhaupt die Möglichkeit zumindest die Idee zu diskutieren. Sondern es wird nur Struktur, Kohle, Schluss und das ist so frustrierend mittlerweile. Du hast keinen Ansprechpartner mehr, um wirklich Dinge auch zu bewegen. Die Kommune steht nicht hinter dem Projekt. Aber da braucht's eben schon die Kommune dann dazu, die da hinter dem Projekt erst mal steht. Dann kann man auch zusammen dann was reißen. Aber es wird eben schon an der untersten Stelle abgewürgt. Und es entspricht eigentlich überhaupt nicht mehr dem, was jetzt im Augenblick in der Realität passiert. Es muss sich ganz viel verändern. Es wird sich auch viel verändern. Also das klassisch-traditionelle, ob das eben Cliques sind, ob das die Altersklassen sind, ob das das Thema Eltern ist, verändert sich gerade alles so extrem, dass eigentlich in der Jugendhilfe ganz viel passieren muss. In den Projekten passiert's, weil die sind ja nah dran und müssen reagieren, aber SMS und Konsorten. Es gibt Innovationstöpfe in XXX und dem SMS, die allerdings nie mit Geld, glaube ich, gespeist werden. Die sind bloß pro forma da. Aber es sieht erst mal schön aus in der Power-Point-Präsentation.“

Fazit ist, dass Veränderungen im Bereich zur Thematik des Drogenkonsums bei jungen Menschen nach Aussagen der Befragten schnellstmöglich herbeigeführt werden müssen. Neue Angebote, angepasst an die Voraussetzungen und Möglichkeiten der Heranwachsenden, müssen finanziert und veränderte Kooperationsbedingungen ermöglicht werden. In den Gesprächen kam es zum einen immer wieder zu der Forderung, eine mobile Drogenberatung einzusetzen, die im Umfeld der Jugendlichen aktiv wird. Zum anderen müssen den Jugendlichen Alternativen zur Verfügung stehen, die logistisch zu bewältigen sind. Denn oft nehmen Jugendliche gute Angebote nicht wahr, weil sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln entweder schwer oder gar nicht erreichbar sind. In einem anderen Fall konnten aufgrund von Kooperationsbedingungen und Finanzierungsmöglichkeiten nur Angebote des eigenen Landkreises genutzt werden, die jedoch für die Jugendlichen schwerer

²⁵ Zur Erläuterung: der hier beschriebene Fall bezieht sich auf eine Konzeptentwicklung zur Finanzierung des Projektes einer mobilen Drogenberatung.

erreichbar sind als Einrichtungen der räumlich näher liegenden Stadt. Ein Problem, das sich noch verschärfen wird, wenn man die in Umsetzung befindliche Verwaltungs- und Kreisgebietsreform des Freistaates Sachsen betrachtet. Dies verschlechtert die Situation von Jugendlichen vor allem in Randgebieten und Gemeinden des ländlichen Raums zusätzlich. Aufgrund mangelnder Infrastruktur sind noch längere und kostenintensivere Wege oder Anfahrten mit noch höherem Zeitaufwand wahrscheinlich, die Jugendliche nicht in Kauf nehmen werden.

Kritikpunkte

Weitere Kritikpunkte ergaben sich zu der Frage: *Was verhindert Ihrer Meinung nach Kooperation?* Hier betonten Fachkräfte der **Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit** und **JGH** immer wieder den **hohen Arbeitsaufwand, fehlende Mitarbeiter** und eine **unzureichende finanzielle Ausstattung**. Fünf von sechs Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit können Kooperationen oder Netzwerke nicht aufbauen bzw. intensivieren, da ihnen der nötige Zeitrahmen fehlt - so eine Mitarbeiterin, die sich eine Zusammenarbeit mit Schule vorstellen könnte: *„Es wäre schon interessant, aber dann hätte ich noch mehr Arbeit“*. Dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um Mitarbeiter freier oder öffentlicher Trägern handelt. Hier wird vor allem kritisiert, dass es in Netzwerken zu wenig **Austausch** gibt:

„Eine Ursache ist, die sind unterbesetzt in ihren Projekten. Die fahren personell auf dem untersten Level. Und demzufolge sind die alle daran, zu sehen wie die ihren Alltag bewerkstelligen können. Es ist keine Ressource da, um sich frei zu schaufeln, um einen Austausch möglich zu machen.“

Auch ein **häufiger Personalwechsel** bzw. Wegfall von Ansprechpartnern beeinflusst Kooperationsbeziehungen. Dazu äußerten sich zum größten Teil die Vertreter der Schulsozialarbeit. Aber ein Wechsel von Ansprechpartnern kann auch positive Auswirkungen auf die Kooperationsbeziehungen haben. Im folgenden Fall entstand eine gute Zusammenarbeit z.B. mit dem ASD erst durch einen Personalwechsel – auch dies ein Beispiel dafür, dass persönliche Wahrnehmungen und Empfindungen für die Entstehung guter Kooperationsbeziehungen wichtig sind:

„Das läuft auf persönlicher Ebene gut, geht alles schneller. Man kann Pech haben mit den Zuständigkeiten und kann nichts daran ändern.“

Weiterhin wird hauptsächlich von Einrichtungen in öffentlicher Trägerschaft kritisiert, dass ein **Konkurrenzdenken** unter den Einrichtungen oder Projekten besteht.

„Es gibt verschiedene Erwartungen seitens der freien Träger. Man merkt, dass es unterschiedliche Seiten sind, vom Arbeitgeber her. [...] Die denken dann wir haben einen besseren Draht, weil wir bei der Stadt sind, dass wir Dinge einfacher erreichen können.“

Einrichtungen oder Projekte in freier Trägerschaft haben sich jedoch zu diesem Aspekt nicht geäußert. Lediglich jeweils ein Vertreter der Offenen Jugendarbeit und Mobilen Jugendarbeit sprachen eine schlechte Zusammenarbeit bzw. **fehlende Rückmeldung seitens der Amtsebene** an. Dies bezieht sich auf fehlende Flexibilität und Bürokratismus staatlicher Hilfen. Hier erwarten vor allem Einrichtungen in freier Trägerschaft mehr Unterstützung, indem sie in Fallbearbeitungen einbezogen werden, so dass Entscheidungen nicht nach Aktenlage getroffen werden müssen (was erfahrungsgemäß die Entstehung von „Jugendhelferkarrieren“ begünstigt).

Hilfen zur Erziehung

Im Bereich der Hilfen zur Erziehung sind Quantität und zu Teilen auch die beschriebene Qualität in der Zusammenarbeit mit Partnern vor allem abhängig vom Tätigkeitsbereich. Deshalb ist es sinnvoll, die befragten Tätigkeitsfelder voneinander abzugrenzen.

Die Anzahl von Kooperationspartnern, die jeweils angegeben wurden, bewegt sich für die vier ausgewählten **Allgemeinen Sozialen Dienste** zwischen drei und zehn. Dabei sind die am häufigsten genannten Partner Schule, Eltern und Kinder- und Jugendpsychiatrie (je 4). Es folgen Drogen- bzw. Suchtberatungsstellen (3); Kindertagesstätten, die ARGE, Ärzte (je 2). und das Gesundheitsamt (1)²⁶. In einem Landkreis arbeitet der ASD *„sehr eng mit der Polizei zusammen“*.

In der Zusammenarbeit mit **Schulen** gibt es eine eindeutige Tendenz: Generell werden die Kooperationen als wichtig und notwendig eingeschätzt, aber es sind vor allem die Förderschulen, die bezüglich der Qualität der Zusammenarbeit hervorgehoben werden. Ein Mitarbeiter macht die Kooperationsqualität von den einzelnen Schulen abhängig, eine weitere Befragte schätzt ein, dass es eine unkomplizierte, *„ganz starke Verbindung“* zu Schulen gibt und zwei Gesprächspartnerinnen teilen die Einschätzung, dass der größte Teil der Kinder und Jugendlichen, die durch den ASD betreut werden, Förderschüler sind und

²⁶ Einzelne Befragte geben auch eine eng am Hilfeplan beteiligte Erziehungsberatungsstelle, eine Institutsambulanz einer Fachhochschule und PsychologInnen des Jugendamtes als Kooperationspartner an.

dass in den Förderschulen die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit dem Jugendamt höher sei.²⁷

„Die sind täglich mit den sozialen Problemen konfrontiert [...] die sind interessiert an der Zusammenarbeit [...] Förderschulen gehen viel offener damit um.“

Die Zusammenarbeit mit Lehrern funktioniere dann gut, *„wenn es auf der Beziehungsebene stimmt“*, bei gegenseitigem Verständnis für die Arbeit des jeweils Anderen. Eine positive Ebene entstehe nicht, wenn die Erwartungen von Schulpädagogen dem ASD gegenüber unrealistisch hoch seien: *„Manche sind unbelehrbar. Die wollen, dass dann gleich was passiert.“*

Zur Zusammenarbeit mit **Eltern** werden verschiedene Aussagen getroffen. Für eine Befragte sind in der Arbeit mit Eltern oft Hindernisse zu überwinden, wenn der Aufbau des Kontakts an der Verweigerung einer Mitwirkung zu scheitern droht:

„Denen rennen wir manchmal wochenlang, monatelang hinterher, da muss man ganz zäh sein und dranbleiben, damit man die überhaupt mal zum Gespräch kriegt [...]“

oder streitende Elternpaare die Interaktion erschweren, weil sie *„sich nicht verstehen wollen“*.

Auch die Erfahrungen in der Kooperation mit **kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtungen** werden sehr unterschiedlich beschrieben. Eine Gesprächspartnerin eines ASD im Landkreis äußert sich zum Verhältnis zur KJPP neutral, bemängelt nur die große Entfernung der Klinik, die verhindere, dass manchen Eltern, denen das Geld zur Anreise fehle, die Teilnahme an den dort stattfindenden Gesprächen nicht möglich sei. Als positiv wird diese Kooperation von einer anderen Mitarbeiterin eingeschätzt. Sie beschreibt, dass die KJPP vor allem im Vorfeld einer Hilfeinstallation zur Diagnostik genutzt wird und stellt in diesem Prozess als besonders günstig heraus, dass Eltern medizinischen Analysen mehr noch als dem Jugendamt vertrauten und den Rat von Ärzten besser annehmen könnten – eine Aussage, die von einer weiteren Befragten geteilt wird. Sie selbst skizziert ihre Aufgabe dabei so:

„Wir gehen mit in die Klinik, entweder mit den Eltern zusammen oder alleine. Gucken erst mal, was bei der Diagnostik rauskommt, versuchen die Eltern dann gemeinsam zu einer Therapie zu überreden, zu überzeugen“

²⁷ *„Da haben wir das meiste Klientel.“*

Eine Befragte wünscht sich für diese Kooperation eine Grundlage „*gegenseitiger Akzeptanz*“ und fordert von der KJPP, sie solle „*sich auf Augenhöhe begeben*“, man „*sollte über Kooperation sprechen*“. Den Idealzustand sieht sie wie folgt:

„Jugendhilfe und Psychiatrie müssen parallel laufen – hin und wieder muss ein Aufenthalt in der Psychiatrie erfolgen, als Krisenintervention, weil’s halt ein Krankheitsbild ist“

In der Zusammenarbeit mit **Drogen- und Suchtberatungsstellen** werden von drei Gesprächspartnern, die sich dazu konkret äußern, drei unterschiedliche Einschätzungen getroffen: In einem Fall ist man „*sehr zufrieden*“ und hat „*gute[n], enge[n] Kontakt*“ zueinander, im zweiten Fall gibt es zur Suchtberatung insgesamt „*weniger Kontakt*“, aber ein gemeinsames Arbeitsgespräch im Jahr. Und im dritten Fall funktioniert die Zusammenarbeit nicht zur Zufriedenheit der befragten Mitarbeiterin:

„Nicht so ganz klappt das mit [Name der Beratungsstelle], weil die ganz stark mit dem Datenschutz arbeiten, um ihre Klienten auch zu schützen, aber da erfahren wir z.B. noch nicht einmal, ob eine Person, die wir hingeschickt haben, da auch eine Therapie in Anspruch nimmt. Das wird da nicht mal gesagt Da erfahren wir überhaupt nichts.“

Insgesamt fühlen sich die Mitarbeiterinnen aus dem Arbeitsbereich des ASD in ihren Kooperationen eher wohl als unwohl. Für drei Befragte gibt es keinen Partner zur Zusammenarbeit, den sie noch zusätzlich wählen wollten. Wenn überhaupt sind es Kontakte zu Kinder- und Jugendpsychologen vor Ort, die fehlen und dringend gewünscht werden:

„[...] haben wir wirklich eine Unterversorgung, da haben wir nichts anzubieten [...] Das ist ganz schwierig, das können wir nicht abdecken hier.“

Die zwei befragten **Erziehungsberatungsstellen** geben acht bzw. zehn Partner für die Zusammenarbeit an. In erster Linie sind das der ASD (2) – an den vermittelt wird, wenn Klienten „*eher praktische Hilfe brauchen*“ – Kindergärten und Schulen, Kinderärzte und das Familiengericht (ebenfalls je 2). Des weiteren werden je einmal das Jugendamt, Beratungsstellen, andere freie Träger, Bezugspersonen aus dem Umfeld des Kindes, Sozialpsychiatrischer Dienst, verschiedene Kliniken, Ergo- und Logotherapeuten und Selbsthilfe- bzw. Netzwerkgruppen genannt. Fallorientiert werden von einer befragten Einrichtung bei Bedarf weitere konkrete Angebote aus dem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe wie Kinder- und Jugendschutz, JGH, betreute Wohngemeinschaften oder Heime einbezogen.

Eine gute Beziehung zu **Kinderärzten** zu haben, wird als besonders wichtig eingeschätzt:

„Diese Beziehung ist wichtig. Da gehen die Eltern hin, die nehmen die Dinge wahr und die Empfehlung vom Arzt, Kinderarzt wird auch eher angenommen. [...] Es ist wichtig, dass die unsere Einrichtungen kennen und auch gerne vermitteln.“

Die Zusammenarbeit mit **Schulen** funktioniert für die Beratungsstellen nicht immer unkompliziert: *„die mauern, Lehrer öffnen sich schwer“*. Deshalb wünschen sich zwei der Befragten zum einen eine verstärkte gemeinsame Arbeit mit Schulen und zum anderen für den sich gegenwärtig stark erweiternden Anteil der Fälle mit Sorgerechtsangelegenheiten eine Zusammenarbeit mit Rechtsanwälten zur Unterstützung in familienrechtlichen Fragen.

Für den freiberuflich tätigen Anbieter ergeben sich kooperative Beziehungen jeweils aus der praktischen Arbeit. Er trifft sich mit denen, *„die mit am Fall sind“*. Das sind in erster Linie Eltern und ASD, außerdem Erziehungsberatungsstellen, seltener die KJPP und niedergelassene Psychologen. Die **Eltern** einzubeziehen funktioniert nach seinen Erfahrungen *„in der Regel nicht“*. Sollte dies gelingen, kann die von ihm angebotene Beratung für die Eltern in manchen Fällen länger dauern als die der Jugendlichen. Schwierigkeiten entstehen, wenn Eltern andere Prioritäten für die Lernziele ihrer Kinder setzen - vor allem dann, wenn die schulischen Leistungen von ihnen in ihrer Bedeutung höher als die persönlichen und sozialen Entwicklungen eingeschätzt werden. Zudem empfindet er ein generelles deutliches *„Gegeneinander-Arbeiten“* von **Schule** und Jugendhilfe, das eine Verbindung seiner Meinung nach verhindert.

„Kinder werden generell danach definiert, dass es Schüler sind, es sind ja nicht Kinder, sondern Schüler und wenn sich das auch noch im Hilfeplan widerspiegelt, wird es problematisch.“

In der Zusammenarbeit mit der **KJPP**, die bis zur gemeinsamen Hilfeplanung in der Klinik reichten, waren die Erfahrungen zufrieden stellend.

„Ich fand's okay. [...] Das größte Bedenken hat man bei der Frage des Datenschutzes. [...] Ich hatte nie das Gefühl, dass sie mir irgendwas verheimlichen, sie haben das gesagt, was sie sagen durften und meine Fragen sind auch beantwortet worden.“

Als problematisch empfand er persönlich jene Streitigkeiten um die Zuständigkeit, die oben von einem Mitarbeiter des ASD bereits thematisiert worden sind.

Insgesamt urteilt der Befragte, *„Kooperation funktionier[e] nur, wenn man bereit [sei], sich zu öffnen und transparent zu machen“*. Diese Transparenz vermisst er bei anderen Anbietern,

die beispielsweise nicht wie er bereit sind, ihre Finanzierung offen zu legen. Er wünscht sich für eine qualifizierte Arbeit im Interesse der Kinder und Jugendlichen,

„dass man nicht zu eingeeengt ist im Denken, Handeln, in den Strukturen. [...] Es wäre gut im Sinne eines Brainstorming, wenn man erstmal schaut, was wäre denn gut und was ist machbar. Die Möglichkeiten müssen offen sein.“

Über die größte Vielfalt an Kooperationspartner verfügen **Heime und andere betreute Wohnformen**. Die Anzahl ihrer Nennungen reicht von sieben bis zu einem Spitzenwert von 20 angegebenen Partnern. Die wichtigsten vier Partner sind hier Schulen (8), Kinder- und Jugendpsychiatrien (8), Eltern (7) Jugendamt/ASD (6). Es folgen niedergelassene Psychologen und Psychotherapeuten (6) und Ärzte, Erziehungsberatungsstellen und Polizei (je 5) vor diversen anderen Partnern²⁸.

Die Qualität der Zusammenarbeit mit **Schulen** wird von den Befragten recht unterschiedlich eingeschätzt. Die Urteile reichen von „*schwierig*“ über neutral, „*abhängig von einzelnen Lehrern*“ bis „*eher gut*“ und „*gut*“, wobei keine quantitative Gewichtung erkennbar ist. Auch hier wird – wie bereits beim ASD – die Zusammenarbeit mit Förderschulen von drei Gesprächspartnern hervorgehoben²⁹. Die Gesprächspartnerin, die angibt, das Verhältnis des Heimes zur Schule sei „*schwierig*“, begründet ihre Einschätzung:

„Das Verhältnis Heim-Schule hat sich in den letzten Jahren massiv verschlechtert. Die Schulen haben Probleme, Verhaltensprobleme [...] – Heimkinder sind oft verhaltensauffällig, deshalb gibt es keine Bereitschaft, das Heim zu unterstützen.“

„[...]Haben es oft erlebt, dass wir dort hinbestellt werden und werden dort runtergemacht, dass es eine wahre Freude ist.“

Andere Einrichtungen beschreiben positivere Erlebnisse in der Zusammenarbeit. Häufig gibt es regelmäßige Kontakte in Form von Telefonaten bis hin zu täglichem Kontakt und persönlichen Beziehungen zu Lehrern. In einem Gespräch schilderte ein Befragter die Wertschätzung, die die Lehrer ihnen entgegenbringen, weil sie mit dem Abzeichnen der Hausaufgaben der Kinder garantieren, dass sie immer erledigt werden: „*Die wissen, was sie an uns haben.*“

²⁸ In der Reihenfolge unspezifische Drogen- und Suchtberatungsstellen (3), Blaues Kreuz (2), Familienhelfer/ SPFH, Angebote anderer JH-Träger, Vereine im Ort/ FFW, Motorradgruppen und Ergotherapeuten (je 2), Logotherapeuten, Kindertagesstätten, spezifische Beratungsstellen (Schwangerschafts~, Familienberatung je 1), Gesundheitsamt, Handwerker im Ort, Tagesgruppen, Schulsozialarbeit, Schulverweigerungsprojekt, Sozialpädiatrisches Zentrum, Heim vom gleichen Träger, Ehemalige Einrichtungen von Kindern/ Jugendlichen, Andere (je eine Nennung).

²⁹ Dabei handelte es sich in zwei Fällen um Schulen zur Erziehungshilfe und einmal um eine Lernförderschule.

Deutlich wird: selbst bei denjenigen Interviewpartnern, die die Zusammenarbeit mit Lehrern positiv bewerten, ist zu hören, dass diese noch stark verbesserbar sei, „*es müsste mehr passieren.*“ Vor allem wird, wie auch im Bereich der Ambulanten Erzieherischen Hilfen, der Gegensatz der Professionen Schule und Jugendhilfe immer wieder thematisiert. Die geforderte gute Zusammenarbeit mit Lehrern bei gegenseitiger Akzeptanz wird als besonders schwierig eingeschätzt:

„Lehrer sind nun mal ein völlig anderes Klientel als Erzieher oder Sozialpädagogen, die haben eben ganz andere Ziele [...] zieht sich hin wie alter Käse.“

Außerdem sind es immer wieder unrealistische Erwartungen, die an die Unterbringung eines Kindes oder Jugendlichen in einer Einrichtung nach §34 SGB VIII gestellt werden und die Zusammenarbeit „*unerfreulich*“ und „*vor allem für das Kind nicht produktiv*“ werden lassen:

„Jetzt sind die Kinder im Heim, jetzt müssen die doch geradeaus laufen“.

„Eigentlich arbeiten wir gern mit Schulen zusammen. Und es gibt Schulen, mit denen arbeiten wir sehr produktiv zusammen, aber es gibt auch sehr negative Dinge, wo ich denke, mein Gott, bei denen muss die Zeit stehen geblieben sein. Es gibt tatsächlich Lehrer, die denken, wenn ein Kind im Heim ist, sind alle Probleme gelöst und jetzt muss es klappen. [...] Wenn verschiedene Dinge nicht klappen kann das nur am bösen Heim liegen.“

Eine Gesprächspartnerin hält aus diesem Grund Kooperationsvereinbarungen für die Regelungen der Beziehungen zu Schulen für unerlässlich.

Die Zusammenarbeit mit der **Kinder- und Jugendpsychiatrie** wird überwiegend positiv eingeschätzt. Die Unterbringung in der KJPP wird von Seiten der Heime vor allem zur Diagnostik³⁰ (3), in Fällen von hoch aggressiven Gewaltausbrüchen und zur Entgiftung genutzt. Abgesehen von einer einmaligen Aussage - die Qualität sei stark abhängig von der jeweiligen Station der KJPP, auf der das Kind/ der Jugendliche untergebracht wäre - äußern sich alle Befragten zufrieden. „*Enger Kontakt*“ ist hier das am häufigsten verwendete Item. Fallzusammenarbeit findet nach vier von sechs qualitativ verwertbaren Aussagen teilweise auch in gemeinsamen Fallkonferenzen oder auch Hilfeplangesprächen in der Psychiatrie statt.

Anders auf der Ebene der Kooperation zwischen der Kinder- und Jugendpsychiatrie und dem Jugendamt: Eine Interviewpartnerin berichtet wiederum von „*großen Problemen in der Kommunikation*“ zwischen KJPP und dem Jugendamt des Landkreises: „*Jeder fühlt sich in seinen Kompetenzen beschnitten, das ist schwierig.*“

³⁰ Einmal spezifisch „*mehr zur Leistungsdiagnostik*“ der Vielzahl von Schulverweigerern/Schulabbrechern genannt.

Die Beziehungen der befragten Heime zu den zuständigen **Jugendämtern** sind durch starke Polarisierungen gekennzeichnet. Die Aussagen verteilen sich auf die Kategorien „*sehr gut*“ (eine Nennung), „*sehr schlecht*“ als generelle Einschätzung (2) bzw. beschreiben die Qualität *als* „*abhängig vom einzelnen ASD-Mitarbeiter*“ (3). Als „*sehr gut*“ wurde ein enger, konstruktiver Kontakt zu den Sozialarbeitern des ASD eingeschätzt, der in seiner positiven Entwicklung die Mitarbeiterin selbst überrascht hat. In diesem Fall „*[...] wird sich ausgetauscht und es wird ne Lösung gesucht*“, wird neu gewonnenes biografisches Wissen in der Lebensgeschichte eines betreuten Kindes/ Jugendlichen auch vom Heim an das Jugendamt weitergeleitet, um den Stand der Informationen anzugleichen.

Diese positive Einschätzung ist unter den Aussagen der Gesprächspartner die Ausnahme. Häufiger werden Schwierigkeiten mit dem Jugendamt beschrieben. Da Heime zur Sicherung ihres Bestandes eine möglichst kontinuierliche Auslastung der Plätze gewährleisten müssen, sind sie einem enormen Druck ausgesetzt. Die Mitarbeiter erleben – wie mehrfach beschrieben wurde – neben einer starken Konkurrenz der verbliebenen Einrichtungen um die Zuweisung von Kindern und Jugendlichen, eine immense Abhängigkeit von der Vergabepaxis der Jugendämter: „*Der Wind wird rauher*“, wie eine Heimleiterin in diesem Zusammenhang formuliert. Die Aussage, bei Entscheidungen des Jugendamtes stehe das Wohl des Kindes hinter finanziellen Erwägungen im Hintergrund, wird dazu mehrfach getroffen: „*Ich hab’ das Gefühl, Heimerziehung ist nur noch eine Geldsache in der letzten Zeit, also schon ’n paar Jahre.*“

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fühlen sich mit jenen unrealistischen Erwartungen konfrontiert, die neben der Schule und den Eltern auch das Jugendamt an sie stellt, „*dass wir die Kinder in kürzester Zeit wieder hinkriegen [...]. Manchmal wird erwartet, dass man improvisiert und das Unmögliche möglich macht...*“

Die Befragten aus dem Bereich der Heimerziehung fordern von den Jugendämtern bzw. den dort beschäftigten Sozialarbeiterinnen, Transparenz und Ehrlichkeit, auch dann, wenn die Finanzknappheit keine Hilfe zulässt.

„Der Sozialarbeiter kann nichts dafür, aber soll wenigstens ehrlich sein und sagen, dass Bewilligung bestimmte Empfehlungen, z.B. Fachleistungsstunden, aufgrund von Geldmangel nicht versprochen werden können...[...] Wenn sie sagen, das Geld ist nicht da, das geht nicht, damit kann ich leben, dann müssen wir ’nen neuen Weg suchen.“

Und sie wünschen sich, vom Jugendamt in einem stärkeren Maße einbezogen zu werden.

Generell wird von den Gesprächspartnern eine sehr gute Zusammenarbeit mit Ärzten, Kinderärzten und Psychologen außerhalb der Psychiatrie, die bis zur Fallzusammenarbeit reicht, betont. Der bereits von einer Mitarbeiterin des ASD geäußerte Wunsch nach einer größeren Anzahl verfügbarer Kinder- und Jugendpsychologen wird auch zweimal in kleineren bzw. mittelgroßen Landkreis-Städten genannt. Auch im Bereich der Suchtprävention bzw. der Kontrolle und Intervention bei Suchtmittelgebrauch schätzen die Befragten die Zusammenarbeit mit **Ärzten** und **Gesundheitsamt** als sehr zufrieden stellend ein. Die dreimal benannten **Suchtberatungsstellen** werden ebenso ausschließlich positiv als „große Hilfe“ wahrgenommen, selbst dann, wenn es sich nicht um jugendspezifische Beratungsstellen handelt.

Die Kooperation mit der **Polizei** wird vor allem mit dem Bereich der Drogen-Weiterbildung in Zusammenhang gebracht, die in der Präventionsstelle der örtlichen Polizeidirektion stattfinden. Im Einsatz zur Hilfe bei unmittelbaren Aggressionen von Kindern und Jugendlichen wurde die Polizei von den Befragten zweimal erwähnt – dabei einmal positiv und einmal negativ. In einer Einrichtung, die gleichzeitig mit der Abteilung Jugendkriminalität gute Kooperationsbeziehungen pflegt, hat sich in letzter Zeit die Erfahrung gehäuft, im Zusammenhang mit Gewalthandlungen von Jugendlichen keine ausreichende Unterstützung mehr zu erhalten: „Die Polizei hilft nicht mehr.“

Mit Ausnahme des Hinweises einer Interviewpartnerin, dass in jeder Schule heute Sozialarbeiter und auch Psychologen beschäftigt sein sollten, ist kein Wunsch nach Kooperation in diesem Bereich offen. Die befragten Fachkräfte im Tätigkeitsfeld der Heimerziehung zeigen sich hier selbstbewusst und voller Initiative:

„Wir nehmen eigentlich alle ins Boot, die sich bieten und die wir gerade brauchen.“

„Wir drängeln uns auch immer auf..“

„Also alle Angebote, die es gibt, werden komplett ausgeschöpft.“ „Klappt die eine Unterstützung nicht, suche ich sie mir woanders. [...]Ich kann überhaupt nicht sagen, dass mir jetzt irgendwas fehlt.“

Kritikpunkte

Auf die konkrete Frage danach, was Kooperation verhindere, wurden von den Befragten dieses Bereiches sowohl die bereits mehrfach diskutierten **unrealistischen Erwartungen von außerhalb** als auch „**Konkurrenz**“, externe **Interessen** und „**unklare Absprachen und Ziele**“ diskutiert. Darüber hinaus verhindert „**zu wenig Zeit**“ in der Folge einer hohen

Arbeitsbelastung die Zusammenarbeit ebenso wie häufige **personelle Wechsel**, die hier besonders für Jugendamtsmitarbeiter angezeigt werden, wie eine befragte Erzieherin kritisiert: „[...] kommt ja keiner zum vernünftig Arbeiten, man ist ja ständig nur mit Umstrukturierungen beschäftigt.“

5.3.3 Voraussetzungen für gelingende Kooperation

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Unterschiedliche Kriterien spielen für eine gelingende Kooperation nach Aussage der Befragten des Bereichs Jugend-/ Jugendsozialarbeit und JGH eine Rolle. Unterstützung erwarten mindestens 4 Befragte sowohl in öffentlicher als auch in freier Trägerschaft in Form eines **regelmäßigen Austausches untereinander**. Wichtig ist ein Netzwerk der Einrichtungen/Projekte in öffentlicher und freier Trägerschaft untereinander, denn „*jeder schmort in seinem eigene Saft*“. Hier sollten neue Tendenzen aufgezeigt, neue Projekte/ Angebote vorgestellt und neue Kontakte geknüpft und bestehende vertieft werden.

Wichtig ist der Schulsozialarbeit ebenso, dass **Ideen gemeinsam entwickelt** werden, Zielvereinbarungen aufeinander abgestimmt sind und Konzepte gemeinsam erarbeitet werden, d.h. „*gemeinsam den Weg gehen und Veränderungen anstreben*“. Dabei muss aber berücksichtigt werden, dass ein Ziel und ein **gegenseitiges Interesse** vorhanden sind, denn wie eine Mitarbeiterin der Mobilen Jugendarbeit deutlich macht: „*es macht keinen Sinn, sich mit sozialen Einrichtungen zu vernetzen, die nicht mit Jugendlichen arbeiten*.“

Weiterhin sind **klare und eindeutige Absprachen** zwischen den Partnern unerlässlich. Es werden noch einige Erwartungen an die Zusammenarbeit mit verschiedenen Kooperationspartnern von einzelnen Gesprächspartnern aufgeführt, die sich aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit bestehenden Kooperationsbeziehungen ergeben:

- Zuverlässigkeit im Geben und Nehmen (Schulsozialarbeit [Land])
- Transparenz und Ehrlichkeit (Schulsozialarbeit [Land])
- einheitliche Organisation der Netzwerkarbeit (Jugendarbeit [Land])
- angemessenes Verhältnis zwischen persönlicher und fachlicher/ professioneller Ebene (Jugendarbeit [Stadt])

Die Befragten aus dem Bereich der Erzieherischen Hilfen schätzen die Situation ähnlich ein. **Ehrlichkeit** und **Offenheit** gelten als entscheidende Grundlagen, die etwa in der Zusammenarbeit mit dem Jugendamt eingefordert werden. „**Initiative**“ derjenigen, die Kooperationsbeziehungen eingehen wollen, und teilweise auch die dafür notwendige „**Hartnäckigkeit**“ gelten als Voraussetzungen – seien es Heime, die „*alle mit ins Boot nehmen, die sich bieten und die [sie] gerade brauchen*“ und sich „*immer [auf]drängeln*“ oder ein ASD, dessen Leiterin betont:

„Wir haben nur nicht viel im Landkreis, wir nutzen die Ressourcen, die wir haben und die vorhanden sind.“

Als wichtig wird weiterhin beschrieben, „**persönliche Kontakte**“ zu den Partnern zu haben und diese auch persönlich zu pflegen. In Landkreisen und Städten – und das ist sowohl für kleinere Städte als auch für Großstädte beschrieben worden – ist natürlich die Verfügbarkeit eines bestehenden **Netzwerks** von Vorteil, wie beispielsweise eine Gesprächspartnerin formuliert, die im Vorfeld ihrer gegenwärtigen Tätigkeit lange Jahre beim Jugendamt der Stadt angestellt war:

„Ich glaube, es gibt auch keinen Träger in [der Stadt – Anmerk.], den man nicht kennt, mit dem man nicht persönlich schon gesprochen hat, den man einfach mit einbezieht oder wo man mit nachfragt. [...] Das ist das Wichtigste, was ich hier mit her genommen habe: diese vielen Verbindungen und Vernetzungen, die ich schon hatte aus dieser Zeit, die mir heute noch helfen.“

Als grundlegend für die Aufnahme und das Bestehen guter Kooperationspartnerschaften gilt eine Basis „**gegenseitiger Akzeptanz der Professionen**“, die in diesem Bereich besonders für die Zusammenarbeit mit Lehrern als schwierig eingeschätzt wird. Es wird vom Partner und sich selbst gefordert, füreinander „*mit[zu]denken*“. **Kurze Wege** für die Übermittlung von Informationen und schnelle **Erreichbarkeit** sind weitere wichtige Voraussetzungen. Mehrfach wurde eingeschätzt, es sei günstig für Kooperationen – und nicht zuletzt für die betreuten Kinder und Jugendlichen - „**Kostendruck weg[zu]blenden und [zu] schauen, was für die Jugendlichen wichtig ist.**“

Letztlich hängt das Gelingen einer Zusammenarbeit für die Befragten nicht unwesentlich von gegenseitiger „**Sympathie**“ und der „*zwischenmenschlichen Beziehungsebene*“ ab. Dass „*Kooperation strukturiert werden [muss]*“, um zufrieden stellend zu funktionieren, wird nur von einer Gesprächspartnerin als Voraussetzung angesehen.

5.3.4 Unterstützungsbedarf für eine optimale Zusammenarbeit verschiedener Professionen

Mit Hilfe von Kooperation erwarten vor allem Einrichtungen/Projekte der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit in öffentlicher Trägerschaft des ländlichen Raums, dass **Angebote** im Umkreis untereinander **abgestimmt werden** und durch externe Projekte oder Fachkräfte ihre Tätigkeit bereichert und erleichtert wird: „[...] *nicht dass es immer nur aus unserer Richtung kommt, sondern das die sagen, wir würden gern das und das machen.*“ Dagegen erwarten Einrichtungen/Projekte in freier Trägerschaft des ländlichen Raums mehr **Unterstützung seitens der Jugendämter**, um die eigene Arbeit flexibler und unbürokratischer gestalten zu können:

„Wir sollen für das Jugendamt unsere Arbeitsstunden dokumentieren, wöchentlich. Das nervt mich tierisch, da es mich einschränkt in meiner Arbeit, Zeug aufzuschreiben, da ich die Arbeitsnachweise als nicht sinnvoll erachte. Ich würde mir wünschen, dass da eine andere Methode gefunden wird, wie man das transparent macht. Wöchentliche Arbeitsnachweise halten auf.“

Auch werden mehr **Unterstützung** und mehr Zusammenarbeit **seitens der Öffentlichkeit** und der Politik gefordert. Politik muss nach Auffassung der Sozialpädagogen mehr Interesse für die Jugend in Sachsen zeigen, „*sich aktiv ein Bild vor Ort machen*“. In diesem Punkt macht ein Befragter auf das Problem drastischer Sparmaßnahmen im Jugendhilfebereich aufmerksam.

„Wir bauen hier ein Projekt auf, das läuft mittelfristig. [...] Das Land Sachsen ist schuldenfrei und kürzt an dieser Stelle, obwohl anerkannt ist, dass die Wählergruppe die unzufriedene Jugend ist, die die extremen Parteien wählen UND DIE KÜRZEN! Das ist eine Ignoranz. [...] Gesellschaftlich ist es einfach ignorant, was hier passiert mit der Kinder- und Jugendhilfe. Da krieg ich richtig Wut.“

Für den Befragten ist dies nicht Ausdruck eines Mangels an Finanzen, sondern einer falschen Prioritätensetzung, bei der die Fachlichkeit der Kinder- und Jugendhilfe auf der Strecke bleibt:

„Wenn der Landrat sagt, wir haben kein Geld, dann ist das so. Es geht nicht danach, was diese Region braucht. Das geht landkreismäßig und anscheinend auch landesmäßig so, dass die nicht für Geld kämpfen. Die Gesellschaft, die Demokratie, das SMS und die Kommunen müssen mehr Einsatz zeigen. Ansonsten können wir uns nicht wundern, warum diese Organisation [NPD – Anmerk.] immer größer wird, denn denen ist das Geld egal.“

Weiterhin erwarten die Befragten vereinzelt mehr **Zusammenarbeit mit Schulen** und Unterstützung seitens des Jugendamtes bezüglich der Ganztagskonzepte von Schulen, die sich auch in den offenen Freizeittreffs bemerkbar machen:

„Die haben verschiedene Angebote und der Großteil der Kinder nutzt das. Das macht sich bemerkbar. Nachmittags fehlen hier die Kinder. [...] Es ist schwierig, wir können jetzt nicht ohne weiteres unsere Angebote in die Schule verlegen. Da gibt es auch Probleme mit dem Jugendamt. Wir versuchen mit der Schule zusammenzuarbeiten.“

Abschließend gab ein Vertreter der Jugendarbeit an, dass mehr **Unterstützung und Zusammenarbeit durch Hochschulen** geleistet werden sollte, beispielsweise indem Möglichkeiten für Praktika bei freien und öffentlichen Trägern für Studenten öffentlicher gemacht werden oder indem Konzepte in Vorlesungen und Seminaren vorgestellt und gemeinsam diskutiert werden. Dabei kam es in einigen Gesprächen zur Diskussion darüber, dass die Ausbildung von Sozialpädagogen zu wenig auf die Praxis ausgerichtet ist und eine vertiefende Zusammenarbeit von Praxis- und Theoriefeldern gewünscht wird.

Ein Vertreter der Mobilen Jugendarbeit wünscht sich auf die Frage – *Von wem erwarten Sie mehr Unterstützung in der Zusammenarbeit?* – einen besseren **Austausch mit Fachkräften der KJPP**. Er erwartet konkret, dass beide Hilfesysteme mehr aufeinander zugehen. Die Schulsozialarbeit aus dem ländlichen Raum erwartet eine intensivere **Zusammenarbeit mit der psychologischen Beratungsstelle und der Familienberatungsstelle**, da in diesem Bereich der Kontakt und die Kooperation einige Defizite aufweisen. Dagegen ist die Schulsozialarbeit der Stadt an einer intensiveren **Zusammenarbeit mit der Polizei** interessiert.

Hilfen zur Erziehung

Für den Bereich Hilfen zur Erziehung wird Unterstützungsbedarf für Kooperationen in verschiedener Weise geäußert. Zunächst werden als entscheidende Leerstellen bzw. **ausbaufähige Beziehungen** auf der Ebene der Kooperationspartner angezeigt:

- die Beziehung von Jugendhilfeeinrichtungen zu Schulen (sowohl ASD als auch Erziehungsberatungsstellen, befragte Ambulante Hilfen und Heime/ andere betreute Wohnformen)
- die Beziehung von Heimen und anderen betreuten Wohnformen zu Sucht- und Drogenberatungsstellen
- die Beziehung von Jugendamt/ASD und Kinder- und Jugendpsychiatrie

- das Verhältnis von Jugendamt/ASD und Trägern der Jugendhilfe
- die unzureichende Versorgung mit Kinder – und Jugendpsychologen/ -psychotherapeuten im nicht-großstädtischen Raum (3)

Außerdem wird auch hier wieder auf Komplikationen der **Zusammenarbeit mit Eltern** hingewiesen. Vor allem im Spannungsfeld der **Zusammenarbeit** des Entscheidungsträgers **ASD mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie** werden Problembereiche offenbar, die dringenden Unterstützungsbedarf signalisieren. Zwei Gesprächspartner des ASD teilten zunächst einen kritischen Blick auf diese Kooperationsbeziehungen. Ein Befragter stellt dabei die voneinander stark abgegrenzten Zuständigkeiten der Hilfesysteme in den Mittelpunkt:

„Alle fahren ihre Schiene. [...]– bis dahin können wir uns Hilfe leisten, aber ab da ist es nicht mehr unser Ding. [...] Also da spielt auch Geld eine Rolle.“

Eine dritte Gesprächspartnerin berichtet von den unangenehmsten Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie, die sie als „*mehr als mühsam*“ wahrnimmt. Zwar nutzte der ASD die KJPP manchmal, „*um Zeit zu gewinnen*“, sie kritisiert aber, von der Klinik als Institution zu spät einbezogen zu werden und dann keine Zeit mehr zu haben, mit den Eltern gemeinsam den Hilfebedarf ausführlich zu erfassen. Es sei außerdem häufig unklar, „*ob es ein Hilfefall wird oder stationäre Maßnahmen eingeleitet werden sollen*“. Ist die Zuständigkeit der Jugendhilfe geklärt, erlebt die Befragte die Psychiatrie oft als Vorbereiter bestimmter Maßnahmen – eine Aufgabe, die nach Meinung der Gesprächspartnerin dem ASD obliegt: „*Die Psychiatrie nimmt sich heraus, sich mit Einrichtungen in Verbindung zu setzen...*“. Dazu kommt die Wahrnehmung, dass die Psychiatrie die Eltern „*vororientiert*“ und nach Auffassung des ASD die von der KJPP für das Kind oder den Jugendlichen getroffene Wahl der Hilfe einseitig ausfällt:

„Mir scheint es so, als wenn die Psychiatrie nur Heimerziehung kennt und betreute Wohnformen und sich weniger mit den anderen Maßnahmen auseinandersetzt.“

Sie merkt an, der § 35a SGB VIII sei nicht konkret genug, um Aufgabenbereiche aus beiden Hilfesystemen eindeutig voneinander abzugrenzen. Folgt der ASD den Empfehlungen nicht, hat die Befragte das Gefühl, dies werde von der KJPP kritisch betrachtet. Andererseits gesteht sie ein, dass auch der ASD seinerseits von der Möglichkeit, der Psychiatrie Rückmeldung über den weiteren Verlauf nach der Entlassung zu geben, keinen Gebrauch macht. Von gelingender Kooperationsbeziehung sind die Beteiligten noch entfernt:

„Befindlichkeiten spielen eine große Rolle auf der fachlichen Ebene [...] die haben andere Erwartungen [...] die bewerten Angebote, obwohl sie sich da gar nicht auskennen...[...] Die wissen nicht, wie Jugendhilfe funktioniert.“

Insgesamt zeigen sich folgende Problemfelder als zentral: **Unklare Abgrenzung der Zuständigkeiten**; ein **andersartiges Fallverständnis**, so insbesondere der Vorwurf an die Psychiatrie; unzureichende Informationen über die Jugendhilfe und die Arbeit des Jugendamtes im speziellen und die Erfahrung des ASD, erst **zu spät einbezogen** und damit in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt zu sein. Die Ergebnisse der vorliegenden qualitativen Untersuchung decken sich hier mit anderen aktuellen Forschungsergebnissen, z.B. denen von Joachim Jungmann (2007, S.23 ff).

Probleme des **Datenschutzes** spielen in diesem Zusammenhang durchaus eine Rolle, sind aber auch für das intradisziplinäre Verhältnis innerhalb der Leistungsbereiche der Jugendhilfe formuliert worden. Vor allem gelten sie als Hindernis für Betreuer in Heimen und anderen Wohnformen, die sich von ASD-Mitarbeitern nicht ausreichend über Biografien von Kindern und Jugendlichen informiert fühlen, wenn diese nicht erreichen, von den Eltern von ihrer Schweigepflicht entbunden zu werden.

„Also auch, wenn bei uns wichtige Informationen fehlen. Datenschutz hin oder her, das Kind lebt bei uns. Ich denke, dann haben wir verflucht noch mal das Recht, alle Informationen, die wichtig sind, was die Lebensumstände des Kindes betrifft, zu kennen.“

Als kennzeichnend für das Verhältnis zum ASD wird von anderen Jugendhilfeträgern außerdem kritisch angeführt, die Ziele bestimmter Maßnahmen seien häufig nicht klar (2), es fehlten „klare Aufträge“ und die MitarbeiterInnen seien fachlich wenig kompetent (2).

„Das ist auch so ein Mangel, wenn wir nicht wissen, was ist eigentlich das Ziel der Maßnahmen. Wenn wir hier seit vier Wochen im Dunkeln tappen – und das ist nicht selten, dass Kinder abgeparkt werden in der Inobhutnahme und die Vereinbarungen sind unterschrieben und das war's – dann rennen wir allem möglichen Zeug hinterher, das ist einfach kein Zustand. Auch den Kindern gegenüber halte ich das für verantwortungslos.“

In der **Zusammenarbeit mit Schulen** besteht ebenfalls akuter Handlungsbedarf. Hier, wie auch im Verhältnis zur KJPP wird dringend gefordert, Kooperationen auf dem Grundsatz gegenseitiger Akzeptanz der beteiligten Professionen herzustellen. Einige der befragten Fachkräfte der Jugendhilfe halten zur Stärkung dieser Beziehungen Kooperationsvereinbarungen für sinnvoll. Eine ASD-Leiterin spricht sich nachdrücklich für das „**Aufbrechen der Versäulung**“ zwischen Jugendhilfe, Jugendpsychiatrie und Schule aus

und fordert, für Kinder mit komplexem Hilfebedarf spezifische Beschulungsformen zu installieren. Auch eine Heimleiterin wünscht sich „*Hilfen aus einer Hand*“.

Einige der Befragten geben zu erkennen, dass ihnen vor allem das Dilemma der „*Jugendhelferkarriere*“ mit seiner typischen Verbindung von Veränderungsresistenz, erlebter Hilflosigkeit und „Weiterreichen von Problemen“ Sorgen bereitet. Daher werden Wege gesucht, früher zu intervenieren und Alternativen für Hilfemaßnahmen zu entwickeln, die sie selbst nicht als hilfreich erfahren:

„Ich glaube auch nicht unbedingt an den Erfolg der Heimerziehung, weil in der Familie sich nichts ändert, und das ist ein ewiger Kreislauf, der sich wiederholt.“

Eine ASD-Leiterin spricht sich nachdrücklich für die frühzeitige und verstärkte **Zusammenarbeit mit Kindertagesstätten** aus. Zwei Gesprächspartnerinnen sehen perspektivisch in der Aufnahme ganzer Familien – wie sie von einigen Trägern bereits praktiziert wird – die größte Chance, nachhaltig Veränderungen zu ermöglichen.

„Was der Krebschaden der Heimerziehung ist, dass an den Kindern gearbeitet wird, aber zu wenig an den Eltern, was aber leider auch nicht so intensiv möglich ist. Das ist das einzige Nachteilige, große Nachteilige in der Elternarbeit.“

„Es gibt ein Projekt [...], wo Familien komplett aufgenommen und therapiert werden, das finde ich genial. Das denke ich ist das, was wirklich für die Zukunft mal was bringen könnte.“

5.3.5 Kooperationskoordinatoren

In der Wirtschaft gehört ein Kooperationskoordinator in der Zusammenarbeit unterschiedlicher Unternehmen zu den meisten Teams. Da ist es alltägliche Praxis, dass es ein Lenkungsteam gibt, das den Kooperationsprozess koordiniert, steuert und überwacht. Doch wie wird eine solche Form des Ansprechpartners in der sozialen Arbeit angesehen? Nicht in allen Interviews wurde aufgrund des teilweise begrenzten Zeitrahmens dieser Aspekt angesprochen. Einige Interviewpartner äußerten sich auch nicht ausführlich dazu, sie glaubten, diesen Sachverhalt nicht beurteilen oder einschätzen zu können.

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Aussagen zur Funktion eines Kooperationskoordinators fanden sich in sieben Interviews, während im Bereich der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH von diesem Thema nicht

die Rede war. Die Interviewpartner äußerten sich hierzu sehr unterschiedlich: Die Aussagen variieren von:

- Zweifel an der Sinnhaftigkeit bzw. Unkenntnis darüber (Offener Freizeittreff eines freien Trägers [Land]):

„Ich wüsste nicht, wie das jetzt gehen soll. Das bedeutet man hätte noch einen Arbeitskreis. Ich bin mir nicht sicher, ob das Sinn macht. Es ist wieder zuviel. Alles geht nicht. Man muss sich entscheiden und die, die man hat auch pflegen. Lieber weniger und dazu guten Kontakt als zu viel.“

und

- negativer Meinung aufgrund von Erfahrungen mit Koordinatoren (Offenes Jugendhaus der Stadt [Land]):

„Das ist ein Kasper. Der hat keine Ausbildung gehabt. Der hat nur Müll gemacht. Der hätte uns präsentieren müssen.“

bis hin zur

- Notwendigkeit einer solchen Funktion, damit Grenzen überwunden, „aufgeweicht“ werden und Begegnungspunkte geschaffen werden können (Schulsozialarbeit [Stadt]/ Kinder- und Jugendzentrum [Land]):

„Man müsste gucken, was man filtert, was so Begegnungspunkte sind. Wo ist Begegnung notwendig. Man muss einen Raum schaffen, wo die Leute sagen, eigentlich habe ich die Zeit nicht, aber ich komme.“

und

- bereits vorhandenen Koordinationsstelle (Quartiermanagement) (Offenes Freizeitzentrum in freier Trägerschaft [Stadt]):

„Die beschäftigen Stadtteilmoderatoren. Das halte ich für was sehr Sinnvolles, da sie an bestimmten Stellen Fäden zusammenlaufen lassen und dann im Gemeindewesen Ressourcen für neue Projekte freigeben.“

sowie

- Vorschlägen, was ein Koordinator leisten sollte (Schulsozialarbeit [Land]). Er sollte ein externer Berater sein, der Anregungen, Tipps und Ideen einbringt und ebenso Stärken und Schwächen der Tätigkeit aufzeigen kann in Form von Evaluation, d.h. eine „Inventur der Schulsozialarbeit“ durchführen.

Hilfen zur Erziehung

Im Bereich der Hilfen zur Erziehung stellen sich die Ergebnisse ähnlich dar. Zunächst ist das Thema „Kooperationskoordinatoren“ auch hier nicht in allen Interviews zur Sprache

gekommen. Statements finden sich in fünf Aufzeichnungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus vier Kinderheimen und einer Erziehungsberatungsstelle.

Die Aussagen reichen hier ebenso wie bei den Befragten der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH relativ gleich verteilt von

- Verwunderung über die Begrifflichkeit:

„Ach du guter Gott, ja, was soll der denn machen?“

und

- Skepsis:

„Ist für mich schwierig, weil für mich immer die Frage steht, mit welchem Ziel tu' ich das? [...] Welches Ziel hab' ich in der Kooperation und wozu brauch' ich dann 'n Koordinator?“

„Ich weiß nicht, wie das aussehen soll, wenn dann da wieder 'n anderen... [...] Noch eine Zwischenstelle kann ich mir nicht vorstellen.“

über

- das Verständnis, es gäbe etwas in der Art bereits:

„Fallkoordinator haben wir ja jetzt, wenn du es ganz hoch anwendest, das ist der ASD - Mitarbeiter, der sollte von Rechts wegen derjenige sein, der das koordiniert, der hat ja auch die Verantwortung für den Fall.“

und

- die Erfahrung, dass es im Landkreis bereits verschiedene Ansätze gab, die alle an der Finanzierung gescheitert sind

bis hin zu

- Ablehnung des Konzepts mit der Begründung, wenn die Träger „sich kennen“ und „kurze Wege“ zwischen der Partnern garantiert seien:

„[...] da brauchste keen Koordinator“

oder auch

- Zustimmung unter bestimmten Bedingungen:

„wenn wirklich einer den Fall betreut und koordiniert in Zusammenarbeit, aber wirklich in Zusammenarbeit mit allen, die dazugehören [...].“

und

- schlichter Zustimmung:

„Das wäre, glaub' ich, gut und auch interessant.“

5.3.6 Voraussetzungen für professionelle Kooperation und interdisziplinäres Fallmanagement

Wie bereits im Meissner Modellprojekt zur Entwicklung effektiver Organisationsformen zur interdisziplinären Hilfeplanung belegt wurde, lässt sich die Effektivität einzelfallbezogener Kooperation besonders bei jungen Menschen mit schwierigen Problemkonstellationen durch einen koordinierten, rechtzeitigen und fachlich differenzierten Einsatz der involvierten Hilfesysteme ohne die Schaffung zusätzlicher Dienste und ohne Erhöhung der Kosten steigern (vgl. SMS 2007).

Die Betreuung und Behandlung von Kindern und Jugendlichen auf Grund ihres komplexen Hilfebedarfs nimmt nicht nur in den Erzieherischen Hilfen zu, auch die befragten Fachkräfte der Jugendarbeit verzeichnen einen erheblichen Zuwachs an solchen Kindern und Jugendlichen. Deshalb ist die Verknüpfung der verschiedenen Professionen auch im Handlungsfeld der Jugendarbeit ein wichtiges Thema. Auch mit Blick auf die finanzielle Situation von Institutionen und Trägern der Jugendhilfe gewinnt eine professionelle Kooperation und ein interdisziplinäres Fallmanagement immer mehr an Bedeutung. Eine ganzheitliche und gemeinsame Verantwortung und aufeinander abgestimmtes und zeitliches Handeln in den Hilfesystemen führt zur Entlastung aller Beteiligten und zum effektiven Einsatz knapper Hilferessourcen, wie bereits Jungmann deutlich macht (a.a.O.). Auch aus dieser Studie gehen verschiedene Hindernisse qualifizierter Kooperation hervor, die sich mit denen des Meissner Modellprojekts decken.

Spannungsfelder entstehen aufgrund fehlender Offenheit und Transparenz der unterschiedlichen Professionen zueinander. Wichtig ist daher eine Kopplung aus Koordination und Fachberatung zur Annäherung der Professionen und Schaffung einer gemeinsamen Diskussions- und Austauschplattform. Die Institutionen sollten nicht nur in Krisensituationen aufeinander zugehen, sondern im Vorfeld Kompetenzen bündeln sowie Zuständigkeiten und Aufgaben definieren und damit eine so genannte „Kooperation auf Vorrat“ schaffen. Folgt man dem Positionspapier der Jugendministerkonferenz und Gesundheitsministerkonferenz, so müssen Hilfsangebote der Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie „auf die vielfältigen sozialen, familiären und ökonomischen Ursachen eingehen. Die Angebote müssen so strukturiert und die praktische Kooperation so angelegt sein, dass ein Abschieben und Verweisen von Kindern und Jugendlichen in die unterschiedlichsten Einrichtungen vermieden wird.“ (Gemeinsames Positionspapier der Jugendministerkonferenz und Gesundheitsministerkonferenz, 1991) Dieser Sachverhalt gilt auch für weitere Kooperationsinstitutionen wie z.B. Schule, Gesundheitswesen – speziell die Suchtkrankenhilfe.

An dieser Stelle soll noch einmal deutlich gemacht werden, welche Voraussetzungen für eine professionelle Kooperation unter Berücksichtigung eines interdisziplinären Fallmanagements geschaffen werden müssen. Dabei wird hier Bezug auf das Meissner Modellprojekt sowie die Handreichung mit ihren Empfehlungen zur Kooperation von Kinder- und Jugendpsychiatrie, Jugendhilfe und Schule (2003) genommen, um zu erreichen, dass alle Professionen, die mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen arbeiten, einbezogen werden können. Grundsätzlich müssen folgende organisatorische, inhaltliche und methodische Faktoren berücksichtigt und konkretisiert werden.

Organisatorische Anforderungen:

- Entwicklung einer Kooperationsvereinbarung losgelöst vom konkreten Einzelfall mit der Zielstellung der Kooperation, der Laufzeit, den Kooperationspartnern, der Sicherstellung von Verantwortungsbereichen und Verfahren zur Ergebniskontrolle, sowie Regeln und Formen der Zusammenarbeit;
- Ausarbeitung eines gemeinsamen Handlungskatalogs mit Empfehlungen, Standards und Handlungsstrategien unter Berücksichtigung eines gemeinsamen Bezugspunktes;
- Kriterienkatalog zur Abgrenzung und gemeinsamen Schnittmengen der unterschiedlichen Berufsgruppen;
- Festlegung eines Koordinators u.a. zur Vertretung in der Öffentlichkeit für inhaltliche Schwerpunkte wie Aufklärung und Information, Ergebnispräsentation, Gewinnung neuer Partner und um die gewonnene Erfahrungen anderen zugänglich zu machen;
- Auf- und Ausbau eines regionalen Netzwerkes, das sowohl für Partner als auch für Klienten gut erreichbar ist;
- Sicherstellung von finanziellen, zeitlichen und personalen Ressourcen, um zusätzliche Arbeitsbelastungen zu vermeiden;
- darauf aufbauend: Sicherstellung von dauerhaften Ansprechpartnern und einer Kontinuität in den strukturellen Gegebenheiten sowie
- Auf- und Ausbau ambulanter Hilfen, um Anschlussmaßnahmen nach Klinikaufenthalt zu gewährleisten, d.h. Abstimmung der Maßnahmen von Jugendhilfe u.a. sowie KJPP, um längerfristige klinische Aufenthalte zu vermeiden.

Inhaltliche Aspekte:

- gegenseitige fachliche Wertschätzung, d.h. die Begegnung der verschiedenen Professionen auf Augenhöhe;
- Bereitschaft zur Kommunikation und gegenseitiges Interesse an einer Zusammenarbeit;
- daran anschließend eine wechselseitige Anerkennung von Leistungen;
- gegenseitige Aufklärung über Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen Partner;
- regelmäßiger Informationsaustausch, der klar strukturiert ist (z.B. monatliche Praxisreflexionen);
- gegenseitige Rückmeldung mit flexibler Erreichbarkeit sowie
- kontinuierliche Überprüfung der Zielvereinbarung und Abstimmung über die jeweiligen Erwartungshaltungen.

Methodische Vorgehensweisen:

- Problemanalyse (Definition von Zuständigkeiten und Aufgaben – Kriterienkatalog, Definition von Arbeitsabläufen);
- Analyse von Kooperationshindernissen;
- Netzwerkanalyse (Schnittmengendiskussion der jeweiligen Professionen - fachliche Bewertung und optimale Nutzung vorhandener Angebotsstrukturen);
- transparente Effektivitätskontrolle mit festgelegten Indikatoren (d.h. Reflexion der Arbeit für alle Prozessbeteiligten nachvollziehbar machen);
- gemeinsame Fort- und Weiterbildungen;
- Gruppensupervisionen, kollegiale Fallberatungen bzw. Fallkonferenzen sowie
- eine gemeinsame EDV Plattform schaffen (Forum) – Softwaregestütztes Netzwerk zur Einsichtnahme von Stellungnahmen, Dokumentationen, Leistungserfassungen, Statistiken etc.

Die vorgeschlagenen Aufgaben und Vorgehensweisen sollten in verschiedenen Arbeitsgruppen oder Arbeitskreisen, in der Hand eines oder mehrerer Kooperationskoordinatoren oder Case-Manager³¹ bzw. Care-Manager³² umgesetzt werden.

5.3.7 Resümee

Sowohl die Einrichtungen/Projekte der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH als auch der Hilfen zur Erziehung verfügen über eine Vielzahl institutioneller und nicht-institutioneller Partnerschaften. Neben dem Jugendamt, der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Schulen werden in großer Breite Kooperationspartner gesucht, „ins Boot geholt“, die von Suchtberatungsstellen, anderen Trägern der Jugendhilfe, Hochschulen, Kindertagesstätten, bis hin zur Polizei, zu Familiengerichten Kultur-, Freizeit- und Sportvereinen oder Motorradgruppen reichen. Kooperationsvereinbarungen bestehen nur in Ausnahmefällen.

Im Bereich der Hilfen zur Erziehung werden von den Befragten häufiger Ärzte benannt, denen zugetraut wird, Eltern oder Kinder und Jugendliche von der Notwendigkeit einer bestimmten Maßnahme zu überzeugen. Ein Verbesserungsbedarf besteht vor allem in den Kooperationen zu Schule und Jugendamt und speziell auf der Kooperationsebene von ASD und KJPP. Die Mitarbeiter des Allgemeinen Sozialen Dienstes fordern eine gleichberechtigte Kooperation und Akzeptanz der verschiedenen Professionen und eine genaue Abgrenzung der Zuständigkeitsbereiche.

Die Einschätzungen zu Qualität der Kooperationsbeziehungen variieren in den Leistungsbereichen von „mangelhaft“ bis „sehr gut“. Besonders in der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH sind diese Beziehungen von persönlichen Empfindungen abhängig. Hier besteht Bedarf in der Verbesserung der Zusammenarbeit, vor allem in der Beziehung zu Kinder- und Jugendpsychiatrie und Suchtberatung. Jugendarbeit erwartet dabei eine stärkere Rückmeldung durch die KJPP bei der Betreuung gemeinsamer Klienten. Aber auch die befragte Mitarbeiterin einer KJPP erwartet mehr Unterstützung von den Jugendhelfemitarbeitern³³. Beide Seiten zeigen Interesse an Zusammenarbeit und wechselseitiger Annäherung, aber auch Bedenken und Unsicherheit. Beide Fachdisziplinen beklagen fehlende professionelle

³¹ Case Management stellt eine Erweiterung der Einzelfallhilfe da, die grundsätzlich am Fall, an der Prozesssteuerung und einer interdisziplinären Vernetzung orientiert ist. Ziel ist es für Menschen mit komplexen Problemlagen und mit einem komplexen Hilfebedarf soziale Unterstützungsarbeit zu leisten, die Ressourcen der Menschen aktiviert und zur Problembewältigung nutzbar gemacht werden. Ein Case Manager vernetzt ganzheitlich die beteiligten Hilfeleistungspotentiale, d.h. er bietet Hilfe aus einer Hand. (vgl. Feuerhelm [Hg.], 2007)

³² Care Management setzt sich zum Ziel eine klar strukturierte Organisation der Versorgungsleistungen zu gewährleisten, mit Hilfe von regionalen, organisationsinternen und organisationsübergreifenden Netzwerken, auf die im Einzelfall zurückgegriffen werden kann. Kooperationen sollen damit gefördert und die Kontinuität und die Effektivität der Leistungen sichergestellt werden.

³³ Im Rahmen dieser Studie wurde auch ein Interview mit einer Stationschwester einer Kinder- und Jugendpsychiatrie durchgeführt, um perspektivisch einen Blick von der anderen Seite der Kooperationsbeziehungen auf die Wahrnehmung der Jugendhilfe werfen zu können. Dieses Interview kann natürlich nicht repräsentativ sein, ergab aber interessante Ergebnisse. Zum Themenbereich der Kooperation machte die Befragte deutlich, dass auch sie sich von der Jugendhilfe Engagement wünsche, um den Übergang von Kindern und Jugendlichen aus der Psychiatrie in andere weiterführende Formen der Betreuung zu erleichtern. So wäre es günstig, die Anschlusseinrichtungen im Vorfeld über Informationsmaterial oder Vorstellungen kennen zu lernen, um Patienten besser vorbereiten und begleiten zu können. Darüber hinaus wurde auch hier ersichtlich, dass starke Vorbehalte gegenüber der Jugendhilfe bestehen, denen im Interesse einer erfolgreichen Zusammenarbeit begegnet werden muss.

Kooperationsbeziehungen zwischen Jugendhilfe und KJPP. Der Schwerpunkt sollte dabei auf den ambulanten Anschlussmaßnahmen nach einem stationären Klinikaufenthalt liegen, da vor und während des Entlassungszeitpunktes, die Maßnahmen nicht gegenseitig abgestimmt werden. Es fehlt an konkreten Verfahrensweisen und gemeinsamen Ablaufplänen.

Suchtberatungsangebote bedürfen dringend einer Veränderung und Anpassung an relevante, im Jugendalter typische Problematiken. Es wurde immer wieder beklagt, dass keine Alternativen zu den Beratungsstellen, die vorwiegend auf alkoholranke Erwachsene spezialisiert sind, existieren. Doch aufgrund der scheinbar größer werdenden Probleme von Suchtgefahren bereits im Kindesalter, fehlender Partner und Ansprechpersonen ist hier ein Umdenken erforderlich.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass eine Vielzahl an Arbeitsbeziehungen entwickelt wurde. Aber Partner werden vor allem in der Jugendarbeit in erster Linie nach der jeweiligen Notwendigkeit gesucht. Je nach Situation kann dies von Vor- oder Nachteil sein, wenn Partnerschaften erst aufgrund einer akuten Krisensituation aufgebaut werden. Hilfen müssen nach Aussagen der Befragten schnell und flexibel greifbar sein und eingesetzt werden können. Im Einzelfall funktionieren Kooperationen nach Aussagen der Befragten gut bis sehr gut, jedoch sind diese zu stark von den jeweiligen persönlichen Empfindungen abhängig. Eine systematische Vernetzung auf höherer Ebene wird dagegen kritisch gesehen, d.h. Vorbehalte gegenüber institutionalisierten Formen von Kooperationen und Vernetzungen bestehen weitgehend in allen untersuchten Bereichen. Dies ist auch daran ablesbar, dass der Wunsch nach Kooperationsvereinbarungen offenbar gering ausgeprägt ist.

Das Thema Kooperation beschäftigt die Fachöffentlichkeit schon seit längerem. Dabei zeigen die Einschätzungen der Befragten, dass gelingende Kooperation einen zuweilen langwierigen Prozess voraussetzt, an dem sich alle gleichberechtigt beteiligen müssen. Dies verlangt gegenseitige Akzeptanz der Professionen und eine Entbürokratisierung der Kooperationswege voraus.

5.4 Unterstützung durch Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten

Die berufliche Weiterbildung ist – nach §1 Abs.4 Berufsbildungsgesetz – eine Form der Erwachsenenbildung, die dazu dient, die berufliche Handlungsfähigkeit zu erhalten und anzupassen oder zu erweitern und beruflich aufzusteigen. Laut §2 des Gesetzes über die Weiterbildung im Freistaat Sachsen (WBG) sind Ziele und Aufgaben von Weiterbildung:

- (1) Ziel von Weiterbildung ist es, dazu beizutragen, die zur Bewältigung persönlicher und beruflicher Herausforderungen sowie zur aktiven Mitgestaltung demokratischer Verhältnisse erforderlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erwerben, zu vertiefen, zu erweitern oder zu erneuern. Weiterbildung soll helfen, die Prinzipien der Eigenverantwortlichkeit und der Chancengleichheit zu verwirklichen.
- (2) Allgemeine und kulturelle Weiterbildung soll die selbständige und verantwortliche Urteilsfähigkeit fördern und zur kreativen Auseinandersetzung mit kulturellen, sozialen, gesundheitlichen, wirtschaftlichen und ökologischen Problemen und Entwicklungen sowie zu deren Bewältigung anregen.
- (3) Politische Weiterbildung soll die Fähigkeit zur Wahrnehmung staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten fördern und zu kritischer Beurteilung gesellschaftlicher Zusammenhänge befähigen. Sie soll zur Entwicklung toleranten Verhaltens gegenüber Andersdenkenden beitragen.
- (4) Berufliche Weiterbildung soll dazu befähigen, sachgerecht auf die sich ständig wandelnden Anforderungen in der Berufs- und Arbeitswelt reagieren zu können. In diesem Sinne dient sie sowohl dem Erhalt des Arbeitsplatzes als auch der Wiedereingliederung in den Beruf sowie der Mobilität.
- (5) Wissenschaftliche Weiterbildung soll die Auseinandersetzung mit neueren Erkenntnissen der Wissenschaften fördern. Sie erfordert eine enge Zusammenarbeit zwischen den Hochschulen und den Weiterbildungseinrichtungen.

Rasante Veränderungen machen ein lebenslanges Lernen notwendig, um berufliche Fähigkeiten und Expertenwissen – auch über die Erstausbildung hinaus – zu erlangen, anzupassen und zu vervollkommen. Im Rahmen der Fortbildungskonzeption des Landesjugendamtes haben sich vier Leitlinien entwickelt, die den Anforderungen an die berufliche Qualifikation in der Jugendhilfe genügen sollen.

(vgl. <http://www.slfs.sachsen.de/lja/index.html>)

Diese sind:

- Funktionsbezogene Fortbildungen (Aktualisierung von Wissen, Wissensauffrischung, z.B. Managementtraining)
- Aufgabenbezogene Fortbildungen (methodisches Handwerkszeug, spezielles Wissen für einzelne Aufgabenfelder)
- Kooperationsbezogene Fortbildungen (Koordinierungsfähigkeit, Konfliktbewältigung, Kommunikationsfähigkeit)
- Persönlichkeitsbezogene Fortbildungen (Kreativität, Entscheidungsfähigkeit)

Die Untersuchung soll einen Einblick geben, wie Fachkräfte der Jugendhilfe in Sachsen den Weiterbildungsmarkt wahrnehmen und beurteilen. Dazu sind die konkret geäußerten Erwartungen an Weiterbildung sowie die Interpretation des Tätigkeitsfeldes sowie die daraus resultierenden Erfahrungen herangezogen worden. Grundsätzlich werden Fort- und Weiterbildungen als hilfreiche Unterstützung zur Wissensvertiefung und Spezialisierung angesehen.

5.4.1 Situationsanalyse

Genutzt werden von den befragten Mitarbeitern in der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit sowie der JGH vielfältige Formen der Fort- und Weiterbildung. Die Mobile Jugendarbeit machte hier die meisten Angaben und nennt als Partner unter anderem den Landesarbeitskreis Mobile Jugendarbeit, die Sächsische Landjugend, die Friedrich-Ebert-Stiftung, das Landesjugendamt und interne Weiterbildungen. Ein Vertreter der Jugendsozialarbeit gab an, dass er Angebote des Kreisjugendrings nutzt, da man dort selbst Themen einbringen kann. Die Schulsozialarbeiterin der Stadt bevorzugt Fachtagungen und interne Weiterbildungen, da diese nicht so zeitintensiv sind. Der Vertreter der JGH nutzt Bundeskongresse, um sich neues Wissen anzueignen. Der Mitarbeiter eines offenen Freizeittreffs macht es von Themen abhängig. Momentan nutzt er vorwiegend Angebote zu Beratungstechniken, zur erlebnispädagogischen Arbeit in der Offenen Jugendarbeit und zur geschlechtsspezifischen Arbeit.

Der finanzielle Rahmen zur Nutzung der Angebote fällt in den Einrichtungen sehr unterschiedlich aus. 10 der 15 Befragten machten dazu Angaben. Teilweise ist den Mitarbeitern die Höhe des Budgets nicht bekannt. Die Regelungen reichen von Budgetaufteilung für die gesamte Einrichtung, über ein Budget von 200 € für Weiterbildung und Fachliteratur bis zu einem sehr geringen Budget. Kostenintensivere Angebote müssen teilweise oder ganz vom Arbeitnehmer getragen werden. Auch die Streichung des Budgets hat eine Mitarbeiterin des kommunalen Trägers angegeben.

Die Befragten sind weitgehend mit den Angeboten zu Fort- und Weiterbildung zufrieden, vor allem im städtischen Gebiet und hier insbesondere die Mobile Jugendarbeit und die Schulsozialarbeit. Die systemische Ausbildung sowie die bedarfs- und projektorientierten Weiterbildungen werden von einer Mitarbeiterin als sehr gut eingeschätzt.

Kritikpunkte werden von zwei berufserfahrenen Mitarbeiterinnen insofern geäußert, als die Angebotspalette „ausgereizt“ sei. Standardangebote sind nicht mehr ausreichend und aktuelle Themen fehlen. Dabei sollte in Weiterbildungen mehr auf das „selbstständige Agieren für erfahrene Mitarbeiter“ Wert gelegt werden. Eine Befragte der Mobilen Jugendarbeit kritisiert Angebote, die mit Informationen überladen sind:

„Man hat einen Anspruch und man will so viel Informationen wie möglich an den Mann bringen, aber man überfrachtet die Leute dort. De fühlen sich danach total erschlagen und haben sich eigentlich auch gar nichts gemerkt, das sie keine Zeit hatten, das sacken zu lassen. Der zeitliche und organisatorische Rahmen spielt eine Rolle.“

Sehr deutlich werden zwei weitere Kritikpunkte: Zum einen können Weiterbildungen nicht genutzt werden, da Mitarbeiter fehlen und somit die Einrichtung bzw. das Projekt für den Zeitraum geschlossen werden müsste. Dies gaben fünf Gesprächspartner an. Auffallend ist, dass hauptsächlich Vertreter in öffentlicher Trägerschaft dies betonten. Insofern erwarten diese Mitarbeiter, dass Wochenendangebote weiter ausgebaut werden. Zum anderen gaben fünf Befragte an, dass die Angebotspalette sehr vielfältig ist und teilweise zu viele Angebote auf dem Weiterbildungsmarkt existieren. Damit fällt es schwer aus der Fülle eine optimale Auswahl zu treffen. Vor allem Berufseinsteigern wird die Wahl nicht leicht gemacht. Einige Befragte wählen Angebote aufgrund von Mundpropaganda aus oder machen die Qualität des Angebots an der Teilnehmergebühr fest - d.h. was billig ist, muss nicht unbedingt gut sein.

Einige Mitarbeiter der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit haben selbst Strategien zur Kostenersparnis und zur Qualitätssteigerung entwickelt. So werden z.B. Sozialpädagogen mit Zusatzqualifikationen als Referenten genutzt. Eine Einrichtung strebte zum Zeitpunkt des Gesprächs ein eigenes Bildungsprojekt an, um praxisbezogene Seminare mit Referenten anzubieten, die aus ihren Kompetenzen und Erfahrungen schöpfen können.

Zum Beispiel wollen wir Qualifikationstrainings anbieten zur Jugendarbeit, zur systemischen Arbeit, zur Erlebnispädagogik zur antirassistischen Bildungsarbeit. Wir sind dabei an unsere Grenzen gestoßen, da das Wissen von einem einfachen Sozialarbeiter nicht ausreicht, um rechtsradikalen Argumenten entgegenzuwirken. Man braucht Zahlen und bestimmte Zusammenhänge.“

Für die untersuchten Einrichtungen im Bereich Hilfen zur Erziehung lassen sich in diesem Zusammenhang folgende Aussagen treffen: Das Angebot an Weiterbildungen wird – ebenso wie von den Befragten aus der Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit und JGH festgestellt –

allgemein als „massenhaft“, „unübersichtlich und riesig“ wahrgenommen. Auch der Fluss eingehender Informationen wird als ausreichend eingeschätzt – „Man wird ja förmlich überschüttet von Weiterbildungsangeboten“. Die genutzten Weiterbildungsanbieter und -angebote werden vor allem nach inhaltlichen Schwerpunkten und/oder auf der Grundlage bereits entstandener positiver Erfahrungen, aber auch über verfügbare Informationen im Internet, Weiterbildungskataloge oder Empfehlungen ausgewählt. Schwieriger ist die Frage nach den Möglichkeiten der eigenen Beteiligung. Dem großen Angebot an Möglichkeiten zur Qualifizierung stehen stark beschränkte Budgets gegenüber. Weiterbildung wird immer häufiger zu einer persönlichen Angelegenheit der Mitarbeiter als eine, wie eine Heimleiterin formulierte, „Investition in sich selbst“. Von der Einschränkung der Weiterbildung sind in der vorliegenden Untersuchung eine Vielzahl von Einrichtungen, aber insbesondere die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des **Allgemeinen Sozialen Dienstes** betroffen. Mit einer Ausnahme thematisierten alle Gesprächspartner dieses Tätigkeitsbereiches die starke Beschränktheit in der Auswahl aufgrund fehlender finanzieller und zeitlicher Ressourcen, die auf die hohen Arbeitsbelastungen zurückgeführt werden. Vor allem die prekäre finanzielle Situation wird häufig zum Gesprächsgegenstand:

„Das Problem sind dann aber echt die Kosten. Sicherlich, wir versuchen, und das muss man immer wieder sagen... wenn das Geld knapp ist, wenn es eben knapp ist, kann man ziehen, wo man will, da kommt nicht mehr raus.“

Problematisch ist, dass auf diese Weise nicht alle Mitarbeiter geförderte Weiterbildungen in Anspruch nehmen können, sondern die Entscheidung in Abhängigkeit von ihrer aktuellen Notwendigkeit von den Vorgesetzten getroffen werden muss:

„Und in Zeiten knapper Kassen, gerade in solchen Ortschaften wie bei uns, dann muss man sagen, liegt es immer ein Stückweit an den goldenen Händchen des Chefs, hier zu sagen, passt auf, den und den können wir schicken, dann müssen die Prioritäten setzen [...] Es gehen die, für die es wirklich wichtig ist, Beispiel neue rechtliche Lage, die anderen müssen zurückstecken, das ist ungünstig.“

In einem Gespräch wurde in diesem Zusammenhang davon berichtet, dass Mitarbeiter aufgrund der Begrenztheit finanzieller Ressourcen angehalten werden, verstärkt interne Weiterbildungen wahrzunehmen, in einer anderen Einrichtung wird durch private Bemühungen des Leiters versucht, kostenlose fortbildungsähnliche Treffen mit verschiedenen Einrichtungen zum Ausgleich zu installieren:

„Unser Chef hat aber große Bemühungen hier schon unternommen. Wir haben z.B. thematische Beratungen mit dem Weißen Ring, der Mobilen Jugendarbeit, mit so einem privaten Institut, was besonders ADHS-Kinder unterstützt und zu den Inhalten dort. Da

*geht's um Inhaltliches, da erfahren wir schon mehr, aber das halt auch unentgeltlich und so Klecker-Klecker-Kram. Aber die richtigen fachlichen Weiterbildungen, die fehlen.*³⁴“

Die Begrenztheit der Mittel und nur sehr befristete Freistellungen zur Weiterbildung (in der Regel 5 Tage pro Jahr), verhindert häufig eine Bereitschaft zu freiwilliger Qualifizierung, vor allem, wenn sie – wie bei Zusatzausbildungen – längerfristig sind; eine Leiterin bemerkt dazu:

„[...] Es ist eher kompliziert, es gibt keine Motivation [...], man kann nicht verlangen, dass die da Urlaub nehmen.“

Letztlich sind daher als wichtig und notwendig erachtete Weiterbildungen (vor allem im systemischen Bereich) „*finanziell nicht möglich*“. Ähnlich stellt sich die Situation im Tätigkeitsbereich der **Erziehungsberatungsstellen** dar. Auch hier wird von der Knappheit der Mittel, insbesondere für die Unterstützung bei Zusatzqualifikationen gesprochen. Aus diesem Grund werden verstärkt Veranstaltungen vor Ort von kostengünstigen Anbietern wie beispielsweise Stiftungen oder Fortbildungsreihen in Fachkrankenhäusern wahrgenommen. Der Befragte aus dem Bereich der **Ambulanten Erzieherischen Hilfen** hält Weiterbildung grundsätzlich für „*schon sinnvoll*“, nimmt aber aus mehreren Gründe keine Angebote in Anspruch: Zum einen ist er der Meinung, Weiterbildung funktioniere auch im Alltag, beispielsweise bei der Aufnahme neuer Informationen in Beratungsgesprächen mit Anderen, und er schätzt zum anderen ein, Weiterbildung für die praktische pädagogische Arbeit nicht zu benötigen, weil die „*Störungsbilder, zu denen weitergebildet wird, durch [seiner] Zielgruppenbeschreibung ausgeschlossen*“ seien. Zudem ist er selbst als „Alleinarbeiter“ in den Zeiträumen, in denen Weiterbildungsveranstalten stattfinden, beschäftigt und ohne Möglichkeit, die Arbeit delegieren zu können.

Auch die Heime und anderen **betreuten Wohnformen** nutzen ein breites Spektrum von Anbietern, vor allem Angebote des Landesjugendamt und der AGJF Chemnitz, auch von EREV, der Sächsischen Sozialakademie oder kleineren Vereinen bis hin zur Drogen- und Suchtberatungsstelle und der Polizei (auch im Drogenbereich) zur Weiterbildung. Auch hier sind die Etats beschränkt, in einem Fall gibt es (mit Einverständnis der Mitarbeiter³⁵) gar keine finanzielle Unterstützung. Heißt es, der Träger unterstütze Weiterbildung, bedeutet das vor allem größere Freiräume für die Mitarbeiter im zeitlichen, weniger im finanziellen Bereich. Zweimal wurde in diesem Bereich eine notwendige Quote der Qualifizierungen angesprochen: In einem Fall waren die Mitarbeiter vom Träger verpflichtet, sich jährlich zu

³⁴ Hervorhebung der Autoren

³⁵ Weil das Budget für Weiterbildungen in den Etat für Supervision verschoben wird, um diese Kosten zu decken, und dem eine höhere Wichtigkeit eingeräumt wird.

qualifizieren, im anderen Fall achtete die Leiterin auf regelmäßige Weiterbildungsteilnahme ihrer Mitarbeiterinnen, denn: *„wenn jemand jahrelang nicht zur Weiterbildung geht, bleibt der auf der Strecke“*.

Zusatzausbildungen werden generell finanziell nicht mehr bezuschusst. Für jede notwendige zeitliche Aufwendung über die mögliche Freistellung von in der Regel bis zu 5 Tagen hinaus, muss Urlaub genommen werden.

Auffällig ist bei den Antworten aller Befragten aus dem Bereich der Hilfen zur Erziehung zweierlei: Zum einen das häufige Auftreten eines „Multiplikatorensystems“ für die Weiterbildung. An jeder besuchten Weiterbildung nimmt jeweils nur ein Kollege oder eine Kollegin teil, der/die die Inhalte im Anschluss komprimiert in der Teambesprechung vorstellt. Dadurch wird *„ein Einblick für jeden“*, ermöglicht *„damit jeder etwas davon hat“*. Zum anderen wird in mehreren Interviews ein wichtiger Nebeneffekt von Weiterbildungen deutlich:

„[...] Nur zu Weiterbildungen erfährt man, was woanders los ist, das gibt uns ein Stück Sicherheit.“

„Das Wichtigste ist, dass sie [die Kollegen – Anmerk.] mit anderen Menschen in Kontakt kommen, die aus anderen Einrichtungen kommen und wo die mitkriegen, wir sind hier wirklich nicht die Einzigen, denen es so schlecht geht [...]“

5.4.2 Erwartungen

Erwartungen zur Unterstützung in der sozialpädagogischen Arbeit äußerten die Befragten vor allem in zwei Punkten. Zum einen erwarten sie *organisatorische und strukturelle Verbesserungen* des Weiterbildungsmarktes, zum anderen ergeben sich aus den Fragen, die sich Fachkräften stellen müssen, *Anregungen inhaltlicher Art*.

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Organisatorische und strukturelle Modifikationen

In der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH werden diesbezüglich vier Vorschläge gemacht, die aber keine Rückschlüsse über die Verteilung nach Tätigkeitsfeld und Trägerschaft zulassen. Häufig angesprochen wurde ein **ausgewogenes Verhältnis zwischen praktischen und theoretischen Elementen**. Um auf Veränderungen reagieren zu können und um Entwicklungen in der Jugendarbeit möglich zu machen, ist es notwendig die

Wissenschaft mehr in die Weiterbildung einzubeziehen. Gefordert werden Forschungsergebnisse und eine gute Mischung aus Wissensvermittlung und Austausch. Des Weiteren sollte über die **Angebotsstruktur** nachgedacht werden. Die Angebote sollten nach Aussagen der Befragten intensiver gestaltet werden, d.h. berufsbegleitend bzw. fortlaufend ähnlich Seminaren. Damit wird ein regelmäßiger Rhythmus gewahrt und ein intensiver Austausch ermöglicht. Ein willkommener Nebeneffekt sind die Gespräche, die außerhalb der Seminare stattfinden. „*Ein Austausch findet statt, von dem man profitieren kann.*“ Ein Befragter der JGH ist der Meinung, dass die Form des „*Bausteinsystems zu Beginn der 90er Jahre*“ wieder in Erwägung gezogen werden sollte. Ebenso wäre es für einige Mitarbeiter wichtig, dass Weiterbildungen auch am Vormittag stattfinden, da sie überwiegend am Nachmittag und Abend tätig sind.

Anbieter von Fort- und Weiterbildung sollten Zugänge erleichtern und auf die Gegebenheiten vor Ort Rücksicht nehmen, wie ein Befragter findet:

„Hier muss sich ein Stück weit [...] das Landesjugendamt weiter einbringen und nicht bloß zentral was organisieren, irgendwo. Sondern dann sagen, okay wir versuchen mal ortsgebunden was möglich ist.“

Unterstützung könnte ebenso geleistet werden, wenn es, wie eine Befragte anregt, einen **einheitlichen** verständlichen **online-Katalog** gäbe, der eine Übersicht mit allen Anbietern, dem Standort und dem Angebot liefern könnte. Dabei ist eine einfache Handhabung mit Schlagwortsuche ausschlaggebend, mit einer hilfreichen Angebotsbeschreibung für Berufseinsteiger. Die Webpräsenz ist nach Meinung eines Mitarbeiters der Offenen Jugendarbeit das A und O für gute Angebote.

Bezogen auf den **inhaltlichen Ablauf** erwarten einige Befragte, dass mehr Freiräume für Diskussionen in den Veranstaltungen gegeben sein müssen. Dabei sollten Erfahrungen aus anderen Bereichen und auch anderen Ländern einfließen, um den eigenen Blickwinkel zu erweitern. Ein weiterer Vorschlag ist, Einblicke in Arbeit von Kooperationspartnern zu bekommen:

„Deshalb muss vom Landesjugendamt das organisiert werden. Zum Beispiel ein Besuch in Therapiezentren, um Leute dort kennen zu lernen und Einblick in die Konzeptionen zu bekommen und zu erfahren, wie es funktioniert. Was über ein Jahr dort angedacht ist und passiert. [...] Um dort von Fachleuten zu hören, wie dort mit Jugendlichen umgegangen wird. [...] Warum und weshalb die mit bestimmten Sachen so arbeiten und warum die sich dann ganz schnell auch von den trennen, zum Beispiel der Rauswurf, weil einer ein Handy hat. Denn das Gericht erwartet eine Stellungnahme dazu und die Jugendgerichtshilfe kann sie nicht geben.““

Weiterbildungen werden als effektiv angesehen, „wenn man sich etwas für die eigene Arbeit was mitnehmen kann“, d.h. in den Veranstaltungen sollte Freiraum geschaffen werden, Ideen oder Konzepte gemeinsam zu erarbeiten, zu diskutieren oder entstehen zu lassen. Grundsätzlich werden Fort- und Weiterbildungsangebote als ein wichtiger Part in der Weiterentwicklung der sozialpädagogischen Arbeit angesehen. Folgerichtig wird hier gefordert, den Zugang zu den Angeboten zu vereinfachen und Finanzierungsmöglichkeiten zu schaffen. Ein abschließendes Zitat verdeutlicht dies nachdrücklich:

„Weiterbildungen gehören einfach dazu, das ist unser Handwerkszeug. Ein Handwerker muss sich eine Maschine kaufen um sich sein Ziel, sein Produkt zu bauen und muss dort investieren. Wenn er keine modernen Maschinen hat, dann wird er weder qualitativ noch quantitativ ordentliche Produkte kriegen können. [...] Bei uns sind es die Weiterbildungen, wir müssen da investieren denn alles entwickelt sich weiter [...] wir müssen dazu lernen. [...] Ich brauche Weiterbildungen mit einem guten Verhältnis von praktischen und theoretischen Teilen aus Forschung oder was gerade gelehrt wird an Universitäten oder Hochschulen.“

Inhaltliche Anregungen

In diesem Abschnitt sollen die benannten Themenvorschläge zu Weiterbildungsangeboten aufgelistet werden. Dieser Bedarf ließ sich anhand der konkreten Vorschläge und des geäußerten Unterstützungsbedarfs sowie anhand der aufgeworfenen Fragen konkretisieren. Für die **Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit** und **JGH** ergibt sich folgendes Bild:

Drogen und Sucht

- Wirkung von Drogen und ihre Auswirkungen - aktuelle Forschungsergebnisse - Tendenzen und Ansätze (8)
- Strategien der Gesprächsführung bei Drogenkonsum und Suchtverdacht (8)
- Wie kann man Kinder und Jugendlichen für die Drogen- und Suchtthematik öffnen (7)
- Ideen- und Konzeptentwicklungen im Umgang mit Drogen konsumierenden Jugendlichen (6)
- Wie entsteht Co-Abhängigkeit und wie kann man diese bearbeiten? (1)
- Methoden zur Thematisierung von Drogen (Spiele, etc.) (1)
- Wie gewinnt man Partner in Bereich der Drogenberatung und -aufklärung (1)
- Suchtgefährdung - worauf ist zu achten und was sind effektive Strategien (1)
- Gesetzliche Bestimmungen und rechtliche Grundlagen im Bereich illegaler Drogen (1)

Umgang mit Jugendlichen

- Ansätze, Modelle, Erfahrungen, um Jugendliche zum Engagement für die Einrichtung zu gewinnen (7)
- Strategien zur effektiven Kontaktaufnahme bei Jugendlichen/ Jugendgruppen - Wie gewinnt man das Vertrauen von Jugendlichen (7)
- Strategien zur Motivation von Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit (6)
- Jugendkulturen und –szenen sowie Jugendsprache – Forschungsergebnisse und Konsequenzen für die Jugendarbeit (5)
- Strategien zur Gestaltung des Ablöseprozesses von jungen Heranwachsenden in der Jugendarbeit (1)
- Aktuelle Bewerbungsmodalitäten für Jugendlichen (1)
- Strategien im Umgang mit Bewältigungsstrategien von Jugendlichen (1)
- Warum sind FSK/ USK Normen so wichtig? – Vermittlung in der Offenen Jugendarbeit (1)

- Strategien im Umgang mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund – Wie gewinnt man das Vertrauen? (1)
- Jugend und Aggression (1)
- Angebotsgestaltung bei sich schnell wandelnden Klientel/ Gruppen (1)
- Handlungskonzepte für die Einzelfallhilfe in der offenen Jugendarbeit (1)

Familie und Eltern

- Kontaktaufbau und Gesprächsführung mit Eltern (4)
- Einbindung von Eltern in die Jugendarbeit - ohne das Vertrauen der Jugendlichen zu verlieren - Gewinnung der Eltern für die Interessen ihrer Kinder (3)
- Einbindung von jungen Eltern in die Mobile Jugendarbeit (2)
- Mittlergespräche zwischen Eltern und Lehrern (1)
- Konzepte der Elternarbeit - Einbindung junger Mütter durch Kreativangebote, Beratungsangebote auch in Erziehungsfragen (1)
- Erkennen und der richtige Umgang mit Tätern und Opfern/ Forschungsergebnisse von Familiengewalt, Ansätze, Methoden und Erfahrungen im Umgang (1)
- Kindeswohlgefährdung (1)
- Familienmediation (1)
- Elternarbeit in der Jugendgerichtshilfe - Theorien und Ansätze (1)

Sicherheit am Arbeitsplatz

- Strategien zur Selbstreflexion - Umgang mit eigenen Grenzen und deren Verarbeitungsmöglichkeit (2)
- Rahmenbedingungen und Regeln in offenen Einrichtungen, die von Jugendlichen akzeptiert werden (2)
- Entwicklung und Implementierung von Handlungskatalogen zur Sicherung von Rahmenbedingungen (2)
- Strategien zur Sicherstellung von Kompetenzen und Positionen im Team (1)
- Sicherheit im Team - worauf ist zu achten (1)
- Umgang mit gewaltbereiten Jugendlichen - Sicherheit in der Einrichtung (1)
- Alleinkämpfer- wie gehe ich damit um - Arbeitsweisen und Strategien (1)
- Sicherheitstraining - Zur Stärkung der Selbstsicherheit (1)

Kooperation

- Wie kann Kooperation im Umkreis organisiert und gestaltet sein? (3)
- Wie gewinnt man Partner für eine Zusammenarbeit? (2)
- Erfahrungen und Konzepte zum Austausch und zur Zusammenarbeit mit therapeutischen Einrichtungen (2)
- Gestaltung einer effektiven Zusammenarbeit - Wie weit darf Transparenz gehen? (1)
- Modelle und Alternativen der Zusammenarbeitsformen, die Erfolg bewiesen haben (1)
- Rechte und Pflichten in der Kooperation (1)

Öffentlichkeit

- Ansätze, wie Jugendarbeit regionale Politik für die Projekte gewinnen kann (3)
- Öffentlichkeitsarbeit - Wie gewinne ich effektiv die Öffentlichkeit für die Interessen der Jugendlichen und wie kann eine Zusammenarbeit gefördert werden (3)
- Mittler zwischen Gemeinde und Jugendlichen - Funktionen, Strategien und Methoden (2)

Gesprächsführung und Konfliktmanagement

- Diskussionsführung in Gruppengesprächen bei schwierigen Themen (3)
- Gesprächsführung in der Jugendarbeit – Kommunikationsstrategien (2)
- Konfliktmanagement (1)

Methoden

- Methoden für Offene Jugendarbeit (Planung von Workshops) (1)
- Erlebnispädagogik in der Offenen Jugendarbeit (1)
- Methoden und Strategien zur Vermittlung von Sozialkompetenzen in der Mobilen Jugendarbeit (1)
- Strategien und Methoden im Umgang mit verbaler Gewalt (1)

Beratung

- Beratung - Ansätze bei schwer zugänglichem und vermittelbarem Klientel (unter Einbeziehung von Forschungsergebnissen) (2)
- Beratung als Themenschwerpunkt der Offenen Jugendarbeit (1)

Politisch orientierte Jugendliche

- Neue Tendenzen zur Entwicklung rechtsorientierter Jugendlicher in der Region (1)
- Forschungsergebnisse zu Fremdenfeindlichkeit (1)

Fallberatung/ Fallbearbeitung (2)

Arbeiten mit dem systemischen Ansatz (2)

Konzeptionelle Ideen zur Einbindung von Kindern in die Mobile Jugendarbeit (1)

Vertiefende psychologische Ansätze (1)

Arbeitsweisen und Strategien der Schulsozialarbeit – Steigerung der Qualität (1)

Hilfen zur Erziehung

Organisatorische und strukturelle Modifikationen

Die meisten Befragten aus dem Bereich Hilfen zur Erziehung zeigten sich mit dem Angebot und der inhaltlichen Ausgestaltung der Weiterbildungsmöglichkeiten sehr zufrieden: „*Wer was sucht, der findet immer was.*“ Problematisch gestaltet sich dagegen in einigen Fällen die Gewährleistung von Weiterbildungen vor dem Hintergrund starker finanzieller und zeitlicher Beschränkungen. Deshalb fordert ein Befragter zunächst ganz konkret, das Landesjugendamt solle – vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Mängel – eine „***sinnvolle, von den Kommunen finanzierbare Fortbildungsstrategie***“ festschreiben, um die Qualifizierung der Mitarbeiter und mit ihr die Qualität der Arbeit zu sichern. Eine Befragte kritisiert die sozialpädagogische Ausbildung und fordert in diesem Zusammenhang eine andere **Gestaltung der Grundausbildung**, die stärker die Vermittlung von Konzepten und die Anteile Sprachausbildung und Selbstreflexion betont. Vorschläge zur Verbesserung der Weiterbildungsangebote machen sieben Befragte. Ein Gesprächspartner merkt dabei an, die bearbeiteten Themen seien „***zu umfangreich für die Kürze der Zeit***“ und bemängelt deren Praxisferne. Eine Befragte wünscht sich mehr Angebote speziell für Erzieherinnen und Erzieher im Heimerziehungsbereich. Zur Verbesserung der Nachhaltigkeit der Weiterbildungen wird in zwei Gesprächen formuliert, die effektivsten Weiterbildungen seien **längerfristig**, am besten mehrjährig in Blöcken oder als Module in mehreren Zwei-Tages-Veranstaltungen angelegt. Obwohl eine Befragte ausdrücklich angibt, besonders ältere Kolleginnen würden sich vor Rollenspielen scheuen und Weiterbildungen, die solche im Vorfeld offerieren, am liebsten verweigern, kommt sie doch zu folgendem Schluss: „*Am*

Ende ist es gar nicht so schlimm, sich selber einzubringen und auch mal ein bisschen kreativ zu sein“. Mehrere andere Gesprächspartner fordern gezielt Veranstaltungen „**wo man sich ausprobieren kann**“ in Form von Workshops oder eben Rollenspielen.

Wichtig ist, bei knappen finanziellen und zeitlichen Ressourcen, immer wieder die **Nähe** des Weiterbildungsortes zum Arbeitsort, so dass zum einen die territoriale Bezogenheit in die Veranstaltungen eingebracht werden kann und zudem die Anreise von den Teilnehmern ohne großen Aufwand zu ermöglichen ist. Eindeutig äußern sich zwei Befragte aus dem Arbeitsbereich Heimerziehung in ihren Forderungen, Weiterbildungsausschreibungen ganz klar **nach den Zielgruppen** Kindergarten/Vorschulerziehung und Heim-/Freizeit-/Sozialpädagogik **zu trennen**. Eine Kombination der verschiedenen Zielgruppen scheint keine glückliche und bereichernde Mischung zu sein, wie die beiden Befragten gleichermaßen zum Ausdruck bringen: „*Ich fand’s einfach schrecklich!*“

Inhaltliche Anregungen

Die Themenbereiche, die sich die Befragten verstärkt in den Angeboten wünschen sind:

Aggression und Gewalt, Deeskalation/Konfliktmanagement (4)

Komplex Drogen-/ Suchtproblematik (4)

- allgemeiner Drogenüberblick - Arten, Wirkungen, aktueller Markt (2)
- Sucht
- lösungsorientierte niederschwellige Angebote mit fachlichem Hintergrund (um die Leerstelle zwischen Nicht-Eingeständnis einer Suchterkrankung und Therapiewillen zu füllen)

Komplexe systemische Angebote (2)³⁶

Jugendsprache (1)

- Jugendsprache verstehen und einen Konsens mit der Erwachsenensprache finden

Fachliche Begrifflichkeiten (1)

- neue Begriffe in der Jugendhilfe (1)

Hilfeplanung (1)

Misshandlung/ Missbrauch

Störungsbilder (1)

- psychiatrische Auffälligkeiten

Kooperation

- Weiterbildung zu § 35a (1)

Präsentationstechniken (für Arbeitsergebnisse) (1)

³⁶ Wobei die Gesamtzahl wesentlich höher liegt (siehe auch 4.2.6.); allein in einer Einrichtung (Kinder- und Jugendheim) gab ein Heimleiter an, über die Hälfte der Mitarbeiter würde gern eine systemische Ausbildung absolvieren, was ihnen ohne Unterstützung nicht möglich sei.

5.4.3 Resümee

Fort- und Weiterbildung wird in allen untersuchten Tätigkeitsfeldern der Jugendhilfe als ein entscheidendes Element der Qualitätssteigerung in der Arbeit angesehen, um gegenwärtigen und zukünftigen beruflichen Anforderungen gewachsen zu sein. Die Angebotspalette wird als vielfältig, ja sogar „massenhaft“ eingeschätzt. Das macht eine effektive Auswahl nicht einfach. Hinzu kommt, dass die Wahlmöglichkeiten dem beschränkten Budget gegenüber stehen. Der finanzielle Rahmen ist in den einzelnen Einrichtungen sehr unterschiedlich geregelt, jedoch beklagen fast alle Fachkräfte erhebliche Einschränkungen in der Finanzierung. Betroffen sind anscheinend vor allem Einrichtungen in öffentlicher Trägerschaft. Aufgrund von finanziellen Sparmaßnahmen und fehlenden Mitarbeitern können Weiterbildungsangebote nicht in Anspruch genommen werden, was sich wiederum auf die Qualität der Arbeit auswirkt.

Mitarbeiter in freier Trägerschaft sind hier – notgedrungen – einen Schritt weiter. Sie haben seit einiger Zeit eigene Strategien entwickelt, um diesen Sparmaßnahmen entgegenzuwirken. Kostengünstige Weiterbildungen werden über Arbeitsgemeinschaften oder Arbeitskreise organisiert und rege genutzt. Sozialpädagogen mit Zusatzqualifikationen werden als Referenten in internen Weiterbildungen eingesetzt, ein Multiplikatorensystem ist entstanden, so dass Inhalte von Weiterbildungen in Teamsitzungen weitergegeben werden bis hin zum Aufbau eines eigenen Bildungsprojektes von Einrichtungen. Weiterbildung wird damit immer mehr zur persönlichen Angelegenheit der Mitarbeiter selbst. Die Bereitschaft zur Qualifikation sinkt, je höher die zu erwartenden Kosten sind. Zusatzqualifikationen werden zum größten Teil nicht mehr von Arbeitgebern finanziert, so dass sich die Frage stellt, ob die Jugendhilfe dadurch an Qualität verliert oder neue Formen von Fort- und Weiterbildung entstehen.

Entscheidend ist: Weiterbildung muss praxisnah gestaltet sein. Die Struktur muss Raum für Diskussionen und für eigene Ideenentwicklung lassen, und es muss ein ausgewogenes Verhältnis von praktischen und theoretischen Elementen hergestellt werden. Hier wird die Wissenschaft aufgerufen, sich stärker in die Praxisfelder der Jugendhilfe einzubringen, um Unterstützung zu leisten. Die Mitarbeiter im Bereich der Hilfen zur Erziehung wünschen sich dagegen zu gleichen Teilen praxisnahe und wissenschaftsgeleitete Weiterbildungen.

Die wichtigsten Themengebiete, die zu einer Unterstützung im Umgang mit Kindern und Jugendlichen in besonderen Problemlagen beitragen, sind: Drogenkonsum und Sucht, Ansätze und Strategien im Umgang mit Kindern und Jugendlichen (Konfliktmanagement und Gesprächsführung), Elternarbeit, Sicherheit im Team/am Arbeitsplatz, Kooperation, Öffentlichkeitsarbeit und systemische Ansätze.

Abschließend ist hier noch zu erwähnen, dass Veränderungen in der Angebotsstruktur nicht außer Acht gelassen werden sollten. Fachkräfte plädieren für berufsbegleitende Angebote in Form mehrtägiger Module, die fortlaufend (mind. halbjährlich) stattfinden. Dabei ist es wichtig, den Zugang zu den Angeboten zu vereinfachen durch einheitliche Kataloge, Ortsnähe der Veranstaltungen und klare Trennung nach Tätigkeitsbereichen.

5.5 Unterstützung durch Angebote der Fachberatung

Fachberatung gilt nach §85 SGB VIII als gesetzlicher Auftrag, der alle Aufgabenfelder der Kinder- und Jugendhilfe einschließt. Dabei ist der Fachberater in der Rolle des Unterstützers, Informanten, Moderators, Initiators und Begleiters. Sachlich zuständig ist der überörtliche Träger für die Beratung der Träger der öffentlichen und freien Jugendhilfe, insbesondere von Einrichtungen während der Planung und Betriebsführung.

In diesem Teil der Untersuchung soll nun ergründet werden, inwiefern Fachberatungsangebote generell genutzt werden und in welcher Form Unterstützung ergänzend zum gesetzlichen Auftrag geleistet werden kann. Vorweggenommen sei, dass es bei diesem Punkt in vielen Interviews zu Verständigungsschwierigkeiten kam. Auf die Frage hin: *Welche Möglichkeiten der Fachberatung nutzen Sie?* reagierten die Gesprächspartner unsicher³⁷ und baten um eine nähere Erläuterung. Um hier jedoch keinen zu starken Interviewereinfluss wirken zu lassen, wurde auf nähere Erklärungen weitestgehend verzichtet.

5.5.1 Nutzungsmöglichkeiten und ihre Beurteilung

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Im Bereich Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH wurden *interne* und *externe* Formen von Fachberatung angegeben. Die in Anspruch genommenen Angebote werden zum größten Teil als ausreichend und zufrieden stellend eingeschätzt. **Interne Beratung** bezieht sich hier auf die Einrichtung oder den Träger. Dabei gaben sechs Befragte an, dass sie regelmäßig Teambesprechungen in Anspruch nehmen. Die Aussagen reichen von Teamsitzungen des Projektes bis hin zu Teamsitzungen der gesamten Mitarbeiter des Vereins bzw. Trägers und von wöchentlichen bis vierteljährlichen Abständen. Dabei lässt sich kein eindeutiges Bild erkennen, lediglich dass der Großteil der Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in Verbindung mit Jugendsozialarbeit regelmäßige Teamsitzungen bevorzugen. Vier Befragte gaben an, je nach Bedarf Teambesprechungen abzuhalten. Das betrifft zur Hälfte die Mobile Jugendarbeit, wobei eine Vertreterin diese Beratungsform nicht als sinnvoll erachtet und für sich eine eigene Strategie entwickelt hat:

³⁷ „Wie soll ich das verstehen? Ich wüsste jetzt nicht, dass es eine Beratungsstelle für Sozialpädagogen, die in unterschiedlichen Bereichen arbeiten, gibt.“ (Offene Jugendarbeit)

„Für die alltägliche Arbeit ist Flexibilität sehr gut. Das muss manchmal schnell geklärt werden. [...] Die feste Zeit, die könnte man sich mal schaffen, wenn man die Konzeption erarbeiten müsste.“

Dabei spielen auch organisatorische und zeitliche Faktoren eine entscheidende Rolle, die regelmäßige Teamberatungen beeinflussen, so eine Vertreterin eines Kinder- und Jugendzentrums. *„Es ist schwierig, die Leute mit ihren verschiedenen Ausgangspositionen unter einen Hut zu bekommen.“*

Weiterhin nutzt eine Mitarbeiterin der Offenen Jugendarbeit eines kirchlichen Trägers die regelmäßigen Gespräche mit dem Pfarrer der Gemeinde, da sie die einzige Festanstellung in der Einrichtung innehat. Die Schulsozialarbeiterin im ländlichen Raum kann keine Teamberatungen in Anspruch nehmen, da sie sowohl innerhalb der Schule als auch ihres Trägers ebenfalls die alleinige angestellte Schulsozialarbeiterin ist. Für sie ist das eines der größten Defizite der Schulsozialarbeit. Ein schneller Austausch oder eine Beratung ist ihres Erachtens aus diesem Grund nicht möglich. Unterstützung holt sie sich deshalb extern durch verschiedene Regionalgruppen oder der LAG Schulsozialarbeit. Drei Befragte machten zur internen Fachberatung keine Angaben.

Zu **externen** Beratungsmöglichkeiten wurden vielfältige Aussagen getroffen. Auffallend ist, dass sich vor allem Mitarbeiter in ländlichen Gebieten und in freier Trägerschaft ihr Unterstützungsnetzwerk selbst aufgebaut haben. Vier von sechs Vertretern der Offenen Jugendarbeit, drei von fünf Vertretern der Mobilen Jugendarbeit und beide Vertreter der Schulsozialarbeit suchen Hilfe in verschiedenen **Arbeitskreisen** der Region oder den Austausch unter Kollegen in **Arbeitsgruppen**. Der Austausch unter Fachkräften des gleichen Aufgabenfeldes wird als offensichtlich effektiver als eine Beratung von fachfremden Personen angesehen. Dort haben alle mit ähnlichen Problemen zu kämpfen und verschiedene Ansätze können als Anregung für die eigene Einrichtung bzw. für das Projekt angenommen werden. Aber auch Kritik wird hier von einer Mitarbeiterin aus der Mobilen Jugendarbeit laut:

„Der typische Sozialarbeiteranspruch ist: Wenn du nicht mehr weiter weißt, gründe einen Arbeitskreis. Man muss aber auch Prioritäten setzen. Bei einigen AKs ist es wichtig, denn da sind Geldgeber mit dabei.“

Auf die Frage nach den Möglichkeiten der Fachberatung gaben mindestens fünf Befragte als erstes die Form der **Supervision** an. Fachberatung wurde in den Gesprächen häufig mit Supervision gleichgesetzt. Auffallend ist, dass vier Befragte aus dem Bereich öffentlicher

Träger bemängelten, Supervisionen seien aufgrund von Sparmaßnahmen bzw. fehlender Finanzen weggefallen. Welche Auswirkungen das haben kann, ist bereits im Abschnitt persönliche Kompetenzen dargestellt worden. Hier wird deutlich ein Unterstützungsbedarf geäußert: „Das Budget sollte noch höher sein, damit mehr genutzt werden kann, um auch aktuelle Krisensituationen bearbeiten zu können.“

Lediglich vier Befragte gaben weiterhin an, dass sie **Fallberatungen** in Anspruch nehmen, hauptsächlich die Mobile Jugendarbeit und das Projekt des Täter-Opfer-Ausgleichs. Die komplexer werdenden Problemlagen von Kindern und Jugendlichen und damit die Notwendigkeit der Einzelfallhilfe machen sich aber auch im Bereich der Offenen Jugendarbeit immer mehr bemerkbar, so dass in der Offenen Jugendarbeit über einen Ausbau der Möglichkeiten zur Fallberatung nachgedacht werden sollte.

Weiterhin werden **Fachtagungen** oder **Weiterbildungen** (3), **externe Berater** je nach Problemlage, **psychologische Beratungsstelle** und **persönliche Recherchen**, wie **Internet** oder Literatur als Möglichkeiten der Unterstützung genutzt.

Die Beratungsmöglichkeiten des Landesjugendamtes erwähnten nur zwei der Befragten, die sich kritisch äußerten. Zum einen wird wie bereits erwähnt die Begrifflichkeit angezweifelt und zum anderen wird diese offizielle Form als „aufgesetzt“ empfunden und deshalb nicht oder nur teilweise in Anspruch genommen:

„Wenn sie sich entschließen würden die freien Träger und Projekte zu beraten, dann würde sich praktisch noch jemand einmischen und meine Freiheit einschränken. Auf der anderen Seite hätte ich einen fachlich besseren Partner. Es wäre besser abgestimmt und man könnte strategisch 'ne Einheit bilden. Letzen Endes machen die die Spielregeln. [...] Unser Jugendamtsleiter ist ein Verwaltungsheini, also kein Fachmann und so ist auch die Arbeit. [...] Die Spitze wo man Strategien und Planung macht, ist nicht für 'ne Beratung fähig.“

Hilfen zur Erziehung

Folgt man dieser Kategorisierung im Bereich der **Hilfen zur Erziehung**, zeigen sich ähnliche Ergebnisse. Bei den Formen **interner Beratung** steht Teambesprechung dabei an erster Stelle. Für den ASD ist sie grundsätzlich Teil seiner Arbeitsweise, auch die befragten Erziehungsberatungsstellen gaben wöchentliche Teamsitzungen als verbindlichen Termin an. Das gilt weitestgehend auch für Heime und andere betreute Wohnformen. Hier schließen die Teambesprechungen in zwei Fällen auch kollegiale Fallberatungen ein.

Die **externen Angebote** werden vor allem in Form von **Supervision**, vereinzelt als **kollegiale Fallberatungen** außerhalb der eigenen Einrichtungen, **externe Projektberatung**

oder als Einzelfallarbeit mit einer Ärztin der Kinder- und Jugendpsychiatrie (je eine Nennung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Kinder- und Jugendheimen) wahrgenommen.

In den untersuchten **Allgemeinen Sozialen Diensten** sind neben den regelmäßigen Teamsitzungen und spontanen Beratungen im Bedarfsfall unter den Kolleginnen und Kollegen ausgesprochen wenige Möglichkeiten zur Beratung vorhanden. Es werden außer einer Verbindung auf Leiterebene³⁸ keine weiteren externen Varianten benannt.

„Es gibt keine Beratungen von außerhalb. Der ASD arbeitet sehr eigenständig. Wir sind wirklich auf uns selbst angewiesen.“

Dazu kommt eine starke Einschränkung der **Supervision**möglichkeiten. Gerade in einem Arbeitsbereich, in dem wiederholt die schweren emotionalen Belastungen und die Höhe des Arbeitsaufwandes thematisiert wurden, ist für die untersuchten Einrichtungen aus finanziellen Gründen nur in einem von vier Fällen die begrenzte Inanspruchnahme von Supervision möglich. Die Befragte erklärt die bestehenden Hindernisse:

„Das ist eher umständlich, weil bei einem öffentlichen Träger kann man sich nicht so einfach jemanden über einen Honorarvertrag holen, das geht immer erst über die Personalabteilung. [...] Das ist nicht ohne bürokratischen Aufwand möglich.“

Daher sind in den Gesprächen wiederholt „Ersatzlösungen“ zum Umgang mit dieser prekären Situation angesprochen worden. In einem städtischen ASD finden auf Bemühen des Leiters thematische Beratungen u.a. mit dem **Weißem Ring** oder der Mobilien Jugendarbeit des Ortes statt. Im ASD eines Landkreises hat die Befragte ihren **persönlichen Weg** gefunden:

„Ich [bin] in der glücklichen Lage, 'ne Psychologin in der Erziehungsberatungsstelle, wo ich dann auch mal so persönlich sage, also heute hatte ich das Gespräch [...] um auch mich mal so 'n Stück zu erleichtern, brauch' man einfach.“

In den beiden untersuchten **Erziehungsberatungsstellen** besteht für die Mitarbeiter die Möglichkeit zur **Supervision**. Außerdem wurden die Beratungen um die Teilnahme an einer Vielzahl unterschiedlicher, zumeist kommunaler **Arbeitskreise** ergänzt.

Der als Freiberufler zumeist allein arbeitende Gesprächspartner aus dem Bereich der **Ambulanten Erzieherischen Hilfen** sucht Beratung vor allem im **Internet** und auf der Basis beruflicher und persönlicher **Kontakte**. Andere Beratungen nimmt er nicht in Anspruch und formuliert seine eigenen Bedenken:

„Das ist der Nachteil, auch was Evaluation betrifft [...]. Ist auch immer die Frage, braucht man es denn immer und überall? Die konkreten Fragen laufen im Alltagsgeschäft, da

³⁸ In Form von vierteljährlichen Treffen im Landkreis (eine Nennung)

*reicht's, wenn man zum Telefon greift [...] Manchmal denk' ich, okay, fehlt mir was [...],
aber ansonsten geht's auch ohne.“*

Weil es die geringe Fallzahl nicht erlaubt hat, kommt er seit geraumer Zeit ohne Supervision und auch ohne Gremienarbeit aus.

Für die Mitarbeiter der befragten Heime und **betreuten Wohnformen** ist unterstützende **Supervision** in sieben von acht Fällen möglich. Dabei sind die Etats nicht überall ausreichend groß: In zwei Einrichtungen müssen die Kosten für Supervision durch Umverteilung von Mitteln anderer Bereiche gedeckt werden; in einer dieser Einrichtungen im Einverständnis der Mitarbeiter aus dem Weiterbildungsbudget – *„Es ist einfach so wichtig, sonst hält man die Arbeit wirklich nicht aus“*. Die städtische Einrichtung eines freien Trägers, der Supervision aus finanziellen Gründen verwehrt ist, arbeitet stattdessen für Einzelfallhilfen eng mit der Erziehungsberatungsstelle zusammen, teilweise wird auch das gesamte Team durch diese Erziehungsberatungsstelle betreut. Innerhalb von **Arbeitskreisen, Gremien** und **Netzwerken** sind die befragten Heime und anderen betreuten Wohnformen sehr gut eingebunden (10).

Bei den in Anspruch genommenen Supervisionen handelt es sich für den gesamten untersuchten Bereich der Hilfen zur Erziehung in aller Regel um Gruppensupervisionen. Einzelsupervisionen waren nur in Ausnahmefällen möglich. Obwohl die meisten Einrichtungen außerhalb der Supervisionen kaum externe Beratungsmöglichkeiten in Anspruch nehmen, äußern sich vier Befragte demgegenüber aufgeschlossen.

Die Beratungsmöglichkeiten des Landesjugendamtes werden von drei befragten Einrichtungen³⁹ wahrgenommen und positiv eingeschätzt– wobei sie nur ein einziges Mal auch als solche benannt sind. Die beiden anderen Gesprächspartner gaben durchaus an, zu verschiedenen Fragestellungen Kontakt zum Landesjugendamt zu suchen, ordnen dies aber nicht der Begrifflichkeit Fachberatung zu. Eine Befragte beantwortete die Frage damit, dass sie häufig mit dem Landesjugendamt zusammen arbeite – sie rufe dort mit einer Frage an, würde fachlich gut beraten, aber ob das Fachberatung sei, habe sie *„noch nicht so gesehen oder wahrgenommen“*.

³⁹ Je eine Nennung aus den Arbeitsfeldern ASD, Ambulante Erzieherische Hilfen, Heimerziehung

5.5.2 Erwartungen an die Fachberatung

Die Erwartungen an eine qualifizierte Fachberatung richten sich nach den jeweiligen Gegebenheiten und Möglichkeiten vor Ort. Sechs Befragte der Einrichtungen/Projekte nach §11 und §13 SGB VIII sowie JGH äußerten hier einen spezifischen Unterstützungsbedarf:

- Beratung bei schwierigen Fällen und Unterstützung bei Prioritätensetzung im Aufgabenfeld: *„Das größte Problem der Schulsozialarbeit ist, dass man ein breites Feld abdecken muss und sich leicht verzetteln kann.“*
- Beratung in Geldakquise und Fördermittelverfahren (Mobile Jugendarbeit)
- Beratung bei Problemen und Grenzerfahrungen: *„Ich weiß hier nicht weiter, was soll ich tun?“*
- Beratung zur Reflexion der Tätigkeit und Testung neuer Methoden und Handlungsstrategien (Offene Jugendarbeit)
- Beratung auf informeller Ebene (Mobile Jugendarbeit)
- Schaffung eines regelmäßigen (häufigeren) Austausches (Offene Jugendarbeit)

Für den Bereich der Hilfen zur Erziehung sind es vordergründig folgende Aspekte, die nicht konkret benannt wurden, sondern sich vielmehr aus den Gesprächen ergaben:

- Konzepte für den Umgang mit Drogen konsumierenden Jugendlichen (sowohl primär als auch sekundär-präventiv; präventive Kommunikation und Interaktion)
- Hilfe und Unterstützung bei Abgrenzung der Jugendhilfe gegenüber hohen, unrealistischen Erwartungen/Ansprüchen von außen
- Elternarbeit (insbes. Möglichkeiten der Verbesserung)
- Beratung in Kooperationsbeziehungen (insbes. zu Schulen, Drogenberatungsstellen, KJPP)

5.5.3 Resümee

Die häufigsten Formen von Beratung sind interne Teambesprechungen und externe Supervisionen. Teambesprechung ist in allen befragten Einrichtungen von den jeweiligen organisatorischen und zeitlichen Faktoren abhängig. Dieser Sachverhalt wirkt sich teilweise auf die Regelmäßigkeit der Sitzungen aus. Als Problem wird in einem Großteil der befragten Leistungsbereiche empfunden, dass externe Supervisionen aufgrund von Sparmaßnahmen eingeschränkt werden oder komplett wegfallen. Es wird vereinzelt nach Ersatzlösungen wie z.B. die Umverteilung von finanziellen Mitteln, die Suche nach Partnern für Fallberatungen und die Zusammenarbeit mehrerer Fachkräfte bei Einzelfällen gesucht. Hier bleibt die Psychohygiene aber auf der Strecke. Jugendhelferinnen suchen sich private Ausgleichsmechanismen, die aber mit einer professionellen Hilfe und Unterstützung nicht gleichzusetzen sind.

Fachberatung spielt eine entscheidende Rolle in der Qualitätssicherung der sozialpädagogischen Arbeit. Jedoch bestehen bei den befragten Fachkräften immer wieder Unklarheiten bezüglich der begrifflichen Bestimmung. Fachberatung wird häufig mit Supervision gleichgesetzt.

Nur wenige Befragte, vorwiegend aus dem Bereich der Hilfen zur Erziehung nutzen Angebote der überörtlichen Träger. Jedoch setzen auch sie den Kontakt nicht mit dem Begriff der Fachberatung gleich. In der Jugendarbeit empfinden die Mitarbeiter die Form der Beratung seitens der Jugendämter als zu formal und zu aufgesetzt. Teilweise lehnen sie offizielle Formen ab und suchen sich eigene informelle Unterstützungsnetzwerke, vor allem Mitarbeiter in Einrichtungen freier Träger im ländlichen Raum. Der Austausch unter Fachkräften in Arbeitsgruppen oder Arbeitskreisen wird als effektiver angesehen.

Demzufolge gibt es einen Klärungs- und Handlungsbedarf, um Fachberatung zu definieren und verstärkt Fachkräfte der Jugendhilfe auf weitere Möglichkeiten aufmerksam zu machen. Dabei bedarf es qualifizierter praxiserfahrener Fachkräfte. Ebenfalls sollten Austauschmöglichkeiten (wie Arbeitskreise, Arbeitsgruppen, Fachtagungen oder Workshops) zwischen den Fachkräften zur Unterstützung ihrer Tätigkeit gefördert werden.

5.6 Wie wird Unterstützungsbedarf geäußert?

Die Fragestellung richtet sich auf folgende beiden Sachverhalte: Zum einen soll hier der Unterstützungsbedarf erfasst werden, der sich in der sozialpädagogischen Arbeit aus den Erfahrungen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen ergibt. Dieser bezieht sich auf die vorangegangenen Fragestellungen zur Veränderung der Zielgruppe, zu unerlässlichen Kompetenzen, Arbeitsweisen und Handlungsstrategien sowie Grenzerfahrungen in der Arbeit. Zum anderen sollen allgemeine Erwartungen und Wünsche, nach denen abschließend in den Interviews gefragt wurde, noch einmal diskutiert werden.

5.6.1 Unterstützungsbedarf auf der Grundlage der Erfahrungen im Handlungsfeld

Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH

Im Tätigkeitsfeld der Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH konnten fünf Kategorien zum Unterstützungsbedarf formuliert werden:

- 1) personeller/ finanzieller Unterstützungsbedarf
- 2) Unterstützungsbedarf bei (legalem und illegalem) Drogenkonsum von jungen Menschen
- 3) Unterstützung durch Hochschulen
- 4) Unterstützungsbedarf gegenüber Institutionen
- 5) Unterstützungsbedarf in speziellen Bereichen

1) personeller/ finanzieller Unterstützungsbedarf

Vor allem die Gespräche im Bereich der Mobilen Jugendarbeit machten deutlich, dass die Befragten sich mehr **Unterstützung auf der Teamebene** wünschen. Immerhin 12 Interviewpartner äußerten dies. Dabei spielt der Wunsch nach Sicherheit und Struktur eine große Rolle, zum Beispiel konstante Mitarbeiterzahlen, keine kurzzeitigen befristeten Arbeitsverträge, verlässliche Festanstellungen. Denn *„man kann sich schlecht weiterentwickeln, wenn man permanent mit der Einarbeitung beschäftigt ist. Es ist immer ein Kraftakt. Bis man dann richtig loslegen kann, ist die Schwangerschaftsvertretung wieder vorbei“*.

Mit qualitativ und quantitativ hochwertig besetzten Teams lässt sich eine intensivere Arbeit mit Jugendlichen ermöglichen. Angebote können so besser vorbereitet, durchgeführt und nachbereitet und Jugendliche können konstanter begleitet werden. Die Sicherheit der längerfristigen Vertragsbindung lässt mehr Raum und Zeit für die Beziehungsarbeit zu

Kindern und Jugendlichen, denn „da kann man planen, kann man in Beziehungen intensivieren. Das steht über allem“.

Finanzielle Unterstützung wird häufig gewünscht. Zum einen kann indirekt finanzielle Hilfe geleistet werden, indem **Förderprogramme** und **Antragsverfahren** transparenter gemacht werden. Zum anderen trägt eine finanzielle Unterstützung zur personellen Erweiterung und damit zur Verbesserung der Qualität der sozialpädagogischen Arbeit bei, wie folgendes Zitat einer Mitarbeiterin der Mobilen Jugendarbeit verdeutlichen soll:

„Man muss sinnvoll Teams besetzen. Man muss die gut ausstatten. Man muss denen Möglichkeiten geben, ein Handling, ein Setting zu entwickeln und dann lässt sich vieles klären.“

2) Unterstützungsbedarf bei (legalem und illegalem) Drogenkonsum von jungen Menschen

Im Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen erwarten acht Befragte verschiedene Formen der Unterstützung. Am Beispiel eines offenen Freizeittreffs wird deutlich, mit welchen belastenden Situationen die Einrichtungen und ihre Mitarbeiter beim Thema Drogen zu kämpfen haben.

„In Bezug auf Alkohol sind wir an Grenzen gestoßen. [...] Der eine sagt, wir müssen damit arbeiten. Der andere sagt, wir müssen davon weg, es ganz verbieten. [...] Wir müssen immer mal was Neues ausprobieren. [...] Wir suchen ständig nach Veränderungen und Verbesserungsvorschlägen. [...] Das Problem ist das offene Gelände, das nicht klar abgrenzbar ist. Sie [Jugendliche – Anmerk.] brauchen nur 5 Schritte gehen und können sich dort [Konsum – Anmerk.] was holen. Sie haben dort leichten Zugang zu Alkohol. [...] Wir haben nur wenig Handhabe vor dem Club und wir sind im ständigen Aushandlungsprozess mit den Jugendlichen, um nach neuen Regeln zu suchen. [...] Bis jetzt haben wir noch keine Regelung gefunden, mit der alle zufrieden sind und an die sich alle halten. [...] Wir brauchen Ideen, probiert das und das aus und wenn das nicht funktioniert, probiert das aus.“

In dieser Einrichtung werden nachdrücklich **Konzeptideen** zur Intervention bei Alkoholkonsum in und außerhalb der Einrichtung gefordert. Ebenso wird von der Mobilen Jugendarbeit der Wunsch geäußert, Angebote der **Drogenberatung** stärker publik zu machen, denn „Beratung haste gar nicht, nur noch bei der Polizei und der Diakonie. Da wüsste ich nicht, wo ich anrufen sollte.“ Dringend benötigt werden **Anregungen und Ideen**, wie man das Thema Drogenkonsum in der praktischen Arbeit mit Jugendlichen angehen sollte:

„Ich versuche Fragen zu stellen, das ist problematisch und schwierig. Über die Stufe bin ich noch nicht hinaus, dass da überhaupt jemand was sagt und mal nachfragt. Ich habe keine Ideen, wie man da ran kommt. [...] Da kommt man an Grenzen. Wir haben da noch kein richtiges Konzept.“

Hilfreich finden zwei Vertreter der Mobilen Jugendarbeit in öffentlicher Trägerschaft eine intensive **Aufklärung** in Form von Weiterbildungen zum Thema illegale Drogen, wie bereits im Abschnitt Weiterbildung beschrieben. Zwei Mitarbeiter aus der Offenen Jugendarbeit sehen die Möglichkeit einer Unterstützung in der Einrichtung einer **externen Drogenberatung**:

„[...] eine rumziehende Beratung, die spielerisch mit dem jüngeren Klientel, relativ unkompliziert und spontan so Sachen in Jugendhäusern machen ohne 'ne große Vorankündigung. [...] Bei manchen Sachen ist etwas externes einfach günstiger.“

3) Unterstützungsbedarf durch Hochschulen

In dieser Kategorie steht häufig die Diskrepanz von Theorie und Praxis im Mittelpunkt der Diskussion. Insbesondere die Mobile Jugendarbeit erwartet mehr Unterstützung von Hochschulen und wünscht sich, dass:

- Jugendhilfethemen stärker in der sozialpädagogische Ausbildung integriert werden,
- gemeinsam praktikable Ansätze erarbeitet und vermittelt werden,
- auf die gesellschaftlichen und jugendtypischen Veränderungen schneller reagiert wird, so dass Konzepte und Projekte schneller entwickelt werden können und
- eine Diskussionsplattform zwischen Wissenschaft und Praxis geschaffen wird, die dem Erfahrungsaustausch, der Präsentation wichtiger Forschungsergebnisse Vorstellung⁴⁰ und der Information⁴¹ dienen könnte.

4) Unterstützungsbedarf gegenüber Institutionen

In dieser Kategorie sind vier Institutionen konkret angesprochen worden: Gemeinde, Politik, Schule und Eltern. Dazu äußerten sich zwei Vertreter der Mobilen Jugendarbeit, zwei Vertreter der Offenen Jugendarbeit und ein Vertreter der Schulsozialarbeit. Von der **Gemeinde** wird erwartet, dass die Nachbarschaft Interesse zeigt, die Jugendlichen als einen Teil ihres Umfeldes anerkennen und auch Vorschläge aktiv einbringen. Außerdem erwartet

⁴⁰ Dies setzt laut Befragten voraus, dass Hochschulen bereit sind Veranstaltungen diesbezüglich durchführen und diese im Vorfeld einem breiten Publikum bekannt geben.

⁴¹ Die Befragte wünscht sich speziell Aufklärung bezüglich der neuen Studiengänge (Bachelor und Master) und eine Diskussionsrunde, wie diese in das Berufsfeld integriert werden können, ohne eine Konkurrenz darzustellen.

eine Mitarbeiterin Unterstützung der **Stadträte** für die Mobile Jugendarbeit⁴². Im **politischen Bereich** sollte eine Diskussionsplattform mit der Jugendhilfe geschaffen werden, um:

„[...] grundlegend gesellschaftlich diskutieren [zu können], wie was gewichtet wird und in welchen Bereichen finanziert wird. [...] Man kann im Kleinen vieles erreichen, aber ob es dann im Bereich der politischen Entscheidungen eine Rolle spielt, ist eine Frage.“

Von **Schulen** erwartet die Mitarbeiterin eines Kinder- und Jugendzentrums, dass sie sich beim Umgang mit Problemen endlich von ihrer „Abschiebementalität“ verabschiedet. Sie hat die Erfahrung gemacht:

„[...] beschäftigt ihr euch mal damit. Wir [die Schule – Anmerk.] wollen damit nichts zu tun haben. Dadurch kann offene Arbeit und Schule nicht so gut zusammenkommen, weil die sagen, das ist uns zu schwierig, wir können das nicht.“

Unterstützungserwartungen gegenüber den **Eltern** gaben nur wenig Befragte direkt an. In den Gesprächen wurde aber immer wieder deutlich, dass die Fachkräfte der Jugendhilfe auf diese Unterstützung in verschiedenen Situationen angewiesen sind. Eine Mitarbeiterin benennt es konkret: *„Ich brauche mehr Unterstützung von den Eltern. Das ist für mich das A und O.“*

5) Unterstützungsbedarf in speziellen Bereichen

In dieser Kategorie sind die einzelnen Aussagen zusammengefasst, die sich nicht eindeutig den ersten vier Kategorien zuordnen ließen. Das wäre zum einen der Wunsch nach **frühzeitiger Mitbestimmung** und Einbeziehung in den Prozess der Hilfeplanung seitens der Jugendgerichtshilfe, *„damit wir auch mal Vorschläge machen können;“* zum zweiten eine **frühzeitige Prävention** und Intervention bei sich entwickelnden Problemlagen in Kindergarten und Grundschule; und schließlich der Wunsch nach **höherer Bereitschaft** der Jugendlichen **zu ehrenamtlichem Engagement**, indem Jugendliche sich für den Erhalt ihrer Jugendclubs und Freizeittreffs einsetzen u.ä..

„Die Bereitschaft der Jugendlichen ein Stück mehr ehrenamtlich mitzuarbeiten. Das würde vieles einfacher machen und das würde das Haus noch mehr beleben. Aber da fehlt der zweite Mitarbeiter.“

⁴² Diese Erwartung ist aus dem Grund entstanden, dass sich das Projekt zur Zeit der Befragung in der Umbruchphase, im Übergabe zur freien Trägerschaft befand und Anstellungsverhältnisse noch offen sind.

Im Leistungsbereich der Hilfen zur Erziehung zeigen sich ähnliche Ergebnisse, wie bereits in den für die Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit und JGH ermittelten Kategorien:

- 1) personeller/ finanzieller Unterstützungsbedarf,
- 2) Unterstützungsbedarf bei (legalem und illegalem) Drogenkonsum von jungen Menschen und
- 3) Unterstützungsbedarf gegenüber Institutionen.

Dabei wird von den Gesprächspartnern hier besonderes Gewicht auf die beiden ersten Komplexe gelegt. Des Weiteren stand eine Verbesserung der Kooperationsbeziehungen auf unterschiedlichen Ebenen häufig im Mittelpunkt.

1) personeller/ finanzieller Unterstützungsbedarf

Im Leistungsbereich der Hilfen zur Erziehung ist es in erster Linie ein früheres und adäquateres **Eingreifen**, das in Hilfeprozessen gewünscht und auch gefordert wird. Vor allem die stationären Einrichtungen der Heimerziehung thematisieren oft die Wahrnehmung, die „*letzte Station*“ zu sein, nachdem niedrighschwellige, zunächst kostengünstigere Formen von Hilfe nicht ausreichend Wirkung gezeigt haben.

„Die Fälle, die dann letztendlich bei den Trägern landen, die sind schon anders geworden. Sie kommen zu spät [...], es zieht sich alles zu weit hin. Viele fallen weg, da sie mit Beratung und so was abgespeist werden [...].“

Ein früheres Eingreifen wird vor allem gefordert, um die Chance auf wirkungsvolle Veränderungen so groß wie möglich zu halten:

„Das ist schwer bei 'nem 14- oder 15jährigen, da sind schon 14 Jahre Erziehung oder Nicht-Erziehung gelaufen. [...]. Bei 10-, 11-, 12jährigen ist das einfacher, da kann man motivieren.“

Für die tägliche Arbeit wurde häufig der Wunsch nach einem größeren Umfang verfügbarer **Zeit für Klienten**, für **Teampflege** und Erholung geäußert. Mehrere Mitarbeiter des ASD berichteten über eine enorme Arbeitsbelastung, die nicht ausreichend durch entsprechende Beratungs-, Supervisions- oder Entlastungsangebote ausgeglichen werden kann. Auch die Situation der Weiterbildungsmöglichkeiten wurde insbesondere für Mitarbeiter aus diesem Tätigkeitsbereich als prekär eingeschätzt.

Aber auch im stationären Bereich wurde Bedarf an Unterstützung angezeigt: Vor dem Hintergrund der aktuellen Verringerungen der **Betreuungsschlüssel** in Sachsen halten Befragte den qualitativen Standard der Betreuung für gefährdet. Eine Stärkung der **Lobby**

der Sozialen Arbeit wird deshalb als unabdingbar angesehen. Nur mit einem veränderten gesellschaftlichen Bewusstsein werde jene finanzielle Unterstützung frei, die zur Gewährleistung von Hilfe notwendig sei: in Form von Personal, Zeit, finanzieller Unterstützung für Weiterbildung und Supervision etc., aber auch in Form von Finanzen, die präventive Arbeit unterstützen, „*anstatt später Heim und Knast zu bezahlen*“. Nicht zuletzt, um eine öffentliche Anerkennung des Problems und eine Anerkennung der Leistungen der Jugendhilfe zu erreichen. Eine Mitarbeiterin fasst zusammen:

„Ganz weit oben ansetzen. Ich würde mir wünschen, dass der Stellenwert der Jugendhilfe und Heimerziehung wieder ein Stück aufgewertet wird. Dass es nicht mehr so totgeschwiegen wird, so ‚das gibt es eigentlich fast gar nicht‘. Wir sind ja eigentlich sehr wichtig in der Gesellschaft hier, wir sind ja jemand, der Kinder und Jugendliche auffängt, dass da nicht mehr so lange gewartet wird, dass wieder Geld da ist, um zeitig genug etwas zu machen.“

2) Unterstützungsbedarf bei (legalem und illegalem) Drogenkonsum von jungen

Menschen

Ein Feld, zu dem in der Praxis immer wieder Unterstützungsbedarf geäußert worden ist, ist das Thema Drogenkonsum bei betreuten und begleiteten Kindern und Jugendlichen. Dabei bezieht sich der Bedarf nicht allein auf **Drogenwissen**⁴³ (Möglichkeiten und Formen, Verbreitung, Kurz- und Langzeitwirkungen insbesondere illegaler Drogen), sondern ebenso auf **Strategien gelingender Prävention** (hier vor allem in den betreuten Wohnformen) und den **Umgang mit Drogenkonsumierenden** (Formen des Alkoholkonsums und der Abhängigkeit von Alkohol). Auch diese Problematik wird zum größten Teil in der stationären Betreuung innerhalb des Jugendhilfesystems offenbar. Nikotin und Alkohol spielen dabei die zentrale Rolle. Obwohl von den Fachkräften in den Interviews verschiedene Methoden des Umgangs beschrieben wurden, zeigen sie sich damit nicht selten unzufrieden. Manche fühlen sich resigniert und hilflos, wenn von ihnen betreute Kinder im Grundschulalter Zigaretten in Parks oder an ähnlichen Stellen verstecken. Andere sind aktiv auf der Suche nach neuen Strategien.

Drogengebrauch wird in der Wahrnehmung der Fachkräfte insbesondere dann zum Problem, wenn die Konsumenten selbst noch keine Einsicht in eine mögliche, entstehende oder bereits manifeste Abhängigkeit haben und/oder die Einrichtung aufgrund von Bestimmungen des Trägers angehalten ist, (spätestens) im Fall chronifizierter Verläufe eine Entlassung vorzunehmen. Hier steht der Wille, Kinder und Jugendliche zu halten, die entstandene

⁴³ „Außer dass wir wissen, dass die Pupillen anders aussehen und dass die Reaktionen verlangsamt sind und dass sie manchmal zu viel lachen, wissen wir eigentlich recht wenig darüber.“

Beziehung nicht abbrechen zu lassen, nicht selten dem Gefühl großer Unsicherheit und Überforderung gegenüber. Weiterhin wird in diesem Zusammenhang vereinzelt davon berichtet, dass die **Unterbringung** Drogen konsumierender, erst recht drogenabhängiger Jugendlicher, eine weitere Schwierigkeit darstellt. Nur wenige stationäre Wohnformen der Jugendhilfe sind bereit, Kinder und Jugendliche mit bekannten Konsummustern aufzunehmen. Andererseits finden diese Kinder und Jugendlichen nach den Erfahrungen einiger befragter Fachkräfte auch in Kinder- und Jugendpsychiatrien nicht immer einen Platz.

3) Unterstützungsbedarf gegenüber Institutionen

Neben generellen Erwartungen an nationale, regionale oder kommunale **Politik**, den Stellenwert der Sozialen Arbeit neu zu bestimmen und engagiert entsprechende Entscheidungen zu treffen, sind es auf der Ebene direkter Kooperation in erster Linie folgende Kooperationsbereiche, in denen unsere Interviewpartner die Notwendigkeit von Veränderungen sehen: In den Leistungsbereichen der Hilfen zur Erziehung besteht ein Verbesserungsbedarf vor allem hinsichtlich der **Zusammenarbeit mit Schulen**. Lehrerinnen und Lehrer werden nicht selten als schwer zugänglich beschrieben, als diejenigen, „*die mauern*“. Die Qualität der Beziehungen zu Lehrern und Bildungseinrichtungen werden zwar recht unterschiedlich – durchaus auch mehrfach als „gut“ eingeschätzt – letztendlich geben aber selbst diejenigen Fachkräfte, die sich positiv äußern an, „*es müsste mehr passieren*“. Innerhalb des Jugendhilfesystems ist es die **Beziehung** der „Leistungserbringer“ **zum Jugendamt/ zum ASD**, die häufig als „*schwierig*“ und verbesserungsbedürftig eingeschätzt wird. Die Befragten wünschen sich eine partnerschaftliche Ebene gemeinsamer Verantwortlichkeit, gegenseitiger Wertschätzung, Transparenz und Teilhabe – ein ernst gemeintes Einbezogen-Werden. Spezifischer Bedarf an Verbesserung besteht für die Fachkräfte darüber hinaus in der Kooperationsbeziehung zwischen dem ASD und der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Auf dieser Ebene der Entscheidungsträger kommt es – anders als in der Beziehung von Heimen und Psychiatrie – nach Erfahrung der Fachkräfte in verschiedener Weise zu Unstimmigkeiten. Wiederholt wurde in den Gesprächen von Kompetenzstreitigkeiten, enormen „*Empfindlichkeiten und Befindlichkeiten*“ u.ä. berichtet. Der ASD fordert deshalb eine **gleichberechtigte Kooperation mit der KJPP**, die Akzeptanz der verschiedenen Professionen und eine genaue Abgrenzung der Zuständigkeitsbereiche, um eine Basis für gelingende Beziehungen zu schaffen.

Außerhalb der institutionellen Kooperationsebenen ist es die Zusammenarbeit mit den **Eltern** in den Hilfeprozessen, die von den professionellen Helfern vielfach als schwierig, Kräfte

zehrend und herausfordernd beschrieben worden ist. Obwohl vom Grundsatz her die Bedeutung der Eltern als außerordentlich hoch eingeschätzt und die Zusammenarbeit als wichtig erachtet wurde, sind von den Gesprächspartnern häufig die praktischen Probleme thematisiert worden. Besonders von Seiten des ASD und der betreuten stationären Wohnformen wird hier ein Bedarf an Unterstützung formuliert, der die Möglichkeiten verbessert, Eltern einzubeziehen – sei es durch systemische Ausbildung der Mitarbeiter, eine verstärkte gesetzlich verankerte Verpflichtung von Eltern zur Mitwirkung o.ä..

Neben anderen vereinzelt genannten Erwartungen und Bedarfsäußerungen ist vor allem noch ein Ergebnis über die verschiedenen Einrichtungen dieses Leistungsbereiches hinweg auffällig: Sowohl die befragten Erziehungsberatungsstellen, die Heime als auch die ASD berichten von einem starkem Druck, der von außen - von Schule, Eltern, teilweise auch vom Jugendamt als Kostenträger - ausgeübt wird. Dass in kurzer Zeit Ergebnisse sichtbar sein sollen, dass es „*doch jetzt laufen [muss]*“, wenn Kinder oder Jugendliche in Betreuung der Jugendhilfe sind, ist nur eine aus einer Vielzahl gleichlautender Erwartungen, denen sich die genannten Einrichtungen ausgesetzt sehen. Sich dabei gegenüber unrealistischen Anforderungen abzugrenzen, wie sie auch innerhalb des Jugendhilfesystems laut werden, ist aus dieser Sicht für Angebote und Einrichtungen eine essentielle Aufgabe:

„[...] und ganz am Ende, wo alles hingeschoben wird, ist die Jugendhilfe. [...] Wir müssen uns mehr abgrenzen und da brauchen wir Unterstützung.“

5.6.2 Allgemein formulierter Unterstützungsbedarf

Am Ende jedes Interviews bekamen die Befragten die Gelegenheit, noch einmal ganz allgemein und frei zu äußern, wo sie sich mehr Hilfe und Unterstützung wünschen würden. Besonders deutlich wurde dabei, dass ein Großteil der Fachkräfte der betreuten Wohnformen, des ASD und auch der Offenen Jugendarbeit mehr Anerkennung für die eigene Arbeit verlangen. Sie wünschen sich eine stärkere **Lobby**, um den Stellenwert der Jugendhilfe in der Politik und der Öffentlichkeit zu verbessern, sie können diese Lobbyarbeit zum Teil aber nicht selbst leisten, weil sie aufgrund der Arbeit dafür keine Zeit und keine Kraft haben. Es müsste ein stärkeres Bewusstsein für ihre Arbeit und die Leistungen, die sie jeden Tag vollbringen, geschaffen werden, damit die Fachkräfte der Jugendhilfe mehr Anerkennung und Achtung erfahren.

„Die Lobbyarbeit [...] kommt völlig zu kurz, da man mit Arbeit zugeschüttet ist.“

„Lobbyarbeit für offene Kinder- und Jugendarbeit[...]die wissen gar nicht was wir machen, was offene Arbeit ausmacht, wo unsere Ansätze sind[...]die Gesellschaft ist viel zu wenig informiert um das Potenzial darin zu erkennen.“ (Kinder und Jugendzentrum)

„Anerkennung [...]Arbeit die geleistet wird, wird nicht gesehen, viele haben Erwartungen die so nicht zu erfüllen sind.“

Oft übersteigen die von außen an die Einrichtungen herangetragenen Erwartungen die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel und Möglichkeiten und sind so einfach nicht zu erfüllen. Deshalb ist es vor allem den Interviewten verschiedener betreuter Wohnformen und aus dem Bereich der Mobilen Jugendarbeit wichtig, durch eine verstärkte **Öffentlichkeitsarbeit** wieder mehr Interesse für Jugendliche und ihre Situation zu wecken. Ein Mitarbeiter einer Einrichtung für Hilfen zur Erziehung fordert in diesem Zusammenhang ein starkes gesellschaftliches Bewusstsein und die Bereitschaft, mehr Geld für präventive Maßnahmen bereitzustellen. Dies geht einher mit dem Wunsch nach mehr politischen Willen und Einsatz für Kinder und Jugendliche, der von Fachkräften aus allen Bereichen geäußert wird.

Aufgrund der vielen Arbeit würden vor allem die Mitarbeiter des ASD, aber auch die einiger offener Angebote eine **Entbürokratisierung** als sehr hilfreich und entlastend empfinden. Von Seiten des ASD werden insbesondere die vielen statistischen Erhebungen beklagt.

„Das sind einfach ein zu hoher statistischer Aufwand. Drei parallele Statistiken, das ist völliger Quatsch, es kommen ständig neue Bögen und keiner kommt damit klar“ (ASD)

„Wir sollen fürs Jugendamt unsere Arbeitsstunden dokumentieren, wöchentlich, das nervt mich tierisch, da es mich einschränkt in meiner Arbeit, Zeug auf zu schreiben, da ich die Arbeitsnachweise als nicht sinnvoll erachte [...] ich würde mir wünschen das da eine andere Methode gefunden wird, wie man das transparent macht [...] wöchentliche Arbeitsnachweise halten auf.“ (Offene Jugendarbeit)

„Dieser Schreibkram ist ja immens. [...] Aktenführung ja, aber kurz und präzise, dann bleibt mehr Zeit für die Klienten“ (ASD)

Die Fachkräfte haben das Gefühl, dass die vielen schriftlichen Nachweise, verschiedene Statistiken und eine besonders ausführliche Aktenführung zu viel Zeit kosten, die bei einem engen Zeitbudget dann in der Arbeit mit den Klienten fehlt. In diesem Zusammenhang wird eine Schreibkraft als sehr hilfreich beschrieben bzw. der Wegfall einer solchen als herber Verlust empfunden. Gerade vor dem Hintergrund komplexer werdender Problemlagen können personelle Kürzungen für die Mitarbeiter aller Einrichtungen und Projekte eine erhebliche Belastung darstellen, die sich nicht selten mit dem Gefühl mangelnder gesellschaftlicher Achtung vor den Leistungen der Sozialen Arbeit verbindet. Diejenigen

Interviewten, die ein Projekt allein aufrechterhalten, sind davon besonders stark betroffen und wünschen sich übereinstimmend einen **weiteren Mitarbeiter**, um Verantwortlichkeiten teilen, adäquatere Angebote machen und intensiver mit den Jugendlichen arbeiten zu können. Neben dem Mangel an Personal werden darüber hinaus auch fehlende **Flexibilität** der Hilfen, zu geringe oder unsichere **finanzielle Mittel**, fehlende **Freiräume**, mangelnde **Kontinuität** und **Planungssicherheit** als belastend beschrieben.

*„Hilfe sollte man abrufen können, ganz unproblematisch, beim nächsten den man hat“
(ASD)*

„Die Fachlichkeit bleibt dabei auf Strecke, da Finanzen eingestellt werden oder Projekte nur kurzfristig laufen.“ (Sozialraumsprecher)

*„Die gucken an erster Stelle, welcher Träger ist der billigste und nicht der beste.“
(ambulante HzE)*

„Dass nicht mehr so lange gewartet wird, dass wieder Geld da ist, um zeitig genug etwas zu machen. Es gibt so viele, die keine Hilfe kriegen und man weiß, die hätten noch Chancen in der Gesellschaft und kriegen sie einfach nicht“ (Kinder- und Jugendheim)

Die Befragten fordern, Entscheidungen am Bedarf orientiert treffen zu können und nicht nur nach dem zur Verfügung stehenden Budget. Ihnen ist es wichtig, auch für längere Zeit mit einem festen Stamm an Mitarbeitern und Finanzen planen zu können. Oft vermissen sie Kontinuität und eine Struktur, in der sie sich zurecht finden und auch genug Raum haben, um mit der Realität umgehen zu können, wie eine Fachkraft der mobilen Arbeit dies beschrieb. Durch eine beständige Form der Arbeit kann besser geplant und in Beziehungen investiert werden. Es zeigt sich also, dass die Fachkräfte nicht nur durch ein zunehmend schwieriges Klientel, sondern auch durch finanzielle und personelle Ängste starken Belastungen ausgesetzt sind. Hier spielt insbesondere die **Teampflege** eine große Rolle. Häufig wird darauf hingewiesen, dass Supervisionen und ähnliche Maßnahmen aus Geldmangel ganz einfach gestrichen werden und die Mitarbeiter somit keine Möglichkeiten haben, sich über ihre Erfahrungen, Wünsche, Ängste und Sorgen auszutauschen und Auswege aus vermeintlichen Sackgassen zu suchen und zu finden. Mehrere Fachkräfte des Allgemeinen sozialen Dienstes und einiger offener Angebote regen eine verstärkte Kooperation von Fachleuten von Hochschulen und der Praxis an, um die eigene Praxis genauer reflektieren und neue Lösungsansätze finden zu können.

6. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die in diesem Bericht wiedergegebenen pädagogischen Wahrnehmungen und Reflexionen von Fachkräften der sächsischen Kinder- und Jugendhilfe bilden, wie schon im Einleitungskapitel hervorgehoben wurde, eine Momentaufnahme. Auf ihr zeichnen sich vielfältige berufspraktische Erfahrungen aus unterschiedlichen Handlungsfeldern, aber auch Umrisse des pädagogischen Selbstverständnisses ab, an dem sich die von uns befragten Personen bei ihrer Arbeit mit jungen Menschen in komplexen Problemsituationen orientieren. Die Wahrnehmung, dass die problematischen gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart und die damit zusammenhängenden Ängste vor gesellschaftlichem Abstieg und sozialer Ausgrenzung gerade in diesem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe einschneidende Folgen mit sich bringen, zieht sich wie ein roter Faden durch die dokumentierten Gespräche. Wo es um Fragen finanzieller Absicherung und fachlicher Unterstützung ging, waren die Einschätzungen unserer Gesprächspartner vielfach von Skepsis geprägt. Welche pädagogischen Hilfen Kinder und Jugendliche mit besonderem Hilfebedarf benötigen und wie solche Hilfen im Sinne einer Kooperation so unterschiedlicher Institutionen wie Jugendhilfe, Schule und Psychiatrie verbessert werden können, wurde in den Gesprächen immer wieder thematisiert. Folgende Problemlagen besitzen dabei in der Wahrnehmung der Gesprächspartner besonderes Gewicht:

- Neue Zielgruppen stellen veränderte Anforderungen an die professionelle Arbeit, die auch im Bereich der Fort- und Weiterentwicklung reflektiert werden müssen. Als Beispiele lassen sich hier die weit verbreiteten Wahrnehmungen von der Zunahme „schwieriger“ Jugendlicher, aber auch die Zuordnung bestimmter Störungsbilder zu den Klassifikationen nach ICD-10 nennen, die in der Jugendhilfepraxis erfahrungsgemäß mit vielen Unsicherheiten verbunden sind.
- Legale und illegale Formen exzessiven Drogengebrauchs stellen die Fachkräfte vor schwierige Probleme, bei denen sowohl Sachfragen (Informationen über Stoffe, Verbreitungsmuster, Wirkungen etc.) als auch Verständnisfragen (Wissen über soziale und jugendkulturelle Hintergründe, Gebrauchsmuster etc.) eine Rolle spielen.
- Defizite im Aufbau und in der Absicherung von Kooperationsbeziehungen innerhalb und außerhalb des Jugendhilfesystems sind in allen Leistungsbereichen sichtbar geworden.
- Im Weiterbildungsbereich stehen einer unüberschaubaren Fülle von Angeboten eingeschränkte Ressourcen der Einrichtungen gegenüber.

- Ein Bedarf an Fachberatung wird angezeigt, kann jedoch nicht klar definiert werden, weil begriffliche Unsicherheiten bestehen.

Veränderte Zielgruppen

Nach wie vor wird thematisiert, dass Jugendliche „schwieriger“ werden. Um nicht in das schon aus der Fürsorgeerziehung bekannte Lamento über Schwererziehbare u.ä. einzustimmen, das die Geschichte der Jugendhilfe seit jeher begleitet, war es notwendig, zu diesem Punkt einen differenzierteren Blick auf die Meinungsäußerungen der Befragten zu werfen. *Dass* sich in ihrem Erfahrungsbereich Veränderungen hinsichtlich der Klientel und ihrer Belastungen ergeben haben, ist unübersehbar. Nahezu alle Befragten haben Veränderungen in ihrer Zielgruppe beschrieben, die sie mit gesellschaftlichen und sozialen Entwicklungen in Zusammenhang bringen. Die Problemlagen der Kinder und Jugendlichen sind demnach vielfältiger und unberechenbarer geworden. Fachkräfte stellen häufiger einen *komplexen Hilfebedarf* fest – was letztlich nichts anderes als eine Umschreibung der Erfahrung ist, dass sich dieser Hilfebedarf herkömmlichen Angebotsstrukturen entzieht.

Neue Zielgruppen ergeben sich zum einen aus der Veränderung der Altersstruktur. So haben zum Beispiel die Fachkräfte der Offenen Jugendarbeit gegen das Problem der Überalterung in den Einrichtungen zu kämpfen, das durch fehlende Übergänge in Ausbildung und Erwerbstätigkeit entsteht. Fachkräfte der Mobilen Jugendarbeit sehen sich dagegen mit der Erfahrung konfrontiert, dass sie in ihrem Arbeitsfeld mit immer jüngeren Altersgruppen zu tun haben. Auch junge Mütter stellen nach diesen Informationen eine neue Zielgruppe dar, die in der Praxis konzeptionelles Umdenken und veränderte Arbeitsformen erfordern.

Drogen

Hier wurde hervorgehoben, wie sehr legale wie auch illegale Drogen unter Jugendlichen heute „alltagsfähig“ geworden sind. Probleme wie das Sinken des Einstiegsalters und einer gesteigerten Suchtgefahr bei Jugendlichen sind Ausdruck dieser Entwicklung. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die häufigsten Fragen, die von den Befragten im Laufe unserer Untersuchung für klärungsbedürftig gehalten wurden, der Drogenthematik galten. Infolgedessen stehen viele Fachkräfte der Zumutung, sich mit Drogen- und Suchtproblemen auseinanderzusetzen und in diesem Bereich angemessene Hilfeformen zu entwickeln, eher hilflos gegenüber. Hier sind Formen der Unterstützung durch Fachberatung sowie geeignete Weiterbildungsansätze notwendig, die an der persönlichen und familiären Problematik der Jugendlichen orientiert sind und weniger die Substanzen in den Mittelpunkt stellen.

Zudem fehlen Alternativen zu herkömmlichen Suchtberatungsangeboten. Die gegenwärtig aktiven Beratungsstellen sind nach Aussagen der Befragten zu unflexibel, für Jugendliche schwer erreichbar und darüber hinaus an der erwachsenen Klientel orientiert. Suchtberatungsangebote bedürfen demnach dringend einer Veränderung und Anpassung an jugendspezifische Problematiken und sollten auf die lokalen Gegebenheiten, die Lebenswelt der Jugendlichen Bezug nehmen.

Kooperation

Über alle Hilfesysteme hinweg wird Kooperation als wichtig eingeschätzt. Die eigene Motivation, Kooperationsbeziehungen einzugehen oder eine Zusammenarbeit auf institutioneller Ebene anzustreben, ist bei den Befragten jedoch ungleich stark ausgeprägt. Die bestehenden Kooperationsbeziehungen werden sehr unterschiedlich eingeschätzt. Das zeigt sich schon daran, dass die Bewertungen der Beziehungen, um die wir unsere Gesprächspartner bitten, von mangelhaft bis sehr gut reichen. Die Vielzahl institutioneller und nicht-institutioneller Partnerschaften, über die unsere Gesprächspartner berichteten, basiert in der Regel auf persönlichen Netzwerken ohne bindende Vereinbarungen. Diese engen persönlichen Bindungen an einen spezifischen Partner bergen die Gefahr, dass solche Kooperationsformen für die Einrichtungen verloren gehen, wenn die jeweiligen Mitarbeiter die Einrichtungen verlassen. Kooperationsansätze, die ausschließlich auf persönlicher Ebene angesiedelt sind, haben daher sowohl für die Einrichtung als auch das gesamte Netzwerk nur begrenzten Wert.

Im sozialpädagogischen Alltag besteht trotz gewachsener Strukturen gegenüber professioneller Kooperation noch immer die Meinung, dass Vereinbarungen in einem hohen Maße verpflichtend sind und einen erhöhten Arbeitsaufwand bedeuten. Häufig wird sogar eine verstärkte Entbürokratisierung der Zusammenarbeit gefordert. Ein Wechsel von einer informellen auf eine formale Ebene der Kooperation wird vor diesem Hintergrund in erster Linie negativ bewertet und abgelehnt, weil sie mit zeitlichem Mehraufwand verbunden sind. Andererseits wird von den Befragten Unterstützung und Erleichterung in der Zusammenarbeit gewünscht, die aber wiederum einer Vereinbarung bedürfen. Um Hilfen flexibel abzurufen und eine optimale Abstimmung der Hilfeangebote zu gewährleisten, müssen im Vorfeld konkrete Verfahrensweisen ausgearbeitet werden, die aufeinander abgestimmt und festgehalten worden sind, um etwa in Notfallsituationen auf sie zurückgreifen zu können. Betrachtet man die Entwicklung der komplexer werdenden Problemlagen von Kindern und Jugendlichen und der Verknappung von Ressourcen, so wird

das Feld interdisziplinärer Formen von Verantwortung weiter zunehmen. Deshalb besteht dringender Bedarf an Aufklärung und Sensibilisierung für die Wichtigkeit und Effektivität von Kooperationsvereinbarungen.

Teilweise gibt es auch Vorbehalte bzw. besteht ein ambivalentes Verhältnis in der Zusammenarbeit unterschiedlicher Berufsgruppen. In der Beziehung zur KJPP zeigten die Befragten Interesse an einer Zusammenarbeit, aber auch Bedenken und Unsicherheiten. Der erhöhte Bedarf an Begleitung und Betreuung nicht nur im Leistungsbereich §27ff SGB VIII, sondern auch in der Jugendarbeit, macht eine verbesserte Zusammenarbeit von Kinder- und Jugendpsychiatrie und Jugendarbeit notwendig. Obwohl die Notwendigkeit einer intensivierten Kooperation von Jugendhilfe und Schule in der Fachdiskussion nicht mehr strittig ist und auch aus den Interviews hervorging, dass sich die Einrichtungen angenähert haben, ist hier immer noch viel Entwicklungs- und Unterstützungsarbeit nötig.

Darüber hinaus bestätigt sich auch in dieser Studie in vielerlei Hinsicht, dass professionelle Kooperationsbeziehungen in der sozialpädagogischen Praxis durch Kompetenzstreitigkeiten, Konkurrenzdenken, den Mangel an kontinuierlichen Ansprechpartner, fehlendes „Schnittstellenmanagement“, unklare Absprachen sowie fehlende Informationen und Unsicherheiten zu Regelungen des Datenschutzes behindert werden.

Für eine interdisziplinäre Fallzusammenarbeit sollten neben der Koordinierung von Angeboten Erzieherischer Hilfen, Psychiatrie und Schule, wie es in erster Linie angestrebt wird, ebenso die Integration von Angeboten der Jugendarbeit in den Blick genommen werden. Die erprobten Organisationsformen zum interdisziplinären Fallmanagement bedürfen deshalb einer Ausweitung auf die Kooperationsbeziehungen mit der Jugendarbeit.

Schließlich bedeutet gleichberechtigte Kooperation auch gemeinsame Verantwortung. Dies setzt eine gegenseitige Akzeptanz der verschiedenen Professionen und eine genaue Abgrenzung der Zuständigkeitsbereiche voraus. Für diese gemeinsame Verantwortung und Planung ist es wichtig, dass sich alle Partner darauf einlassen und auch Eigeninitiative zeigen. Das fordert ein Umdenken der verschiedenen Berufsgruppen: Aufgaben und Kompetenzen sollten transparent gemacht und eine gemeinsame Austausch- und Diskussionsplattform geschaffen werden. Zuständigkeiten müssen im Vorfeld geklärt werden, damit ein Konkurrenzdruck und Kompetenzgerangel vermieden werden kann.

Darüber hinaus wird von den Befragten eine engere Zusammenarbeit mit verschiedenen Hochschulen gewünscht. Sie beklagen den mangelnden Praxisbezug in der

sozialpädagogischen Ausbildung. Vorwiegend die Mitarbeiter der Jugend- und Jugendsozialarbeit stellen sich dazu vor, verstärkt in den Ausbildungsverlauf einbezogen zu werden. Dabei werden die Hochschulen von den Befragten aufgerufen, intensiver mit Trägern und Einrichtungen in Kontakt zu treten. Zieht man aber die vielfältige, ja teilweise unüberschaubare Trägerlandschaft in Betracht, sind im Gegenzug Fachkräfte ebenfalls aufgefordert hier Initiative zu zeigen.

Weiterbildung und Fachberatung

Die gegenwärtigen Strukturen von Fort- und Weiterbildungs- sowie Fachberatungsmöglichkeiten als Formen der Qualitätssicherung sind gewachsen und scheinen in der Praxis etabliert zu sein. Gerade die Angebote der Fort- und Weiterbildung erwiesen sich jedoch für die befragten Fachkräfte als unüberschaubar und kaum einschätzbar. Dieser Vielzahl stehen begrenzte finanzielle und zeitliche Ressourcen gegenüber. Die Bereitschaft zur Weiterqualifikation scheint zu sinken, je höher die zu erwartenden Kosten sind. Daher wird der Wunsch nach einer sinnvollen, finanzierbaren Fortbildungsstrategie und einer einheitlichen Struktur der Angebote und Anbieter geäußert. Über die Jahre haben sich kostengünstigere Strategien entwickelt, auf die bereits viele Träger zurückgreifen. Anhand dieser Entwicklungen stellt sich die Frage, ob die Jugendhilfe dadurch an Qualität verlieren wird oder sich ganz neue Formen von Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten entwickeln. Die Weiterqualifizierung setzt andererseits für die Fachkräfte voraus, diese trotz finanzieller und zeitlicher Eigenleistung als „Investition in sich selbst“ zu verstehen.

Trotz eines ausdifferenzierten und gewachsenen Marktes an Möglichkeiten wird von den Befragten Bedarf angezeigt: Immer wieder wurde die Forderung nach einem ausgewogeneren Verhältnis von wissenschaftlichen Erkenntnissen und praktischen Elementen laut. Veranstaltungen sollen aktuelle Forschungsergebnisse einbeziehen, aber auch praxisnah gestaltet sein. Vordergründig sind strukturelle Modifikationen benannt worden, wie kontinuierliche Formen der Berufsbegleitung, die nicht nur Themen anreißen, sondern Raum für Diskussionen und Ideenentwicklungen lassen. Inhaltliche Erwartungen beziehen sich in erster Linie auf Angebote zu Ansätzen und Strategien im Umgang mit Kindern und Jugendlichen bei verschiedenen Grenzerfahrungen und in Konfliktsituationen, die Thematisierung von Drogen- und Suchtproblemen, eine wirkungsvolle Elternarbeit, mehr Unterstützung beim Aufbau und bei der Pflege von Kooperationsbeziehungen sowie einer wirksamen Öffentlichkeitsarbeit.

Formen qualifizierter Fachberatung werden von den Befragten nachdrücklich gewünscht. Offizielle Möglichkeiten werden aber teilweise abgelehnt, als zu formal und aufgesetzt empfunden. Austauschmöglichkeiten untereinander, bspw. in Fachgruppen werden dagegen positiver bewertet. Jedoch kann ein eindeutiger Bedarf von den Fachkräften nicht geäußert und damit auch nicht festgehalten werden. Es hat sich gezeigt, dass wiederholt Verständigungsschwierigkeiten gegenüber der Begrifflichkeit von Fachberatung bestanden. Oft wurde auf die Frage, welche Angebote von Fachberatung genutzt werden, nur Supervision benannt. Das lässt vermuten, dass ein erhöhter Klärungsbedarf zu der Frage besteht, was Fachberatung bedeutet, welche Inhalte sie ausmachen und welche Ziele sie verfolgt.

Darüber hinaus können aber implizit einige Anregungen zur Unterstützung durch Fachberatung festgehalten werden: Es besteht Bedarf an Beratung in Fördermittelverfahren und Geldakquise, Beratung bei Problemfällen und bei der Bewältigung pädagogischer Grenzsituationen sowie zu Kooperationsbeziehungen und der Erstellung von Konzepten, speziell im Umgang mit suchgefährdeten Jugendlichen. Auch im Bereich der Elternarbeit wird von den Befragten ein Unterstützungsbedarf angezeigt, insbesondere zu Möglichkeiten eines verbesserten Beziehungsaufbaus. Hier fühlen sich Fachkräfte oft allein gelassen. Die Zusammenarbeit mit Eltern wird von den Befragten als eine große Herausforderung wahrgenommen, die häufig einen hohen emotionalen Einsatz verlangt. In diesem Zusammenhang sind neue Konzepte vor allem in der Jugendarbeit notwendig.

7. Fragen und Probleme der Fachkräfte – ein abschließender Überblick

Abschließend sollen nun noch einmal die Fragen und Probleme der Fachkräfte, die sich in den Interviews direkt und indirekt ergeben haben, im Überblick dargestellt werden.

Problemlagen von Kindern und Jugendlichen:

- Was kann der verbreiteten Perspektivlosigkeit und den fehlenden Lebensentwürfen von Jugendlichen entgegengesetzt werden? Was kann man als Ansprechpartner gegen Resignationserscheinungen bei Jugendlichen tun? Reicht eine Begleitung mit Optimismus, aber ohne Perspektive aus? Wie soll man mit der Unzufriedenheit von Jugendlichen umgehen?
- Welche Alternativen kann man Jugendlichen für ihre Lebensplanung bieten, wenn die Zugänge zum Ausbildungs- und Arbeitsmarkt erschwert sind und Übergänge in Ausbildung und Beruf weitgehend nicht möglich sind? Wie kann man demotivierten Jugendlichen Alternativen für ihren Lebensentwurf aufzeigen, wenn diese keinen Bedarf formulieren?
- Wie soll man mit den wechselnden Empfindungen der Jugendlichen umgehen (Sinuskurveneffekt)?
- Wie kann man ein ausgewogenes Verhältnis von Angeboten herstellen, wenn doch eine Übersättigung seitens der Jugendlichen deutlich wird?
- Wie kann man auf die Veränderungen der Zielgruppe reagieren, wenn man als Fachkraft zwar bereit ist, sich zu verändern, sich aber nicht „verbiegen“ will?
- Wie soll man mit einer „veralteten“ Klientel in der Einrichtung umgehen?
- Wie lassen sich Methoden zum Erwerb sozialer und kommunikativer Kompetenzen integrieren, ohne dabei erzieherisch mit dem „pädagogischen Zeigefinger“ Einfluss nehmen zu wollen?
- Wie findet man Zugang zu den Gruppen, vor allem wenn sich feste Cliquesstrukturen immer mehr auflösen? Wo kann man ansetzen, wenn die Einstellungen der Jugendlichen nach „Patchworkmustern“ strukturiert sind?

Begleitung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen:

- Wie geht man mit Kindern und Jugendlichen um, die mehrere Hilfeinstanzen durchlaufen und damit eine zusätzliche Barriere aufgebaut haben? Wie begegnet man „Pendeltürkinder“, die nur schwer in stationäre Jugendhilfemaßnahmen einzugliedern sind?
- Was tun, wenn weiterführende Hilfen an der Mitwirkung der beteiligten Personen (Eltern, Schüler, Lehrer etc.) scheitern?
- Wie geht man mit hohem Aggressionspotenzial, psychiatrischen Diagnosen, seelischen Störungen oder Erfahrungen von sexuellem Missbrauch um, wenn die Einrichtungen bei der Aufnahme von Jugendlichen mit solchen Problemen zunehmend vorsichtiger werden?
- Was soll man tun, wenn man den Jugendlichen zum einen in der Einrichtung halten will, zum anderen der Jugendliche aber keine Einsicht erkennen lässt und andere Einrichtungen ihn ablehnen?
- Wie kann dem eklatanten Mangel an Plätzen in Mutter-Kind-Heimen begegnet werden?

Umgang mit Gewalt- und Drogenkonsum:

- Wie sollte man mit Drogen konsumierenden Jugendlichen umgehen? Gibt es bereits erfolgreich erprobte Handlungsstrategien? Wie kann man Drogenkonsum mit den Jugendlichen zum Thema machen, welche Handlungsstrategien oder konzeptionellen Ideen gibt es?
- Wie soll man mit Alkoholkonsum umgehen, wo dieser doch gesellschaftsfähig und somit normal geworden ist? Was kann man tun, um den Alkoholkonsum in selbst verwalteten Jugendclubs einzuschätzen und wenn nötig einzuschränken?
- Was kann man tun, wenn Verbote keinen Sinn haben? Was sollte man tun, wenn klare Handlungsabfolgen fehlen, Jugendliche sich nicht an Regeln halten und nicht alle Mitarbeiter die gleiche Beharrlichkeit in der Durchsetzung zeigen?
- Was soll man tun, wenn das Aussprechen von Strafen zum Verlust des Vertrauensverhältnisses führen kann, man aber weiß, dass die Jugendlichen Drogen konsumieren und man eigentlich etwas tun müsste?
- Wie kann man sich ausreichend über das Thema der legalen und speziell der illegalen Drogen und des Drogenkonsum informieren und eine kompetente Handhabe erlernen?
- Wie kann man mehr Sicherheit für die Mitarbeiter in den Einrichtungen schaffen? Wie sollte man mit vermehrt fordernden und aggressiven Klienten umgehen? Muss man einen Handlungskatalog für akute Gewaltausbrüche entwickeln? Was tun, wenn man sich nicht mehr auf die Kooperation und Hilfe der Polizei verlassen kann und auf sich allein gestellt ist?
- Wie geht man mit Jugendlichen um, die einen anderen kulturellen Hintergrund und gegebenenfalls eine andere Einstellung zu Gewalt haben?
- Was tun, wenn Fremdenfeindlichkeit zum „Allgemeingut“ wird, Stereotype verschwinden und sich rechts orientierte Jugendliche kaum noch identifizieren lassen? Wie kann man verfassungsfeindlichen, organisierten Strukturen entgegenwirken? Reicht Ignoranz als Strategie aus?

Belastungsfaktoren:

- Wie verarbeitet man Grenzerfahrungen, vor allem wenn Angebote wie Supervision fehlen? Wie kann man einen Ausgleich schaffen? Wie begegnet man so genannten Ohnmachtssituationen?
- Wie weit darf sich das Verhältnis von Nähe und Distanz zu (Un)gunsten der eigenen Gesundheit und Sicherheit verschieben? Wie beeinflusst ein unausgewogenes Verhältnis die (zukünftige) Arbeit am Fall? Wie und inwieweit kann man sich (emotional) abgrenzen?
- Inwieweit kann man sich von externen Erwartungen abgrenzen? Wie begegnet man unrealistischen Forderungen von Eltern, Lehrern oder der Öffentlichkeit? Wie kann eine Abgrenzung gegenüber einer vermeintlichen „Allzuständigkeit“ gelingen?

Öffentlichkeit:

- Wie kann man Jugendlichen Räume bieten, ohne die Missgunst der Anwohner zu wecken? Wie vermeidet man es als Fachkraft, aufgrund der gegensätzlichen Erwartungen von Öffentlichkeit und Jugendlichen „zwischen den Stühlen zu sitzen“?
- Was kann getan werden, um der eigenen Arbeit in der Öffentlichkeit mehr Beachtung zu verschaffen?
- Wie kann eine stärkere Lobby für die Jugendhilfe in der kommunalen Politik geschaffen werden?

Elternarbeit:

- Wie kann man sich die Unterstützung der Eltern sichern? Wie kann man Eltern in die Arbeit besser einbeziehen? Wie kann man den Zugang zu ihnen erleichtern? Wie kann man Eltern motivieren, selbst tätig zu werden?
- Was kann man tun, wenn es trotz hartnäckiger Bemühungen nicht gelingt, die Eltern einzubeziehen?
- Inwieweit bezieht man Eltern bei bekannt werden von Drogenkonsum mit ein? Was heißt in diesem Zusammenhang „Parteilichkeit“?

Kooperation:

- Wie erreicht man die Bereitschaft zur Zusammenarbeit aller Partner? Wie lassen sich dabei Kompetenzstreitigkeiten und Konkurrenzdenken entschärfen bzw. verhindern? Wie lässt sich die Zusammenarbeit besser strukturieren?
- In welcher Form kann Kooperation gepflegt werden, wenn die finanziellen und personellen Ressourcen nicht vorhanden sind?
- Inwiefern können Kooperationsbeziehungen aufrechterhalten werden, wenn diese auf informeller Ebene stattfinden?
- Welchen Nutzen haben Kooperationsvereinbarungen und wie effektiv sind diese?
- Wie erweitert und verbessert man die Kooperation zu den Schulen und an wen kann sich zur Unterstützung wenden?
- Welche Alternativen gibt es zu herkömmlichen Suchtberatungsstellen, die von Jugendlichen auch genutzt werden können? Wäre eine mobile Suchtberatung eine Alternative?
- Wie können Aufgaben und Zuständigkeiten der verschiedenen Professionen von KJPP und Jugendhilfe aufeinander abgestimmt werden? Weshalb suchen die KJPP keine Kontakte zu einigen Bereichen der Jugendhilfe?
- Wo kann man sich Unterstützung holen, wenn Kooperationen nicht mehr funktionieren?
- Wie könnte eine vertiefte Zusammenarbeit der Professionen aus Wissenschaft und Praxis aussehen? Wie kann man das Verhältnis von Theorie und Praxis (in der Ausbildung) effektiver gestalten?

Fort- und Weiterbildung:

- Wie kann man aus der Fülle der Weiterbildungsangebote eine optimale Auswahl treffen? Wie können sich vor allem Berufseinsteiger hier besser orientieren? Warum gibt es keinen einheitlichen (Online-)Katalog, der eine Übersicht mit allen Anbietern, Standorten und Angeboten enthält?
- Wie kann man antirassistische Bildungsarbeit leisten, wenn das Wissen eines einzelnen Sozialpädagogen gar nicht mehr ausreicht, um rechtsradikalen Argumenten zu begegnen?
- Wie soll man die persönlichen und beruflichen Herausforderungen bewältigen, wenn die Teilnahme an wichtigen Weiterbildungen durch unzureichende finanzielle und zeitliche Ressourcen nicht möglich ist? Ist es sinnvoll, verstärkt auf interne Weiterbildungen zu setzen und als Ausgleich kostenlose fortbildungsähnliche Treffen mit verschiedenen Einrichtungen zu installieren?
- Wie kann die Bereitschaft zu freiwilliger Qualifizierung – vor allem zu längerfristigen Zusatzausbildungen – erhöht werden, wenn die Mitarbeiter diese finanziell selbst tragen müssen?

Literaturverzeichnis

- Ader**, Sabine/ Schrapper, Christian/ Thiesmeier, Monika (Hg.): *Sozialpädagogisches Fallverstehen und sozialpädagogische Diagnostik in Forschung und Praxis*. Band 1 der Koblenzer Schriften zur Sozialpädagogik und Weiterbildung; Münster 2001.
- Bassarak**, Herbert (Hg.): *Offene Jugendarbeit im ländlichen Raum*. Grundlagen und aktuelle Handlungskonzepte; Fortis-Verlag, Köln 2000.
- Bassarack**, Herbert: *Ziele, Grundlagen, Rahmenbedingungen und Spezifika Offener Jugendarbeit im ländlichen Raum*. In: Bassarak, Herbert (Hg.): *Offene Jugendarbeit im ländlichen Raum*. Grundlagen und aktuelle Handlungskonzepte; Fortis-Verlag, Köln 2000.
- Blumenberg**, Franz-Jürgen: *Wenn es eng wird, gilt es den Blick zu weiten ...* .In: AFET: Was wirklich hilft ... Die richtige Hilfe zur richtigen Zeit für schwierige junge Menschen. Nr. 61; Hannover 2003.
- Böhnisch**, Lothar: *Pädagogische Soziologie - Eine Einführung*; Juventa Verlag, Weinheim 1996.
- Broekman**, Antje/ Schmidt, Bettina: *Angebote der Drogen und Jugendhilfe aus Sicht der Jugendlichen*. In: Dialog und Kooperation von Jugendhilfe und Drogenhilfe. IGFH-Eigenverlag, Frankfurt a.M. 2001. S. 17-34.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend** (Hg): *Elfter Kinder- und Jugendbericht*; Berlin 2002.
- Butterwegge**, Christoph/ **Klunndt**, Michael: *Kinderarmut und Generationengerechtigkeit*. www.familienhandbuch.de – Kindheitsforschung, 2002.
- Conen**, Marie-Luise: *Was ist los in der Jugendhilfe? Zwanzig Kritikpunkte*. In: Forum Erziehungshilfe 2006, 12/3; 2006.
- Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hg): *Drogen- und Suchtbericht*; Berlin 2006.
- Diekmann**, Andreas: *Empirische Sozialforschung*. Grundlagen, Methoden, Anwendungen; Rowohlt Verlag, Reinbek 1995.
- Dröbler**, Thomas: *Ostdeutsche Heimerziehung im Wandel: Institutionelle Entwicklungen und professionelle Orientierungen*. Unveröffentlichte Dissertation; Leipzig 2005.
- Friese**, Marianne: *Junge Mütter in Beratung, (Aus)Bildung und Beruf*. Bremer Förderkette. Expertise; Universität Bremen 2002.
- Feuerhelm**, Wolfgang (Hg.): *Taschenlexikon der Sozialarbeit und Sozialpädagogik*. 5., völlig neu bearb. Auflage; Quelle & Meyer Verlag GmbH & Co, Wiebelsheim 2007.
- Hanesch**, Walter/ Krause, Peter/ Bäcker, Gerhard/ Maschke, Michael/ Otto, Birgit: *Armut und Ungleichheit in Deutschland*. Armutsbericht der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverband (Hg); Reinbek 2000.
- Henkel**, Joachim/ Schnapka, Markus/ Schrapper, Christian (Hg.): *Was tun mit schwierigen Kindern? Sozialpädagogisches Verstehen und Handeln in der Jugendhilfe*; Votum Verlag, Münster 2002.

- Hettinger**, Jochen: *Kindheit im sozialen Wandel*. Bericht zur Situation der Kinder in Baden-Württemberg. In: Informationsdienst soziale Indikatoren (ISI) Nr.15; ZUMA 1996.
- Hillmann**, Karl-Heinz: *Wörterbuch der Soziologie*; Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1994.
- Hurrelmann**, Klaus/ Albert, Mathias: *Jugend 2002 – 14. Shell Jugendstudie*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M. 2002.
- Hurrelmann**, Klaus/ Albert, Mathias: *Jugend 2006 – 16. Shell Jugendstudie*; Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M. 2006.
- Krumenacker**, Franz-Josef: *Sozialpädagogische Diagnosen in der Praxis. Erfahrungen und Perspektiven*; Juventa-Verlag, Weinheim-München, 2004.
- Malter**; Christoph; **Eberhard**, Kurt: *Wechselwirkungen zwischen ambulanten Hilfen, Heimerziehung und Familienpflege*; www.sgbviii/S125.pdf
- Mayring**, **Philipp**: *Qualitative Sozialforschung*; Beltz Verlag, Weinheim und Basel 2002.
- Münder**, Johannes u.a.: *Frankfurter Kommentar zum SGB VIII: Kinder- und Jugendhilfe*. 5. vollst. überarb. Auflage; Juventa-Verlag, Weinheim 2006.
- Sächsisches Landesamt für Familie und Soziales** (Hg): Landesjugendamt: *Kooperation von Einrichtungen der Jugendhilfe mit der Suchtkrankenhilfe*. Dokumentation; Chemnitz 2006.
- Sächsisches Staatsministerium für Soziales** (Hg): *Sächsischer Suchtbericht*; Radeburg/ Dresden 1999.
- Sächsisches Staatsministerium für Soziales** (Hg): *Zweiter Sächsischer Kinder- und Jugendbericht*; Dresden 2003.
- Sächsisches Staatsministerium für Soziales** (Hg): *Entwicklung effektiver Organisationsformen zur interdisziplinären Hilfeplanung, Entwicklung und Begleitung von Angeboten zwischen Jugendhilfe, Psychiatrie und Schule*; Chemnitz 2007.
- Schrapper**, Christian: *Sozialpädagogische Diagnostik und Fallverstehen in der Jugendhilfe. Anforderungen, Konzepte, Perspektiven*; Juventa-Verlag, Weinheim/ München 2004.
- Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz/ Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport** (Hg.): *Kooperation von Kinder- und Jugendpsychiatrie, Jugendhilfe und Schule*; Berlin 2003.
- von Wolffersdorff**, Christian: *Jugendhilfe und Psychiatrie: Kooperation oder Konkurrenz*. In: Zukunft in öffentlicher Verantwortung. 100 Jahre AFET – 100 Jahre Erziehungshilfe. Band 2; AFET-Veröffentlichung Nr. 67/2007, Hannover 2007.
- Wegehaupt / Wieland** (Hg.): *In Kontakt bleiben*. Kinder Drogen Jugendliche Pädagogen; Votum Verlag 1996.
- Wieland**, Norbert: *Kooperation von Drogenhilfe und Jugendhilfe aus Sicht der Jugendhilfe*. In: Dialog und Kooperation von Jugendhilfe und Drogenhilfe; IGFH-Eigenverlag, Frankfurt a.M. 2001. S. 47-59.
- Witte**, Matthias D./ Sander, Uwe (Hg.): *Erziehungsresistent?: "Problemjugendliche" als besondere Herausforderung für die Jugendhilfe*; Schneider-Verlag, Baltmannsweiler Hohengehren 2006.

Zinnecker, Jürgen/ Silbereisen, Rainer K.: *Kindheit in Deutschland.* Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern; Juventa Verlag, Weinheim/ München 1996.

Berufsbildungsgesetz Geänderte Fassung vom 23. März 2005

Gesetz über die Weiterbildung im Freistaat Sachsen (Weiterbildungsgesetz – WBG)
Vom 29. Juni 1998 Rechtsbereinigt mit Stand vom 1. Januar 2007

Gemeinsames Positionspapier der Jugendministerkonferenz (Nov. 1990) und Gesundheitsministerkonferenz (Juni 1991). Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie (In: Jugendhilfe, 29. 1991, S.362-366)

<http://www.slfs.sachsen.de/lja/index.html>

Bildnachweis – www.bildungsservice.at/faecher/be/bild299.htm

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1:	Chronologie der Untersuchung	-	Seite 13/14
Abb. 2:	Verteilung nach Bereichen und Tätigkeitsfeldern	-	Seite 20
Abb. 3:	Verteilung der Untersuchungspartner in Sachsen	-	Seite 21

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Verteilung nach kreisfreien Städten und Landkreisen	-	Seite 20
Tabelle 2:	Qualifikationen	-	Seite 21
Tabelle 3:	Zusatzqualifikationen	-	Seite 22
Tabelle 4:	Einrichtunggröße	-	Seite 23
Tabelle 5:	Beschäftigungsdauer	-	Seite 23

Anhang

- A. Interviewleitfaden
- B. Kategoriensystem
- C. Kriterien für eine vergleichende Analyse
- D. Beispiele des Datenaufbereitungsverfahrens

A. Interviewleitfaden für problemzentrierte Interviews

Themenkomplex	spezifische Fragestellungen
<i>A) Einführung</i>	
Rahmendaten	<ul style="list-style-type: none"> - Was ist das für eine Einrichtung/ Projekt? - Seit wann besteht die Einrichtung/ das Projekt? - Wie viel Mitarbeiter sind tätig? - Was sind Inhalte und Zielstellungen der Einrichtung/ des Projekts? - Nach welchem Ansatz oder Leitbild wird gearbeitet? - Wer ist Zielgruppe der Einrichtung/ des Projekts? - Seit wann und in welchem Tätigkeitsfeld sind Sie in der Einrichtung/ im Projekt tätig? - In welchen Bereichen waren Sie vorher tätig? - Welche Ausbildung haben Sie? - Haben Sie weitere/ zusätzliche Qualifikationen erworben?
<i>B) Pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in komplexen Problemsituationen</i>	
(1) Veränderungen der Zielgruppe Kinder u. Jugendliche	<ul style="list-style-type: none"> - Hat sich Ihrer Meinung die Zielgruppe verändert? - Wie hat sich die Zielgruppe verändert? - Woran machen Sie das fest? - Wie haben Sie im Team darauf reagiert? - Was sind Konsequenzen für die Einrichtung/ das Projekt? - Werden dadurch auch Erwartungen von außen an Sie herangetragen? - Wie haben Sie im Team sich mit den Erwartungen auseinandergesetzt?
(2) Handlungsstrategien im Umgang mit Kindern u. Jugendlichen	<ul style="list-style-type: none"> - Welche Strategien und Methoden haben Sie, um mit den Kindern und Jugendlichen zu arbeiten? - Haben Sie Kenntnisse über biographische Hintergründe und die familiären Verhältnisse? - Inwieweit wissen Sie, ob diese Kinder und Jugendlichen noch weitere Jugendhilfeangebote und schulische Angebote in Anspruch nehmen? - Wissen Sie ob bereits therapeutische Angebote in Anspruch genommen worden oder ein Aufenthalt in der KJPP stattfand? - Inwieweit beziehen Sie diese Kenntnisse in Ihre Arbeit ein? - In welchen Situationen und unter welchen Bedingungen ist eine Interaktion mit Ihrer Zielgruppe erschwert oder gelingt gar nicht? - Was macht es Ihrer Meinung nach schwierig, mit den Kindern und Jugendlichen zu arbeiten? - Wie gehen Sie mit aggressiver Sprache und mit körperlicher Gewalt um? - Wurden da im Team Handlungsmöglichkeiten/ Handlungskataloge entwickelt?
(3) Rahmenbedingungen	<ul style="list-style-type: none"> - Welche Rahmenbedingungen oder Regeln bestehen für die Zielgruppen in der Einrichtung? - Welche Erfahrungen haben Sie dabei gesammelt? - Was sind Konsequenzen bei einem Verstoß? - Stoßen Sie dabei an Grenzen?
(4) Kompetenzen	<ul style="list-style-type: none"> - Was sind Ihrer Meinung nach unerlässliche Kompetenzen im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen? - Kann man diese Kompetenzen erwerben bzw. welche Kompetenzen?
(5) Fachberatung	<ul style="list-style-type: none"> - Welche Möglichkeiten der Beratung nutzen Sie? - Haben Sie regelmäßige Teambesprechungen? - Nutzen Sie kollegiale Beratungsangebote? - Sehen Sie diese Angebote als hilfreich an? - Wie könnte eine Fachberatung Sie kompetent unterstützen?

(6) Fort-/ Weiterbildung u. Zusatzqualifikationen	<ul style="list-style-type: none"> - Wie schätzen Sie die derzeitige Weiterbildungssituation ein? - Welche Möglichkeiten nutzen Sie? - Was sollte Ihrer Meinung nach verstärkt angeboten werden? - Wie sollten Weiterbildung Ihrer Meinung nach gestaltet sein?
(7) Elternarbeit	<ul style="list-style-type: none"> - Inwieweit werden die Eltern in Ihre Arbeit mit einbezogen? - Welche Erfahrungen haben Sie diesbezüglich gesammelt? - Mit welchen Schwierigkeiten haben Sie zu kämpfen? - Wie sinnvoll erachten Sie die Elternarbeit?
(8) Kooperation	<ul style="list-style-type: none"> - Was sind Ihre unerlässlichen Partner für eine Zusammenarbeit? - Welche Erfahrungen haben Sie mit Ihren Kooperationspartnern gemacht? - Bestehen Kooperationsvereinbarungen? - Gibt es regelmäßige Arbeitstreffen? - Was verhindert Ihrer Meinung nach eine gute Kooperation? Was für Schwierigkeiten treten auf? - Was macht Ihrer Meinung nach eine gute Kooperationsbeziehung aus? - Wie sinnvoll finden Sie Gremien- und/oder Netzwerkarbeit? - Wie stehen Sie zu einem externen Kooperationskoordinator? - Was sind für Sie noch wichtige (noch nicht bestehende) Kooperationspartner?
<i>C) Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen</i>	
(1) Bedeutung von Drogen bei Jugendlichen u. in der Einrichtung/ im Projekt	<ul style="list-style-type: none"> - Welche Rolle spielen Drogen in Ihrer Einrichtung/ in Ihrem Projekt? - Welche Drogen werden vorwiegend konsumiert? - Welche Rahmenbedingungen und Regeln bestehen für die Besucher Ihrer Einrichtung/ Ihres Projekts? - Welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?
(2) Handlungsstrategien im Umgang mit Konsumenten	<ul style="list-style-type: none"> - Wie schwierig ist es Ihrer Meinung nach den Konsum wahrzunehmen? - Wenn Sie Konsum erkennen, wie gehen in Ihrer Einrichtung/ in Ihrem Projekt damit um? - Welche Handlungsabfolge wird in Gang gesetzt? Gibt es einen Handlungskatalog? - Welche Erfahrungen haben Sie gesammelt? - Was ist hilfreich und wo sehen Sie Schwierigkeiten? - Wie gehen Sie persönlich mit Konsumenten um? Was ist Ihre Meinung?
(3) Kompetenzen	<ul style="list-style-type: none"> - Was sind Ihrer Meinung nach unerlässliche Kompetenzen im Umgang mit Drogen konsumierenden jungen Menschen?
(4) Fort-/ Weiterbildung u. Zusatzqualifikationen	<ul style="list-style-type: none"> - Welche Themen sind für den Bereich Drogenkonsum von Nutzen? - Welche Themen sollten verstärkt angeboten werden?
(5) Elternarbeit	<ul style="list-style-type: none"> - Inwieweit werden Eltern bei Konsum informiert oder einbezogen? - Welche Erfahrungen haben Sie gesammelt? - Welche Schwierigkeiten treten immer wieder auf?
(6) Kooperation	<ul style="list-style-type: none"> - Wie sind die Kontakte zum Suchthilfesystem? - Was sind in diesem Bereich unerlässliche Partner? - Welche Erfahrungen haben Sie gesammelt?
<i>D) Abschluss</i>	
Unterstützungsbedarf	<ul style="list-style-type: none"> - Von wem erwarten Sie in welchen Bereichen mehr Unterstützung? - Was sollte sich Ihrer Meinung nach ändern? - Was sollte seitens der öffentlichen/ freien Träger verändert werden?

B. Kategoriensystem

Auswertungskategorie	Unterkategorie
Veränderung der Zielgruppe	<ol style="list-style-type: none">1) Feststellen der Veränderungen2) spezielle Veränderungen
Kompetenzen	<ol style="list-style-type: none">1) persönliche Kompetenz2) fachliche Kompetenz3) Kompetenzerwerb4) Schwierigkeiten/ Grenzen5) Unterstützungsbedarf
Arbeitsweisen	<ol style="list-style-type: none">6) Rahmenbedingungen/ Regeln7) Leitbild/ Ansätze8) Handlungsstrategien9) Schwierigkeiten/ Grenzen 10) Elternarbeit11) Schwierigkeiten/ Grenzen
Kooperation	<ol style="list-style-type: none">1) Kooperationsbeziehungen2) Charakteristik3) Qualitätsbeurteilung4) Ausgestaltung5) Erwartungen6) Koordinationskoordinator7) Schwierigkeiten/ Grenzen
Fort- und Weiterbildung	<ol style="list-style-type: none">1) Situationsanalyse2) Angebotsanalyse3) Fragestellungen, die sich aus Tätigkeitsfeld ergeben4) Erwartungen an Angebotsthemen5) Erwartungen an organisatorischen und inhaltlichen Voraussetzungen
Fachberatung	<ol style="list-style-type: none">1) Formen2) Angebotsanalyse3) Schwierigkeiten/ Grenzen
Unterstützungsbedarf	<ol style="list-style-type: none">1) Lobbyarbeit2) Entbürokratisierung3) Finanzen und Personal4) Kooperation

C. Kriterien für vergleichende Analyse

Kriterien	Kategorien
Leistungsbereich	<ol style="list-style-type: none">1) Offene Jugendarbeit/ Jugendsozialarbeit2) Mobile Jugendarbeit3) Schulsozialarbeit4) Jugendgerichtshilfe5) Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD)6) Erziehungsberatungsstelle7) Ambulante Hilfe zur Erziehung8) Heim/ sonstige betreute Wohnform
Gebiet	<ol style="list-style-type: none">1) Stadt2) Landkreis
Größe der Einrichtung	<ol style="list-style-type: none">1) Alleinbeschäftigung2) kleine Einrichtung (2-5 MA)3) mittlere Einrichtung (6-10 MA)4) große Einrichtung (> 10 MA)

D. Beispiele des Datenaufbereitungsverfahrens

Kategorien für Auswertungsbereich Kooperation					
Nr.	Kooperationsbeziehungen	Qualität	Erwartungen	Kooperationskoordinator	Probleme
<i>Landkreis</i>					
4	<ul style="list-style-type: none"> Psychiatrie Opferberatungsstelle Schwangerschaftsberatung Schuldnerberatung Therapeuten Kliniken 	<ul style="list-style-type: none"> unkomplizierter Zugang viel von persönlichen Beziehungen abhängig [Zitat 7] 	<ul style="list-style-type: none"> klare Absprachen Fachhochschulen (Praktikantenwerbung, Vorstellung vor Studenten) 	<ul style="list-style-type: none"> nicht sicher, ob dies Sinn macht [Zitat 6] Zeitfaktor spielt große Rolle bedeutet zusätzliche Arbeit lieber weniger und guten Kontakt als zu viel 	<ul style="list-style-type: none"> schnelle Bearbeitung von Fällen erschwert durch langwierige Antragstellung unkooperative öffentliche Stellen langer Prozess (vorangestellte Gespräche u. weitere Begleitung des Jgdl.) hoher Zeitaufwand – viele Partnerschaften können daher nicht entstehen
14	<ul style="list-style-type: none"> Schule/Schulverwaltung Kultureinrichtungen Freizeitaktivitäten mittelständiger Wirtschaftverein Kreisjugendring spezifische Beratungsstellen KJPP – situationsabhängig 	<ul style="list-style-type: none"> Arbeit wird nur daran gemessen, dass Schaden in Öffentlichkeit gering bleibt [Zitat 5] Erwartung seitens Schule bei komplizierten Problemlagen zu unterstützen [Zitat 6] Verbindungen mit Schule Kleinstadt – wichtig persönliche Kontakte sich selbst bekannt machen 	<ul style="list-style-type: none"> mehr Unterstützung seitens Jugendamt mehr Unterstützung seitens Politik – Politik kein Interesse an Projekten [Zitat 23] Politik soll sich vor Ort ein Bild machen – mit Leuten ins Gespräch kommen SMS – Lobby schaffen für Arbeitsbereiche – Prioritäten setzen [Zitat 24/ 25] 		<ul style="list-style-type: none"> zu kurzfristiges Denken seitens Öffentlichkeit Mitarbeit der Schulen in Öffentlichkeit gering – starrer Blick, nicht über Schule hinaus [Zitat 8] Suchberatungsstellen nicht für Jugendliche geeignet (Diakonie Monopolstellung) [Zitat 21]

Kategorien für Auswertungsbereich Fort- und Weiterbildung					
Nr.	allgemeine Situationslage	Angebotsstruktur	Grenzen in Arbeitsweisen und Kompetenzen	erwartete Themen	organisatorische/ inhaltliche Erwartungen
4	<ul style="list-style-type: none"> bestimmtes Budget für komplettes Team teilweise unzufrieden, da nicht alle Kosten von Arbeitgeber übernommen werden 	<ul style="list-style-type: none"> Zugang zu Angeboten schwierig (z.B. über Internet nicht leicht zugänglich) 	<ul style="list-style-type: none"> Selbstüberschätzung der Ziele und damit Unzufriedenheiten der Jgdl. an MA ausgelassen [Zitat 2] nach ständigen Veränderungen u. Verbesserungsvorschlägen suchend Regeln werden nicht eingehalten – Meinungen von anderen werden nicht akzeptiert Konsequenzen die ausgesprochen werden, werden nicht angenommen [Zitat 3] Vermittlung zwischen Eltern und Kind [Zitat 4] schnelle Bearbeitung von Fällen erschwert durch langwierige Antragstellung 	<ul style="list-style-type: none"> Beratung als Themenschwerpunkt in offener JA Jugend und Aggressionen Methodenkoffer, anwendbare Workshops für Jgdl. in offener JA erlebte pädagogische Impulse Wie können Regeln konsequent durchgesetzt werden und so gestaltet sein, dass sie von Jgdl. angenommen werden? Mittlegespräche zwischen Eltern und Kindern ohne Zw. den S. fühlen zu sitzen systemischer Ansatz aktuelle Jugendkulturen, -szenen Wirkungen von Drogen, Auswirkungen 	<ul style="list-style-type: none"> begrenzte Budget muss aufgeteilt werden Arbeitgeber an Kosten beteiligen Bundesweiter Katalog (Übersicht: Anbieter, Standort, Angebot, Schlagwörteruche) mit einfacher Handhabung – aufgrund Zeitfaktor hilfreiche Angebotsbeschreibung für Benutzendeinsteiger
14	<ul style="list-style-type: none"> einige MA erkennen Wert von WB nicht an WB wichtig für Entwicklung im Beruf [Zitat 18] 		<ul style="list-style-type: none"> keine festen Gruppen, diffuser, unstrukturierter Verbindendes bei Teilnehmern mit Jgdl. für 	<ul style="list-style-type: none"> Strategien zur effektiven Kontaktaufnahme 	